Handbücher der Auslandskunde

Band 2

Englandkunde

Teil II

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main

5707

Handbücher der Auslandskunde

Herausgegeben von

Dr. Paul Hartig
Studienrat an der Westend-Schule
in Berlin-Charlottenburg

und

Dr. Wilhelm Schellberg
Geh. Reg.-Rat, Ministerialrat in Berlin

*

Band 2

1929
Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Handbuch der Englandkunde

Zweiter Teil

Mit Beiträgen von
K. Arns, Ph. Aronstein, G. Becking,
K. Bornhausen, K. Friebel, H. Levy,
L. Mackensen, W. Scheidt
und E. Wahle

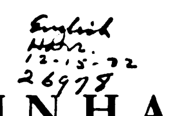
*

1929
Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Bestell-Nr. 5707



Piererache Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.



INHALTSVERZEICHNIS



Abbildungstafeln

Zu Wahle, Vor- und frühgeschichtliche Zeit

Zu Aronstein, Englische Dramatik

Die Britischen Inseln in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von Ernst Wahle

Während einer ganzen Reihe von Jahrzehnten haben die im Boden schlummernden archäologischen Denkmäler der Britischen Inseln nur geringe Beachtung erfahren. Erst in neuerer Zeit ist man bestrebt, sie unter allgemeineren Gesichtspunkten zu ordnen und durch planmäßige Ausgrabungen zu vermehren; die in der Zwischenzeit anderwärts erarbeiteten und erprobten archäologischen Methoden leisten dabei vortreffliche Dienste. Wenn der Bestand der Britischen Inseln an vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern trotzdem bereits sehr ansehnlich erscheint, so hat das darin seinen Grund, daß sich diese Dinge hier über dem Erdboden in viel größerer Menge bis auf den heutigen Tag erhalten haben als anderwärts. Die verhältnismäßig geringe landwirtschaftliche Nutzung, welche den Inseln in den letzten Jahrhunderten eigentümlich ist, hat eine Fülle von Steinbauten und Grabhügeln, Befestigungen und sonstigen Erddenkmälern vor der Zerstörung bewahrt. Bei uns sind — gewisse Gebiete, wie z. B. Teile von Oberbayern und der Lüneburger Heide ausgenommen — infolge der Zunahme der Bodenkultur gerade in dieser Zeit die meisten derartigen Anlagen verschwunden; Großbritannien hingegen hat jetzt einen archäologischen Sachverständigen bei der Landesvermessung und bedient sich der Fliegeraufnahme für die Feststellung und Kartierung der Überreste aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit. —

Die Besonderheiten der ältesten Geschichte der Britischen Inseln können nur aus ihrer Lage innerhalb Europas und zu den Ländern ältester menschlicher Gesittung, sowie aus ihrer Inselnatur verstanden werden. Die Inseln liegen am Nordwestrande der alten Welt, von dem belebten und völkerverbindenden Mittelmeere getrennt durch eine breite Zunge Europas, und darum leichter noch zu Wasser durch die Straße von Gibraltar als auf dem Landwege durch das alte Gallien erreichbar. Im Orient suchen wir die Heimat des Getreidebaues und unserer Haustiere; von hier aus ist die damit verbundene Möglichkeit des Überganges vom unsteten Sammlerdasein zur seßhaften, bäuerlichen Lebensweise auch den Völkern anderer Länder mitgeteilt worden. Hier haben wir — im Zusammenhang mit dem Gegensatz zwischen Stromoase und Wüste — bereits sehr früh ein Zusammenwohnen zahlreicher Menschen auf beschränktem Raum, und sehen hieraus eine mannigfache wirt-

schaftliche und gesellschaftliche Gliederung, die Anfänge von Wissenschaft und höheren Rechtsbegriffen, endlich sogar feste Staatengebilde entstehen. Es ist selbstverständlich, daß alle diese Errungenschaften zuerst nach dem Südosten unseres Erdteiles übertragen werden, wo sie im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Grundlage der kretisch-mykenischen Kultur bilden, und daß sie erst sehr spät nach den Britischen Inseln gelangen. An der Entwicklung sowohl der Hallstatt- wie der Latènekultur, welche an den Rändern der antiken Welt auf der Grundlage der von ihr ausgehenden Anregungen entstehen, sind die Inseln nicht beteiligt.

Nur noch während der Diluvialzeit hingen Großbritannien und Irland mit dem Festlande zusammen; der größte Teil der Nordsee, des Kanals und der Irischen See war Festland, und so nimmt es nicht Wunder, wenn wir bereits den paläolithischen Menschen auf englischem Boden sehen, und daß seine Kultur dieselbe ist, welche sich gleichzeitig in Westeuropa findet. Später aber haben die Britischen Inseln nur auf dem Wasserwege erreicht werden können, und sie sind denn auch sowohl von der Pyrenäenhalbinsel aus wie von Skandinavien her oftmals angesegelt worden. In der einen wie in der anderen Richtung lassen sich Handels- und Kulturbeziehungen feststellen, und man versteht es, wenn in vieler Hinsicht die Vor- und Frühgeschichte der Britischen Inseln im Rahmen derjenigen Westeuropas gewürdigt werden muß. Ebensogut aber ist es erklärlich, daß die archäologischen Verhältnisse in mancher Hinsicht die Inselnatur ihres Untergrundes kundgeben; mehr als eine Anregung, die den Britischen Inseln zugeflossen ist, hat hier eine Ausprägung erfahren, die in dieser Selbständigkeit anderwärts wohl kaum möglich gewesen wäre. Daß die Beziehungen der Britischen Inseln zu dem ihnen am nächsten liegenden Teile Europas, dem Boden des heutigen Frankreich und des nordwestlichen Deutschland, besonders eng und mannigfach sind, ist leicht verständlich. Die Anregungen, welche vom europäischen Festlande aus diesen Weg benutzten, gelangten immer erst nach England, ehe auch Schottland und Irland von ihnen zehren konnten. Nur auf diesem Wege aber, der die kürzeste Seefahrt bedingte, haben Einwanderungen von Völkern stattfinden können, und auch diese sehen wir sich immer zunächst über den Boden Englands ergießen. Ein Teil von ihnen ist gar nicht über ihn hinausgelangt, was auch von der römischen Besitznahme gilt. Die Völkerkarte der Gegenwart gibt uns zu erkennen, daß sich in Irland und Schottland die vorangelsächsische Bevölkerung gehalten hat, und daß ihr auf englischem Boden das Gebirge von Wales eine Zuflucht bot. Es gibt also

nur eine einzige Richtung, in welcher die Völkerbewegungen auf den Inseln vor sich gegangen sind, diejenige von Südosten nach Nordwesten. Nach Irland und Schottland haben sich verschiedene Male die Bewohner der Inseln zurückgezogen, wenn neue Einwanderer Nordsee und Kanal überquerten; hier hat sich manches an Einrichtungen und Zuständen länger halten können als auf englischem Boden. Nur einmal bieten die Inseln ein anderes Bild; mit dem Aufkommen der Kenntnis der Metalle gewinnen Irland und Cornwall durch ihren Reichtum an Kupfer, Zinn und Gold eine große Bedeutung, und ihr Absatz nach Skandinavien, Deutschland und Teilen des westeuropäischen Festlandes verleiht den Inseln in der frühen Metallzeit eine ganz besondere, in ihrer vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung sonst nicht wiederkehrende Stellung. Ebenso wie sonst die Inselnatur des hier behandelten Gebietes und seine Lage den Schlüssel zum Verständnis vieler Erscheinungen seines Werdeganges darstellen, lehrt uns hier sein Vorrat an natürlichen Bodenschätzen den Verlauf der Entwicklung verstehen. Das Verhältnis der Inselbewohner zu den Gewässern, die ihre Heimat umsäumen, ist nicht anders als dasjenige prähistorischer Küstenbevölkerung überhaupt; hat doch erst die Entdeckung Amerikas die Königreiche nachdrücklich auf überseeischen Verkehr hingewiesen. —

Paläolithische Funde sind im wesentlichen auf das großenteils unvereist gebliebene südliche England beschränkt; in Schottland und Irland fehlen sie ganz. Der Sammler der älteren Steinzeit, welcher Zeitgenosse der großen diluvialen Säugetiere war und die Gletscher der Eiszeit erlebte, hat noch trockenen Fußes England erreichen können. Aber die hier — namentlich längs der Themse — gefundenen Spuren seiner Anwesenheit, unter denen schöne Faustkeile des Altpaläolithikums besondere Beachtung verdienen, sind insgesamt nur spärlich. Insbesondere ist das Jungpaläolithikum schwach vertreten, und damit fehlen die Zeugnisse der auf französischem und spanischem Boden so reich vorhandenen Kunst dieser Zeit hier ganz.

Wie aus dem unstet durch die Lande streifenden Sammler dieser Kulturstufe der seßhafte, Anbau treibende und Haustiere züchtende Bauer der jüngeren Steinzeit wird, wissen wir noch nicht. Vorläufig finden wir noch immer diese neolithische Wirtschaft in den Fundschichten mit einem Male fertig vor. Sie ist, wie wir heute annehmen, im Orient beheimatet; aber ob sie als Ganzes oder nur stückweise sich von da ausbreitete, welche Wege sie einschlug und in welche Zeiten die einzelnen Etappen ihres Vorrückens fallen, können wir noch nicht sagen. Ebenso ist es noch unklar, wie weit sie durch Übertragung und

wie weit sie etwa durch Wanderung ausgebreitet worden ist. Auch die Fundschichten des sogenannten Frühneolithikums (Mesolithikum), welche zwischen das Ende der älteren Steinzeit und den heute nachweisbaren Beginn der Bauernwirtschaft fallen, helfen in dieser Hinsicht nicht weiter. Sie sind in Schottland und Irland ebenso vorhanden wie auf englischem Boden; aber insgesamt erinnern sie in der Art ihres Vorkommens und ihrer sonstigen Erscheinungsform noch so sehr an das Paläolithikum, daß man die Träger dieser Kulturen als Sammler ansprechen möchte, welche noch ohne diejenige Vorsorge für die Zukunft, wie sie dem Bauern eigentümlich ist, ihr Dasein fristen. Beachtung verdient, daß die jüngste dieser frühneolithischen Stufen, das Campignien, welches in England nur angedeutet erscheint und in Schottland fehlt, auf dem Boden Irlands eine Sonderentwicklung erlebt.

Ungleich greifbarer als der Mensch dieser Zeiten ist uns der Bauer des eigentlichen Neolithikums, der mehrere Getreidesorten sät und erntet, und der auch bereits unsere großen Haustiere (vielleicht mit Ausnahme zunächst noch des Pferdes) züchtet. Er ist seßhaft, kennt bereits festere gesellschaftliche Organisationen und bezieht einen Teil seines Bedarfes an Geräten von berufsmäßigen Handwerkern; in kleinen Betrieben wird der für die Herstellung von Geräten so wichtige Feuerstein auf bergmännische Art gewonnen und verarbeitet. Die Britischen Inseln sind jetzt ein Stück des großen Gebietes der westeuropäischen Megalithgräberkultur. Allem Anschein nach gelangt diese von der Bretagne und aus der Normandie zu ihnen und fällt hier in dieselbe Zeit. Ihre Erscheinungsform ist hier wie da im wesentlichen dieselbe; doch dürfen einige Besonderheiten auf den Inseln nicht unberücksichtigt bleiben. Die früheste Ausbildung erhält diese Megalithgräberkultur auf europäischem Boden offenbar auf der Pyrenäenhalbinsel, und ihr Zweig, der nach den das westliche Ostseebecken umlagernden Ländern gelangt und uns in den Hünenbetten der Lüneburger Heide so geläufig ist, dürfte wohl der jüngste sein. Es liegt durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß sich die bäuerliche Wirtschaft des Neolithikums zusammen mit den Megalithgräbern von der Pyrenäenhalbinsel aus nach Norden verbreitet hat, nachdem sie über Nordafrika aus dem Orient dorthin gelangt war. Wie weit es sich bei der Ausbreitung der großen Steingräber nicht nur um eine Kulturübertragung handelt, sondern zugleich um eine Völkerwanderung, steht noch dahin. In dem aus den Gräbern bekannten Fundstoff scheiden sich die verschiedenen Provinzen des Megalithgräberkreises besser als in den Grabformen selbst; doch gibt dieser Stoff zu erkennen, daß die Pro-

vinzen bei aller Selbständigkeit immer noch in einer gewissen Berührung geblieben sind. So bekunden zum Beispiel die Gefäßformen enge Beziehungen sowohl zu südwesteuropäischen Vorbildern wie zu der Keramik der nordischen Megalithgräber. Die genauere Kenntnis der volklichen Grundlagen dieser Megalithgräberkultur, welche uns heute noch fehlt, ist deshalb sehr wichtig, weil die in ihr zum Ausdruck kommenden Völkerstämme die ersten sicher seßhaften Bewohner Westeuropas sind, und weil alle späteren, über Westeuropa gegangenen Wanderungen den Nachkommen dieser Neolithiker begegnet sind. Völker wandern niemals restlos aus, und so müssen die Träger der Megalithgräberkultur später noch irgendwie greifbar sein.

Die einfachste Form des Megalithgrabes ist diejenige des Dolmens. Ungleich häufiger aber als sie erscheint auf den Britischen Inseln das Ganggrab, über welchem sich ein Hügel aus Erde oder Steinen wölbt. Durch Ausbau dieser letzteren Form entsteht das Kuppelgrab; eine britisch-irische Fortsetzung dieses Typus stellt das Kuppelgrab mit kreuzförmigem Grundriß dar, ein mächtiger, von zahlreichen Händen geschaffener Bau, den wir wohl als das Grab einer Häuptlingsfamilie ansprechen dürfen. An sonstigen Steindenkmalen begegnen uns einzeln stehende Säulen, Menhire genannt, welche jetzt als Grabstelen aufgefaßt werden, sowie dieselben Säulen in reihenweiser Anordnung, als *alignements* gewöhnlich bezeichnet und angesehen als die Einfassungen der zu den Grabstätten führenden Wege. Ordnen sich derartige Säulen zu einem Kreise, so begrenzen sie einen Grabbezirk. Der größte Steinkreis (Cromlech), den wir kennen, ist derjenige von Avebury; seine nur noch spärlich vorhandenen Reste besagen, daß er einen Durchmesser von etwa 400 m gehabt hat. Kleiner, aber durch ihre bessere Erhaltung besonders wertvoll ist die bekannte Anlage von Stonehenge (Abb. Bd. I bei S. 15), welche ebenfalls in diese Gruppe von Denkmälern gehört und wahrscheinlich weder als Sonnentempel aufgefaßt, noch zu irgendwelchen astronomischen Punkten und Linien in Beziehung gebracht werden kann. Neuere, in Stonehenge vorgenommene Grabungen machen es sehr wahrscheinlich, daß dieses Bauwerk in drei großen Abschnitten errichtet worden ist. Ebenso wie die entwickelteren Formen der eben genannten Gräber reichen diese Cromlechs weit in die Bronzezeit hinein; noch um 1500 v. Chr. können die jüngsten unter ihnen entstanden sein. Auch Stonehenge und Avebury fallen erst in die ältere Hälfte des zweiten Jahrtausends.

Die Weiterführung dieses Brauches der großen Steingräber in die Metallzeit hinein und die ununterbrochene Weiterbildung der Grab-

formen bekunden, daß sich die Träger dieses Kulturkreises als Volk in die Bronzezeit hinein halten (Abb. 3). Dies verdient angesichts der Tatsache Beachtung, daß etwa vom Beginn der Bronzezeit an auf den Inseln ein neues Volk erscheint. Es ist kenntlich an der einfachen Bestattung der Toten unter Erdhügeln und an den schlanken Bechern, welche die Gräber als Beigabe enthalten. Von etwa 2500 v. Chr. an sehen wir diese Leute ganz England und die schottische Ostküste besetzen; nach Irland scheinen sie nur in sehr geringer Kopfzahl gelangt zu sein. Dieser letztere Umstand ist ebenso beachtlich wie die Tatsache, daß die schlanken Becher in Cornwall sehr selten sind. Man hat danach den Eindruck, daß das neue Volk — wenigstens zunächst — in denjenigen Teilen der Inseln keinen Einfluß gewonnen hat, in denen von etwa 3000 v. Chr. an in gewissem Umfange bereits Metall gewonnen worden ist. Diese Einwanderung kommt vom Niederrhein nach England hinüber; die Leute stammen teils aus den Rheinlanden, teils aus Mitteldeutschland, wo namentlich in Kurhessen Erscheinungen angetroffen werden, welche solchen auf den Britischen Inseln entsprechen. Wer diese Leute gewesen sind, wissen wir noch nicht. Nur so viel ist sicher, daß die Antwort auf diese Frage einmal nicht unter zu engen Gesichtspunkten gegeben werden darf. Denn diese einfachen Hügelgräber mit schlanken Bechern darin sind durchaus nicht auf die genannten Gebiete beschränkt; sie finden sich in Holland ebenso wie in Südrußland, im Vorlande nördlich der Alpen wie im südlichen Skandinavien. Trotz mannigfacher örtlicher Besonderheiten gehört dieser Fundstoff zusammen; er verkündet uns in seiner gegenüber der zeitgenössischen Umgebung außerordentlich auffallenden Einheitlichkeit eine volkliche Zusammengehörigkeit. Im Hinblick darauf, daß in Norddeutschland und dem südlichen Skandinavien aus diesem Kreise allem Anschein nach die Germanen hervorgehen und auf dem ostfranzösisch-süddeutschen Boden ebenso im Laufe der Zeit die Kelten, neigt man jetzt dazu, in den Toten der Grabhügel mit den schlanken Bechern Leute indogermanischen Stammes zu erblicken; dabei bleibt es zunächst noch offen, ob dieser Kreis die Gesamtheit der Indogermanen veranschaulicht oder nur einen Teil von ihnen. Gegen die Zugehörigkeit des nach Großbritannien übersetzenden Zweiges zu der indogermanischen Völkerfamilie spricht es nicht, daß die Toten dieser Gräber sogenannte Kurzköpfe sind; es herrscht jetzt volle Klarheit darüber, daß die Indogermanen in anthropologischer Hinsicht durchaus nicht einheitlich waren. Freilich kann dieser Zweig nicht mit dem Namen eines indogermanischen Teilvolkes beliehen werden. Die Kelten konsolidieren sich

allem Anscheine nach erst in viel späterer Zeit, und zwar in Ostfrankreich und Süddeutschland; von hier aus senden sie einen kräftigen, archäologisch greifbaren Zweig am Ausgang des vierten vorchristlichen Jahrhunderts nach den Inseln hinüber; so kann man an sie nicht denken, und es fragt sich, ob dieser Zug jemals für die Sprachwissenschaft Bedeutung gewinnt.

Wie bereits gesagt, ergreift diese Einwanderung der Becherleute von den Gebieten der Metallgewinnung in Irland und Cornwall offenbar nicht Besitz. Auch deshalb, weil diese Wanderung nur ein einzelnes Glied größerer, damals über Europa hinweggegangener Völkerbewegungen ist, neigt man dazu, diese Zuwanderung nicht mit der großen Bedeutung des Metallreichtums der Inseln in Zusammenhang zu bringen. Die Formen der in die Zeit zwischen etwa 3000 und 2500 v. Chr. fallenden irischen Kupferfunde besagen uns, woher die Anregung zur Aufsuchung und Nutzung der einheimischen Metallschätze nach den Inseln gelangt ist; es sind spanische Typen. Schon in dieser Kupferzeit hat Irland eine gewisse industrielle Blüte erlebt; die Auffindung der reichen Zinnlager in Cornwall gab dann die Möglichkeit, eine reiche Bronzeindustrie zu entwickeln, und die Goldschätze Irlands kamen noch hinzu. Das Kupfer ist ein recht weiches Metall, und erst ein gewisser Zusatz von Zinn zu ihm ergibt eine so harte Mischung — Bronze genannt —, welche an Brauchbarkeit dem Stein nicht nachsteht und ihn darum verdrängte. Die Vorkommnisse von Zinn sind auf der Erde wesentlich spärlicher gesät als diejenigen des Kupfers. Das indische Zinn war der antiken Welt offenbar noch nicht bekannt, und so war sie zum großen Teil auf das westeuropäische angewiesen, welches teils in Spanien, teils in Cornwall gewonnen wurde.

So beginnt mit der Bronzezeit eine Periode sehr starker Metallausfuhr von den Inseln. Diejenigen Formen, welche dem ersten Abschnitt dieser britisch-irischen Bronzezeit eigentümlich sind, geben in ihrer Verbreitung das Absatzgebiet der jungen Industrie zu erkennen. Die Länder, welche das westliche Ostseebecken umlagern, lernen anscheinend erst durch Ausfuhr von den Inseln her die Metalle in größerer Menge kennen. Dies gilt für Schweden und Dänemark, für Teile Mitteldeutschlands und für fast das ganze norddeutsche Tiefland. Aber auch große Teile von Frankreich werden versorgt, wie die Funde in den Gebieten längs der Nordwestküste bekunden; es ist kein Zufall, daß von den 15 in die Bronzezeit fallenden Goldschätzen, welche der französische Boden bis jetzt geliefert hat, nicht weniger als 13 den ge-

nannten Teilen Frankreichs entstammen. Geringer muß die Ausfuhr nach dem Nordwesten der Pyrenäenhalbinsel gewesen sein.

Sehr bald aber ändert sich dieses Bild. Nicht daß die Förderung an Rohstoffen nachgelassen hätte. Es entstehen in den Gebieten, welche keine eigenen Metall-Lagerstätten haben, eigene Metallwerkstätten; diese verlangen aber keine Fertigwaren, sondern lediglich Rohmetall in Barrenform, denn sie haben ihren eigenen Geschmack und bilden die Schmuck- und Gerätformen, welche vorher eingeführt wurden, in selbständiger Art weiter, so daß bald unter ihren Händen daraus etwas ganz anderes wird. Das ist insbesondere in den Ländern des westlichen Ostseebeckens zu verfolgen, wo in dieser Zeit die ältesten Germanen greifbar sind. Hier entsteht eine sehr selbständige bronzezeitliche Kultur, welche sogar gelegentlich Erzeugnisse ihrer Werkstätten, vielleicht auch andere Anregungen, nach den Britischen Inseln sendet. Wesentlich stärker noch als diese Einströmung ist diejenige, welche von Mitteleuropa her über den Kanal kommt und sich in den Formen der Bronzen kundgibt. Diese Tatsachen besagen sehr bestimmt, wie die britisch-irländische Blüte in der frühen Bronzezeit bewertet werden darf; sie baut lediglich auf den natürlichen Bodenschätzen auf und erstreckt sich nur auf die Beherrschung eines Teiles des europäischen Metallmarktes. Irgendein Kultureinfluß oder gar ein politischer ist damit nicht verbunden. Man kann also fast von einer Scheinblüte sprechen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß das germanische Absatzgebiet sehr bald dem britisch-irländischen Metall verlorengeht. Im südöstlichen Europa finden sich Liebhaber für den nordischen Bernstein, den die Westküste Jütlands in so reichem Maße spendet, und so hat man jetzt die Möglichkeit, sich aus anderer Richtung mit Bronze und Gold einzudecken.

Die spätere Bronzezeit der Britischen Inseln erweckt kein besonderes Interesse; insbesondere sind die Grabfunde noch viel zu wenig zahlreich, als daß sie uns sagen könnten, wie sich die Nachkommen der Träger der Megalithgräberkultur zu dem Bechervolk weiterhin verhalten. In die späteste Bronzezeit fällt die Einfuhr aus dem Hallstattkreise; aber sie ist nur begrenzt, und eine eigene frühe Eisenzeit haben die Inseln nicht erlebt. Erst im Laufe des vierten Jahrhunderts geht an dieser Stelle der Peripherie Europas die Bronzezeit zu Ende.

Die eigentliche Eisenzeit beginnt auf den Inseln erst mit dem Auftreten der keltischen Körpergräber der Latènezeit um 300 v. Chr. In großen Scharen gehen diese Kelten von Nordfrankreich aus über den Kanal; sie besiedeln das südöstliche England und Irland. Bald nach



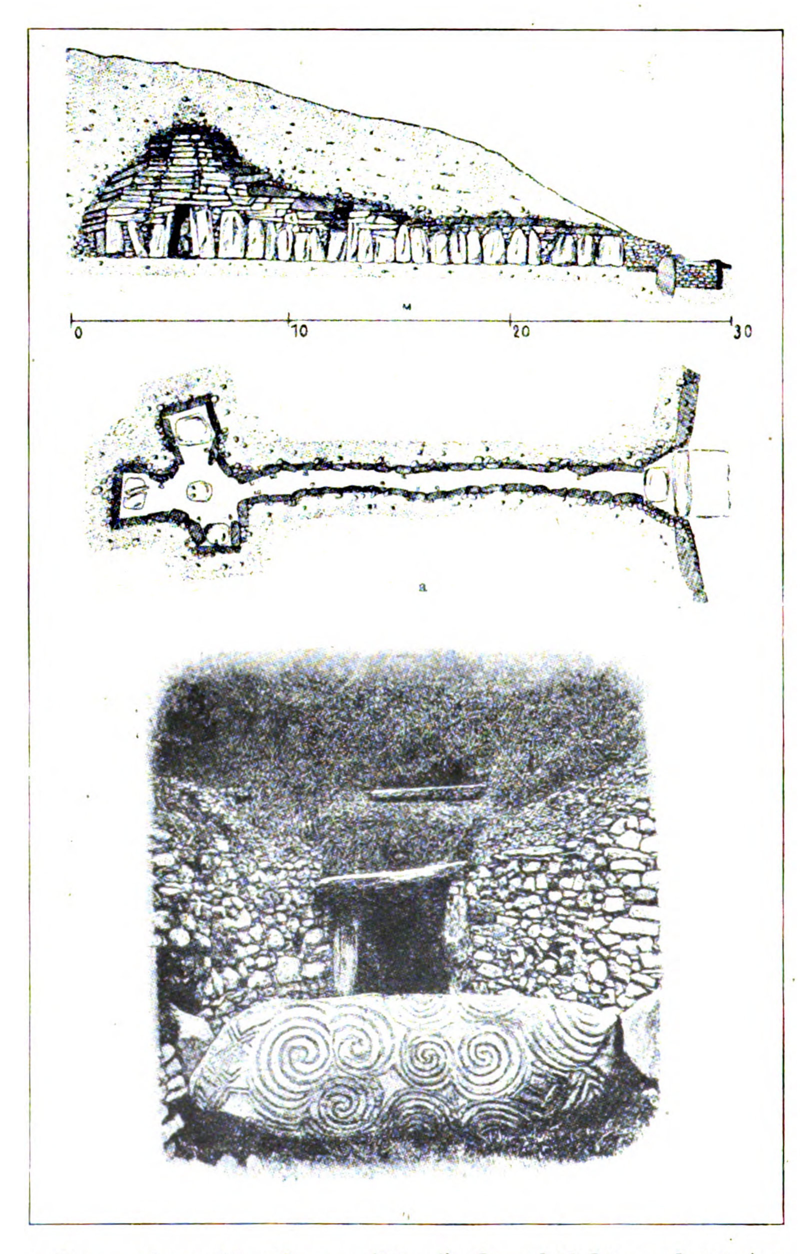
1. Aylesford (Kent): Familiengrab m. Brandbestattungen der späteren Latènezeit. (Nach: British Museum. Guide to the Early Iron Age Antiquities. 2. Aufl. 1925)



2. Grabstein von Bibury (Gloucestershire), 1000–1050 n. Chr. (Nach: British Museum. Guide to Anglo-Saxon Antiquities. 1923)



Tafel II



3. Ganggrab von New Grange (Irland): Grundriß, Längsschnitt, Ansicht der äußeren Mündung des Ganges mit dem vor ihr liegenden spiralverzierten Stein. (Nach: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VIII)

200 v. Chr. folgt ihnen eine weitere Welle. Ihre spätlatènezeitlichen Brandgräber finden sich in einem großen Teile des südlichen England (Abb. 1); sie besagen, daß es sich hier um eine Zuwanderung von Belgen, d. h. einer gallisch-germanischen Mischbevölkerung aus dem Gebiet von Schelde und Maas handelt. Ob außer diesen beiden Strömen noch eine dritte und ältere keltische Einwandererschicht anzunehmen ist, wissen wir noch nicht; gewisse englische Funde, welche den späthallstättischen Erscheinungen der Rheinlande nahe verwandt sind, lassen uns mit dieser Möglichkeit rechnen. Die latènezeitlichen Kelten treten uns auf den Britischen Inseln mit denselben reich ausgestatteten Gräbern entgegen wie anderwärts. Ihr Kunstgewerbe steht hier demjenigen nicht nach, das sie auf französischem und süddeutschem Boden entwickeln; die keltische Emailtechnik hat in England ihren Hauptsitz.

Nur England wird für einige Jahrhunderte ein Stück des Römischen Reiches. Kaum berührt von der antiken Welt, leben in Irland und Schottland die Kelten weiter, wohl als eine Herrenschicht über der alteingesessenen Bevölkerung, aber doch in denselben wirtschaftlichen und sozialen Formen wie vorher, welche im Grunde noch immer diejenigen der jungsteinzeitlichen Bauern sind. Und ebenso hält sich der Latènestil; in seiner Art wird der ganze Bedarf der keltischen Häuptlinge an kunstgewerblichen Erzeugnissen geschmückt. Vom 5. Jahrhundert an treten neben diese Verkörperungen der weltlichen Macht die Klöster; in ihren Erzeugnissen in Stein und Edelmetall sowie in ihrer Buchmalerei erreicht die keltische Kunst ihren Höhepunkt. Vom Ende des 8. Jahrhunderts ab suchen Wikinger die Inseln heim; sie bringen die nordische Flechtornamentik mit, und nun entsteht in der Folgezeit aus der gegenseitigen Durchdringung der alten keltischen Kunst und dieser ganz anders gearteten ein neuer Stil, der uns in den irischen Schöpfungen des 9.—12. Jahrhunderts begegnet (Abb. 2). Nur am äußersten Rande Europas — vielleicht darf man sagen: nur auf einer Insel am äußersten Rande Europas — hat sich der Latènestil durch mehr als ein Jahrtausend hin behaupten können; nur hier war er dann noch so lebendig, daß er ein Ausgangspunkt eines neuen Stiles sein und unmittelbar in die Kunst des Mittelalters ausmünden konnte. In die Zeit dieser letzten Entwicklung fällt auch das Ende der vor- und frühgeschichtlichen Zeit Irlands und Schottlands. Nicht nur, daß jetzt die schriftliche Überlieferung reicher fließt; straffere staatliche Organisation, vermehrte Arbeitsteilung, die in städtischen Siedlungen ihren Ausdruck findet, und anderes mehr machen den alten, einfachen Zuständen ein Ende, die sich trotz des Hinzukommens zahlreicher neuer

Güter im Laufe von Jahrtausenden doch nur verhältnismäßig wenig geändert haben. Die frühmittelalterlichen Bauern dieser Gebiete sind in vieler Hinsicht denjenigen des Neolithikums noch durchaus vergleichbar.

Wenn in England die Entwicklung im ersten Jahrtausend n. Chr. wesentlich anders verläuft, so ist dies die Folge sowohl römischer Herrschaft über dieses Land wie auch seiner Lage; ist es doch den vom europäischen Festlande ausgehenden Einflüssen am ehesten ausgesetzt. Die antike Kultur hält jetzt ihren Einzug, und aus ihrer Vermählung mit dem Einheimischen entsteht als ein neues Gebilde die provinzialrömische Kultur. Denn die Römer sind an Zahl viel zu schwach, um die von ihnen vorgefundene, alteingesessene Bevölkerung zu Römern zu stempeln. Sie bilden eine nur sehr dünne Schicht, und so kommt in den römerzeitlichen Denkmälern der Provinz Britannien ebenso häufig wie mannigfach die unterworfene Bevölkerung zum Ausdruck. Zum Schutze vor den Einfällen der nicht dem Reiche einverleibten Bewohner Schottlands wird die Nordgrenze des römischen Gebietes befestigt (Vallum Hadriani, Vallum Antonini) (Abb. Bd. I bei S. 15). Ebenso wie anderwärts ist es auch hier weniger die militärische Tüchtigkeit der Fremdvölker als der innere Zerfall des Römischen Reiches, welcher den Fremdvölkern in spätrömischer Zeit die Durchbrechung der Grenzanlagen und die Brandschatzung der Provinzen gestattet. Die Bewohner Irlands sind hieran nicht minder beteiligt wie diejenigen Schottlands; einige große Schätze aus der Zeit um 400 werden glaubhaft mit den Kriegszügen des Niall Naoighiallach, Oberkönigs von Irland, in Zusammenhang gebracht, welche sich nicht nur auf den englischen Boden beschränkt, sondern auch Nordfrankreich heimgesucht haben.

Brandschichten und vergrabene Schätze zeigen uns den Weg, welchen diese Kriegs- und Beutefahrten eingeschlagen haben. Sagen sie uns, daß sich das Römische Reich ihrer nicht mehr erwehren kann, so kündet eine andere ungleich wichtigere Tatsache uns das wirkliche Ende der römischen Herrschaft: die Einwanderung der Angelsachsen. In breiter Front kommen sie vom Festlande her und lassen sich auf dem Boden des südlichen England nieder. Das archäologische Inventar ihrer Friedhöfe ist dasjenige der Merowingerzeit; seine enge Verwandtschaft mit demjenigen aus dem nordwestlichen Deutschland wurde schon in den Anfängen archäologischer Forschung erkannt. Diese angelsächsische Besiedelung des Landes leitet einen neuen, den vierten großen Abschnitt in der geschichtlichen Entwicklung des englischen Bodens ein. Die römische Zeit ist insofern nur eine Episode, als die

neue germanische Besiedelung des Landes für die Mehrzahl der römerzeitlichen Kulturgüter zunächst noch keine Verwendung hat. Erst im Laufe der Zeit erfolgt die innere Auseinandersetzung der Angelsachsen mit dem Erbe aus der Antike, das ihnen teils in ihrem Siedelungsgebiete entgegentritt, teils zum zweiten Male auf friedlichem Wege in das Land gebracht wird.

Literatur

M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Berlin. Seit 1924 im Erscheinen begriffen. (Besonders die Stichworte Großbritannien und Irland, Kelten, Megalithgrab, mit zahlreichen Verweisen auf die gesondert behandelten wichtigeren Fundorte; reicher Abbildungsstoff; leider ist nur die vorrömische Kulturentwicklung in dem sonst sehr umfassenden Werke berücksichtigt.)

J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Straßburg (Berlin) 1911 ff. (Behandelt auch die Merowingerzeit; zahlreiche Aufsätze zur Archäologie der Angelsachsen.)

British Museum. A Guide to the Antiquities in the Department of British and Mediaeval Antiquities. Stone Age 3. Aufl. 1923; Bronze Age 2. Aufl. 1920; Early Iron Age 2. Aufl. 1925; Roman Britain 1922; Anglo-Saxon Antiquities 1923.

D. A. Mackenzie, Ancient Man in Britain. 1923.

R. E. M. Wheeler, Prehistoric and Roman Wales. Oxford, Clarendon Press 1925.

C. Fox, The Archæology of the Cambridge Region. Cambridge, University Press 1923.

R. A. S. Macalister, Ireland in Pre-celtic Times. Dublin-London 1921.

R. A. S. Macalister, The Archæology of Ireland. London.

W. Bremer, Die Stellung Irlands in der europäischen Vor- und Frühgeschichte. Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz. 1927. S. 171—185.

G. Coffey, The Bronze Age in Ireland. Dublin und London 1913.

F. Haverfield und G. Macdonald, Roman Occupation of Britain. Oxford, Clarendon Press 1925.

F. Haverfield, The Romanization of Roman Britain. 2. Aufl. Oxford 1912.

G. Home, Roman York. The Legionary Headquarters and Colonia of Eboracum. London 1924.

E. Th. Leeds, The Archæology of the Anglo-Saxon Settlements. Oxford 1913.

G. B. Brown, The Arts in Early England. Vol. 2: Anglo-Saxon Architecture. 2. Aufl. London, Murray, 1925.

E. Brenner, Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit. 7. Bericht der Römisch-germanischen Kommission für 1912. Frankfurt am Main 1915. S. 253—350 (besonders S. 342—346).

Royal Irish Academy Collection. Guide to the Celtic Antiquities of the Christian Period preserved in the National Museum. Dublin 1909.

Dieses Schrifttum (außer den Werken von Ebert und Hoops) ist teils typologisch-chronologisch, teils antiquarisch-beschreibend gerichtet. Nur der Aufsatz von Brenner ist untersuchender Art; die übrigen Schriften und Aufsätze bieten Darstellungen von sehr verschiedener Tiefe. Die fünf Kataloge des Britischen Museums enthalten weniger ein Sammlungsinventar denn eine gute Übersicht; sie werden durch den an letzter Stelle genannten Dubliner Führer vortrefflich ergänzt. Alle Schriften sind reich mit Abbildungen ausgestattet, die zum Teil durch Karten ergänzt werden.

Aufriß der englischen Volkskunde

Von Lutz Mackensen

Wer unter „Volkskunde" nichts als eine Bauernkunde verstehen will, wird Mühe haben, die Berechtigung einer „englischen Volkskunde" einzusehen. Denn einen Bauernstand, wie wir ihn in Deutschland haben, kennt England nicht. Dennoch ist England das Land, das zur gedeihlichen Entwicklung der Volkskundewissenschaft die wesentlichsten Gedanken beigesteuert hat; hier gab *Ambrose Merton* 1846 mit dem Ausdruck *folklore*, den er zuerst im „Athenaeum" zur Bezeichnung der neuen Wissenschaft vorschlug, dieser eine Zielrichtung, die für Deutschland jahrzehntelang, für die nordgermanischen Völker bis heute maßgebend geblieben ist; hier hatte über dreißig Jahre vor *Merton* bereits *John Brand* sein berühmtes zweibändiges, oft aufgelegtes Sammelwerk *Observations on Popular Antiquities of Great Britain* (1813) zustande gebracht, das bis zu diesem Tage den Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit großbritannischer Volkskunde bildet; hier endlich entstand in den *Notes and Queries* (1859) die erste Zeitschrift, in der *Folklore Society* (1878) die erste große Gesellschaft für Volkskunde, die über örtliche Bedeutung weit hinausragten. Die Gründe für diese lebhafte Betätigung auf volkskundlichem Gebiet, die die englischen Forscher von jeher auszeichnet, liegen in dem bunten ethnologischen Aufbau des englischen Volkes, dem Neben- und Durcheinander verschiedenartigster und vielgestaltiger Volkstumsschichten, das zur Beobachtung und Erforschung verlockte, und von dem noch eingehender zu reden sein wird. Das Fehlen eines einheitlichen Bauernstandes aber hat die englische Volkskunde vor einem Fehler bewahrt, der bei uns immer wieder gemacht wird: nämlich Volkstum und Bauerntum gleichzusetzen. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, bietet die englische Volkskunde dem Deutschen eine Fülle auch prinzipieller und methodischer Anregungen und Überlegungen.

Es ist dieses Fehlen des Bauerntums, das — wenigstens für den deutschen Beobachter — dem englischen Volksleben seinen besonderen Stempel aufdrückt. Kaum ein deutsches Reisewerk, das englische Eindrücke schildern möchte, unterläßt einen Hinweis auf diese Tatsache: die weiten Rasenflächen mit weidendem Rindvieh, Schafen oder Pferden, hinter denen die Gersten- oder Weizenfelder fast ganz zurücktreten, die breit-behaglichen Landsitze in den ausgedehnten, gepflegten Parks, das eher kleinstädtische als bäuerliche Gesicht der Dörfer — diese Dinge

sind es zuvörderst, die den deutschen Reisenden befremdend berühren. Und doch ist England mit seinem meist milden Klima, das in den wichtigsten Ackerbaubezirken (London und York) dem unsrigen gleicht, zur Landwirtschaft wie geschaffen, und bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, also in den Jahrhunderten, die für die Entwicklung der englischen Volkstumsmischung die wichtigsten waren, ist die englische Kultur auch weitgehend bäuerlich bedingt gewesen. Die entscheidende Umkehr brachte das furchtbare Pestjahr 1348, das die Felder verwaisen machte; es blieb nichts anderes übrig, als das Ackerland, zu dessen Bewirtschaftung die Menschen fehlten, in Weideland, das geringere Arbeitskräfte erforderte, umzuwandeln; damals begann die Schafzucht ihre beherrschende Rolle in der englischen Landwirtschaft zu spielen. Gleichzeitig wurde das Los der kleinen Bauern, die zwar für den Gutsbezirk *(manor)* Pflug- und Spanndienste zu leisten hatten, im übrigen aber noch selbständig wirtschafteten, immer drückender; ihre Abhängigkeit vom *Lord of the Manor* wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer, und der Bauernaufstand von 1381, der sich gegen die hohen Kopfsteuern richtete, bewirkte das Gegenteil des beabsichtigten Zieles: durch das Statut *De haereticis comburendis* (1401) grausam unterdrückt, büßte der Bauernstand wichtige Teile seiner sozialen Bedeutung ein. Den Stürmen der folgenden Jahrhunderte war er nun nicht mehr gewachsen: trotz der Korngesetze des 15. Jahrhunderts wurde immer mehr Boden für Weidezwecke benutzt, und zwar nicht nur das Land des Herrenhofes *(demesne)*, sondern auch — widerrechtlich — Allmendeland. Damit wurden immer mehr Bauern ihrer Erwerbsmöglichkeit beraubt; wirtschaftlich vernichtet, blieb ihnen kein anderer Ausweg, als ihre Selbständigkeit aufzugeben: wer es noch ermöglichen konnte, erwarb wenigstens pachtweise Land und damit den Schein einer eigenen Wirtschaft; die anderen — und sie bildeten die größere Menge — mußten auch auf diesen Rest verzichten und versuchen, als Knechte oder richtiger als Landarbeiter *(labourers)* ihr Leben zu fristen. Das bedeutete eine immer stärkere Ausbreitung des Großgrundbesitzes, und mit diesem machte der Übergang zur Weidewirtschaft, für deren Zwecke das Land durch lebende Hecken abgeteilt wurde *(enclosures)*, weitere Fortschritte. Es war eine Kette ohne Ende, und sie erdrosselte den Bauernstand völlig. Das Sprichwort: *Break a pasture, makes a man; make a pasture, breaks a man* ist in jenen Jahrhunderten entstanden.

Die Agrarreformen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die auf die Zusammenschlagung der kleinen Pachtgüter und Entstehung

des modernen landwirtschaftlichen Großbetriebes zielten, beschleunigten die Entwicklung: indem sie Tausenden von Zwergpächtern die Lebensmöglichkeit nahmen, vergrößerten sie das ländliche besitzlose Arbeiterproletariat (*labourers*) so stark, daß dieses seit etwa 1820 zum festen Bestand des englischen Landwirtschaftsbetriebes gehört. Die napoleonische Zeit verschlang gleichzeitig die letzten Reste der selbständigen Besitzer, die besser als Pächter eines Großbetriebes denn als kleine Bauern wirtschaften konnten. Schon Ende des 18. Jahrhunderts beklagte Goldsmith „*the deserted village*", und doch war zu seinen Zeiten die Entwicklung noch längst nicht abgeschlossen. Die Pachtpreise fielen immer stärker, zum Teil bis auf die Hälfte oder gar ein Drittel des einstigen Betrages; immer mehr Besitzer wurden damit vernichtet, immer mehr Güter gingen in die Hände reicher Bürger über, die den Landbesitz häufig mehr aus politischen als aus landwirtschaftlichen Gründen erstrebten. Gleichzeitig setzte ein Feldzug gegen die kleinen Pächter ein, die dem Großgrundbesitzer als Feinde seiner Jagdinteressen, als unzuverlässige Wähler, als Zerstörer des einheitlichen Landschaftsbildes, dem Großpächter als unbequeme Konkurrenten, dem Gutsagenten schließlich als umständliche Mandanten unerwünscht waren. Neben den Großgrundbesitzer trat der Großpächter als Beherrscher des Landes; die Weidewirtschaft ergriff damit immer größere Bezirke.

Das 20. Jahrhundert lenkte die Aufmerksamkeit wieder stärker auf die Kleinbetriebe; das *small holdings*-Gesetz von 1907, zuerst mit Zurückhaltung betrachtet, bewies das starke Bedürfnis nach ihnen. So wurden in den ersten sechs Jahren über 80000 ha von den Grafschaftsräten zur Neubildung von Kleinbetrieben erworben, und auch die Weiden haben um etwa 900000 ha abgenommen. So entsteht also ein neues Pächtergeschlecht, aber keines, das stammhaft mit seinem Boden verwurzelt wäre: die Neusiedler rekrutieren sich teils aus den besitz- und traditionslosen *labourers*, die keine bäuerlichen Instinkte besitzen, teils aus städtisch-gewerblichen Kreisen. Der „Landwirt" oder „Ökonom", wie wir ihn zum Beispiel aus Vorpommern kennen, tritt an die Stelle des bäuerlichen Kleinpächters, ein Mittelding zwischen Bürger und Bauer und kaum zum *vulgus in populo*, dessen Erforschung die Volkskunde zum Ziele hat, zu rechnen.

In Schottland liegen die Verhältnisse etwas anders. Während die *Lowlands* durch ihr mildes Klima und die Fruchtbarkeit ihres Bodens zum Teil Landwirtschaftsgebiet im englischen Sinne geblieben, zum Teil durch ihre Mineralschätze wichtiges Industrieland geworden sind,

liegen in den *Highlands* weite Strecken als Jagdbezirke brach, auf anderen siedeln unter den Landlords Mengen von dürftigen Zwergpächtern, deren Lage erst etwas gemildert wurde, als ihre Güter ihnen unkündbar zugewiesen wurden (1886—1888). Ackerbau verbietet die Ungunst des Bodens fast ganz; wo nicht die Jagdpächter das Land entvölkert haben, ernährt sich der *crofter* (Zwergpächter) mit der landesüblichen Schafzucht.

Wiederum unter anderem Gesichtswinkel will Irland betrachtet werden. Es ist bekannt, wie die englische Politik auf die Vernichtung des irischen Grundbesitzes hinzielte: das Verbot, Land zu erwerben (1703), die geringe Zeitbefristung der Pachtverträge (31 Jahre im Höchstfall), endlich die hohen Pachtsummen, die mindestens zwei Drittel des Jahresertrages betragen mußten, zwangen die irischen Bauern zur Trägheit und zur schlechten Bewirtschaftung des Bodens; die Verordnung, daß der eingeborene katholische Bauer sein Land zu gleichen Teilen unter alle seine Kinder verteilen mußte (während der protestantische englische Neusiedler seinen Besitz ungeteilt dem Ältesten vermachen durfte!), erzwang die Zerstückelung der Güter; unzählige winzige Pächter entstanden, die nur mit äußerster Notdurft ihr armseliges Leben fristeten. Zwar hoben die Korngesetze von 1784 den Ackerbau etwas und reizten zur Nutzbarmachung von Ödland an, aber die Vermehrung der Zwergfarmen war nicht aufzuhalten, da die Kleinpächter nicht zahlungsfähig waren. Die neuen Wahlgesetze von 1829 endlich, die 150000 bäuerliche Wähler entrechteten, und in deren Gefolgschaft der Freihandel eingeführt wurde, führten durch die entstehenden niedrigen Getreidepreise zum Ruin zahlloser Pächter; die Grundherren mußten, wenn sie nicht mit in den Strudel gerissen werden wollten, zur Großweidewirtschaft übergehen. Die traurige Verödung des Landes, die in den katholischen Landesteilen die Bevölkerung um mehr als die Hälfte verringerte, hat hier ihren Ursprung. Doch brachte auch in Irland das 20. Jahrhundert wenigstens den Willen zur Besserung: 1907 wurde der *Evicted Tenants Act* erlassen, der zur Wiedereinsetzung vertriebener Pächter die zwangsweise Enteignung von Weideland ermöglichte, und 1909 folgte ein Gesetz für die Zwergfarmen, nach dem Landstriche mit zu reicher Pachtstellenparzellierung an die Pächter verkauft werden müssen. So entsteht hier langsam ein neuer bäuerlicher Grundbesitz, und die ihm angehören, entstammen durchweg der bäuerlichen Umgebung. Es wird sich zu zeigen haben, wieweit es dem proletarisierten Iren gelingt, zur freien bäuerlichen Lebenshaltung vorzudringen.

So versteht sich der eigentümliche, von den deutschen Verhältnissen so scharf abweichende Aufbau der englischen Landbevölkerung. Die Entwicklung lief in den einzelnen Gebieten verschiedene Wege; das Ergebnis ist fast überall das gleiche: fast aller Boden ist in der Hand des Großgrundbesitzes, der Groß- oder Kleinpächter für sich arbeiten läßt. Die Gehilfen der größeren Pächter sind die *labourers*, die gewöhnlich auf dem Gut ansässig sind; die Sitte, die *labourers* durch Agenten mieten zu lassen, ist weniger verbreitet. Die Pachtgüter selbst sind zum Teil sehr klein; in England und Schottland umfaßten 1918 46% von allen Farmen weniger als 20 ha, in Irland sogar 54%, und mehr als ein Fünftel aller großbritannischen Pachtgüter betrug weniger als 2,25 ha. In Irland ist die Zersplitterung noch größer; über 70000 von insgesamt etwa 600000 Farmen sind kleiner als ein *acre* (0,45 ha), über 60000 kleiner als 2 ha, über 150000 kleiner als 6 ha. Die meisten dieser Zwergfarmen ernähren ihre Besitzer nicht; Lebenshaltung und Kulturstand der Bewohner läßt sich leicht aus solchen Zahlen erschließen. Endlich eine wichtige Beobachtung über die Bevölkerungsverteilung: in ganz Großbritannien und Irland gibt es nur etwas über eine Million Farmen; nur die größeren haben durch ihre *labourers* zu dorfähnlichen Siedlungen geführt. So wohnen in Großbritannien nur 22%, in Irland 34% der Bevölkerung noch auf dem Lande; die anderen sind in die Industriestädte abgewandert. Die Bewirtschaftung der einzelnen Landwirtschaftsgebiete schließlich ist auch für unsere Erkenntnis wesentlich; in weiten Gebieten zwingen Klima und Bodenbeschaffenheit den Landwirt zum Festhalten an der Weidewirtschaft (zum Beispiel in weiten Strecken Irlands, im Westen Großbritanniens), während andere Landstriche mit trocknerem Klima und geeigneterem Boden (Kreide, Ton, Sand, Mergel, Lehm) dem Ackerbau günstiger sind: die Gegenden südwestlich einer Linie von *Exeter* an der Südküste bis *Middlesborough* an der Ostküste kommen hier vorzugsweise in Betracht. Manche Gegenden haben ihre Besonderheiten: so *Kent* den Hopfen-, *Ulster* den Flachsbau, Südengland die Obst-, Irland die Kartoffelkultur. Brauchtum und Lebensführung werden maßgebend durch solche landwirtschaftliche Sonderbetätigungen beeinflußt.

Dieser volkswirtschaftliche Ausblick, in einer volkskundlichen Darstellung vielleicht ungewohnt, ist doch notwendig zum Verständnis des englischen Volkstums, in dem also die Landbevölkerung nicht die entscheidende Rolle spielt wie zum Beispiel bei uns, in dem aber gerade sie eine ganz besondere Formung erfahren hat, die sich nur auf geschichtlich-volkswirtschaftlicher Grundlage verstehen läßt. Wir werden

von vornherein darauf verzichten müssen, hier die gleiche Fülle von alten Volksüberlieferungen zu entdecken wie bei der Landbevölkerung des Festlandes. Der größere Pächter scheidet fast ganz für unsere Betrachtung aus; am ehesten bieten sich noch die *crofters* und *labourers*, da sie noch im Gemeinschaftsleben verharren, zur volkskundlichen Betrachtung an; aber auch sie, und besonders die *labourers*, bilden oft, wenigstens in vielen Gegenden der Königreiche, keine in sich beharrlichen Gemeinschaften mehr: die Kinder, des ärmlichen Landlebens überdrüssig, streben in die Stadt oder ins Ausland, und die so entstehenden Lücken werden, soweit dies überhaupt nötig ist, durch städtischen Zuzug gefüllt. Neben diese ländlichen Volkstumsgruppen stellen sich nun aber andere, die von nicht geringerer Bedeutung sind; ihre Lebenshaltung ist entweder durch die Stadtkultur (Arbeiter) oder durch die Besonderheit des Berufs (Bergleute, Seefischer) bedingt. Indessen sind der landschaftlichen oder Sondergruppenmerkmale weniger, als man meinen sollte. Die Insellage hat die Ausbildung eines einheitlichen Volkscharakters entscheidend gefördert; wie zwischen englischer Küsten- und Binnenlandschaft kein wesentlicher Unterschied besteht, so unterscheiden sich auch die Bewohner der einzelnen Landschaften nur wenig, und Standestypen haben sich nur in geringem Maße herausgebildet. Zudem hat die strenge und ernste Form des englischen Protestantismus und noch mehr die noch strengere, diesseitsfeindliche Herrschaft der Puritaner das Volksleben durch ihre scharfe Bekämpfung von bunten Festen und Bräuchen farblos gemacht. Endlich hat das Vorbild Londons ausgleichend gewirkt, nicht in dem schroffen Grade wie Frankreichs Hauptstadt, aber eben doch deutlich spürbar; wie London seit dem 15. Jahrhundert dem ganzen Lande die Schriftsprache gegeben hat, wie das Londoner Hochenglisch von Jahr zu Jahr stärker die Mundarten zurückdrängt, so gibt die Londoner Form auch in anderen Fragen der Lebenshaltung den Ausschlag. Wenn sich trotz solcher wichtigen Hemmungen noch zahlreiche Rückzugsgebiete alten Volkstums erhalten haben, so liegt das in der mangelhaften Durchführung des Schulzwanges, in dem Fehlen der militärischen Dienstpflicht und in der berühmten englischen Duldsamkeit in nationalen wie religiösen Dingen begründet; zuweilen trägt auch die Abgelegenheit und in sich geschlossene Lage der betreffenden Landschaft die Schuld daran (wie zum Beispiel in Südostsuffolk).

Es ist besonders die reiche ethnische Gliederung des englischen Inselkomplexes, die innerhalb des sonst so einheitlichen Volkscharakters Abstufungen und Abtönungen mannigfaltiger Art bedingt, und da die

einzelnen Stammesgruppen schroffer und getrennter nebeneinander stehen als etwa bei uns (wozu Rassenverschiedenheit, Sonderentwicklungen, politische wie wirtschaftliche Andersbedingtheit der einzelnen Gruppen das Ihre beigetragen haben, sind ihre Unterscheidungsmerkmale schärfer fühlbar als zum Beispiel in Frankreich, dessen ethnische Zusammensetzung der englischen an Buntheit nicht nachsteht, und das doch einheitlichere Züge trägt. Hier liegt wohl der Grund für die freie und fruchtbare Entwicklung der englischen Folklorewissenschaft, der sich Fachausdrücke wie zum Beispiel *survival* aus der Beobachtung des eigenen Landes geradezu aufdrängen mußten.

Die völkische Sonderentwicklung Englands beginnt mit seiner Trennung vom Festland. In der Eiszeit besteht diese Verbindung noch; die englische Eiszeitkultur ist also völlig von der des Kontinents abhängig. Dann, nach der Loslösung, hebt die eigene Kulturformung an, deren Eigenart von Anfang an durch die Insellage gefördert und — in manchen Zeitabschnitten — bis ins Extrem gesteigert wird. Während in der jüngeren Steinzeit weite Gebiete, von Langschädeln besiedelt, dem nordischen Kulturkreise nahestehen, beobachten wir gleichzeitig, scheinbar vom Süden her, eine Einwanderung von kleinen dunkelhaarigen Langköpfen mittelmeerländischer Rasse, deren inzwischen in entlegene Gebiete zurückgedrängte Angehörige, scheinbar in ziemlicher Unberührtheit erhalten, der Römerzeit als Pikten und Skoten bekannt sind, und deren Kulturstand sich aus den Bemerkungen der römischen Historiker und späteren irischen Schriftsteller wenigstens andeutungsweise erraten läßt. Die Iren nannten sie *Cruithin*, die Tätowierten; so hat es den Anschein, als ob diese Sitte ein Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Urbevölkerung und späteren Nachzüglern gebildet habe; mutterrechtliche Gesellschaftsform scheint weiterhin zu den Kennzeichen dieser Vorindogermanen gehört zu haben. Das, was von ihnen übrigblieb und was heute in den Gebirgslandschaften von Irland und Wales noch zu finden ist, hat nur die äußeren, körperlichen Merkmale bewahrt: die kurze Gedrungenheit der Gestalt, die dunkle Farbe der Haare, die Unregelmäßigkeit der Gesichtszüge; Brauchtum und Lebenshaltung haben sich im Lauf der Jahrhunderte der Form der Sieger, von denen sie in diese Gebirgsgegenden zurückgedrängt wurden, angepaßt, das heißt: sie sind indogermanisiert worden.

Es ist kein einmaliger, alles bezwingender Siegeszug, der zu diesem Ergebnis führt; langsam und stoßweise erreicht die Entwicklung in jahrhundertelangem Kampf ihr Ziel: so zäh und in sich geschlossen wehren sich die Eingeborenen. Der erste Vorstoß erfolgt in der Bronze-

zeit: hochgewachsene Mesokephalen dringen von Osten her, vielleicht aus der Bretagne kommend, ein, gewinnen nach Norden zu Boden, siedeln sich auch in Irland an und beginnen die reichen Metallschätze der Inseln industriell auszunutzen: bis nach Skandinavien hat diese erste inselländische Keltenkultur eine Zeitlang gewirkt. Dann folgt am Ausgang des 4. vorchristlichen Jahrhunderts ein zweiter Kelteneinfall von Nordfrankreich her, der die hohe Latènekultur mitbringt; die alten, inzwischen eingewurzelten Kelten fühlen sich als Verteidiger des Landes, werden indessen, wie einst die Mittelmeerstämme, ins Gebirge zurückgedrängt und mischen sich hier mit der Urbevölkerung, während die Neuankömmlinge ihre Gebiete in Besitz nehmen[1]. So entstehen zwei Keltengruppen im Inselreich: die ältere Gruppe, die also eine Mischrasse darstellt, in den Gebirgsgegenden (Schottland, Irland, *Isle of Man*), und die jüngere, reiner erhaltene Gruppe, deren Bezirke durch spätere Erobererstämme im wesentlichen auf *Wales* und *Cornwall* beschränkt wurden; *Goidels* und *Brythons* (oder, nach sprachlichen Gesichtspunkten benannt, *Q*- und *P*-Kelten) stehen sich so gegenüber. Die *Goidels* scheiden sich bis zum heutigen Tag rein äußerlich von ihren Stammesbrüdern in *Wales (the Welsh)* und *Cornwall* durch ihre härteren Gesichtszüge, ihre dunklere Haut- und Haarfarbe, ihre kleineren, runderen Gesichter.

Anders als zum Beispiel in Frankreich hat hier die geschichtliche Entwicklung den Kelten große geschlossene Gebiete vorbehalten, in denen sie ihre Eigenart in wesentlichen Punkten beibehalten konnten; zwar mußten sie weite Landstrecken späteren Eroberern abtreten, aber es blieb ihnen doch Raum, sich zu sammeln und ihr Volkstum fortzuführen. Man hat daher mit Recht betont, daß diese keltisch gebliebenen Gebiete vom volkskundlichen Standpunkt aus von jenen anderen scharf zu trennen seien, daß man in England zwischen einer keltischen und germanischen Volkskunde zu scheiden habe. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß auch die späteren germanischen Landstriche einst von Kelten besiedelt waren; der Rest dieser Vorbevölkerung, der unter den neuen Herren verblieb und von diesen germanisiert wurde, war immerhin stark genug, manche seiner Eigentümlichkeiten der neuen geistigen Form gegenüber durchzusetzen. So ist zum Beispiel die englische Volksdichtung auch der germanischen

[1] Eine dritte Kelteneinwanderung, auf die Caesar, Bellum Gallicum V 12, schließen läßt, mag zu Anfang des 2. Jahrhunderts stattgefunden haben; vielleicht gehören ihr die Brandgräber der Spätlatènezeit an. Doch hat sie zu keiner heute noch erkennbaren völkischen Schichtenbildung geführt.

Landesteile reich von keltischen Elementen durchsetzt; manche Züge lassen sich hier nur durch die Annahme jenes keltischen Untergrundes erklären. Man wird daher den Trennungsstrich zwischen keltischer und germanischer Volkskunde nicht zu breit ziehen dürfen, ohne das Bild zu verzeichnen; Beeinflussungen wirken hinüber und herüber, und besonders darf bei der Behandlung der germanischen Gebiete nicht übersehen werden, daß die germanische Kultur sich auf keltischem Unterbau erhebt.

Daß andererseits die Entwicklung des Keltentums in den keltischen Gebieten nicht ungehemmt und bedingungslos vor sich gehen konnte, dafür sorgte — außer den oben angedeuteten einheitsfördernden Elementen (vgl. S. 18) — schon die englische Machtpolitik, die gegen die keltischen Volkstumsbesonderheiten (Sprache, Tracht, Brauchtum), solange sie bewußtes Ausdrucksmittel des Gegensatzes gegen England waren, nachdrücklichst vorging. Das Festhalten an der keltischen Sprache in den einzelnen Gebieten zeigt sehr klar, wieviel bewußtes Keltentum noch lebendig ist: während die letzten Reste des Cornischen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in *Cornwall* ausstarben, wird das Kymrische *(the Welsh)* in Wales noch von 35% der Bevölkerung gesprochen; 8% sprechen es als einzige Sprache, verstehen also kein Englisch. Es wird in allen Schulen gelehrt, an vielen ist es Unterrichtssprache. In Schottland sind 9% gälisch-einsprachig, weitere 60% verstehen das Gälische neben der englischen Umgangssprache; auf *Argyll* und *Inverness* sowie den Hebriden überwiegt das Gälische, das hier auch im Gottesdienst verwandt wird. Irisch endlich verstehen 13% der Bevölkerung als zweite, $1^{5}/_{7}$% als einzige Sprache *(the Gaedheals);* zwischen 1851 und 1901 ist die Zahl der Zweisprachigen auf $^{2}/_{5}$, die der Gälisch-Einsprachigen auf $^{1}/_{15}$ des einstigen Bestandes gesunken[1]. Die Sprache ist der lebendigste, weil bewußteste Ausdruck des Volkstums; so zeigen diese Zahlen sehr deutlich Umfang und Lage des Keltentums, das sich in ganz geringen Ausmaßen noch ganz rein erhalten hat: weniger als 300000 Menschen sprechen Keltisch als einzige Sprache. Weitere zwei Millionen Menschen sind zweisprachig, stehen also sprachlich wie kulturell in einem Mischungsprozeß zwischen Kelten- und Engländertum, in dem dieses im Vorrücken, jenes in der

[1] Bei der Beurteilung dieser Zahlen ist allerdings die allgemeine starke Bevölkerungsabnahme in Rechnung zu ziehen. Doch läßt sich das Vorschreiten der Entkeltisierung Irlands schon aus einem Vergleich der Prozentzahlen, $^{2}/_{5}$ (Zweisprachige) gegen $^{1}/_{15}$ (nur gälisch Redende), ablesen.

Verteidigung steht. Die übrigen ehedem keltischen Gebiete sind bereits anglisiert, doch so, daß das keltische Kulturelement noch in manchen Dingen deutlich spürbar ist, spürbarer noch als in den sogenannten germanischen Gebieten, in denen es sich nur mehr oder weniger andeutungsweise erhalten konnte. Man sieht, wie stark keltische und germanische Volkskunde ineinander übergreifen; jeder einzelne Landesteil bedürfte hier der genauen Einzelbehandlung.

Das Keltentum ist also im Rückweichen begriffen; ein starkes Stammesbewußtsein, das den Kelten auszeichnet, hindert doch seinen völligen Untergang. Dieses Stammesbewußtsein findet seinen äußeren Ausdruck in großen keltischen Nationalfesten, die in regelmäßigen Abständen jedes noch bewußt keltische Gebiet feiert — nicht zur Anlockung von Fremden oder zur Schaustellung, wie dies bei den meisten unserer sehr üblen „Trachtenfeste" der Fall ist, sondern aus Freude am Eigenen und zur Mahnung für die, die solches Eigentum veräußern wollen. So findet alljährlich Ende Juli in *Dunkeld* die große Hochlandsversammlung statt, die, von etwa 6000 Schotten besucht, zum Wettkampf in den nationalen Spielen (Steinwerfen, Ringen, Fechten), zur Aufführung der alten, dudelsackbegleiteten Schottentänze und zum Tragen der Hochlandstracht anregen will. Die Iren haben ihre *Oireachtas* im Spätsommer in *Dublin*, ein Volksfest, das acht Tage dauert und durch die Verkündigung der verschiedensten Preisaufgaben zur Erhaltung eines bewußten Irentums wesentlich beiträgt; weniger volkstümlich, aber von gleichem Ziele ist der historische Irenfestzug mit lebenden Bildern aus Geschichte und Sage, den die gälische Liga jährlich an einem Frühsommersonntag in *Dublin* veranstaltet. Am ursprünglichsten sind aber die wallisischen Sängerfeste (*eisteddfod*, < *eistedd* = sitzen), die mit wechselndem Versammlungsort jährlich stattfinden und auf denen nur kymrisch gesprochen und gesungen werden darf. Ein großer Festzug, in dem hinter der Musik, dem Militär, den Forst- und Feuerwehrleuten, den Studenten und Ehrengästen die in grüne Seide gekleideten „Barden" und in weißer Seide die „Druiden" gehen, leitet das achttägige Fest ein, dessen Hauptteil die zur Verherrlichung von *Wales* vorgetragenen Preisvorträge in der *gorsedd* (dem heiligen Kreis) bilden. Der Erzdruide mit güldenem Kopfreif leitet die Preiskämpfe und belohnt die Sieger; die Verleihung des eichenen Bardenstuhles ist der höchste Preis, um den gerungen wird. Alle Festteilnehmer tragen als nationales Abzeichen Lauchblätter am Anzug; Hirlashorn und Schwert der Gorsedd werden feierlich im Zuge mitgeführt. Neben diesem *eisteddfod genedlaethol*, dem großen nationalen Sängerfest,

bestehen an manchen Orten in *Wales* noch kleinere, eintägige *eisteddfod* von nur örtlicher Bedeutung.

Diese Keltenfeste bilden Höhepunkte des keltischen Lebens, dem sie immer wieder Selbstbewußtsein und neuen Antrieb zuleiten. Sie sind bewußter Ausdruck eines um sein Bestehen ringenden Volkstums und somit auch für den Volkskundler von hohem Belang. Die unbewußten Ausdrucksformen des keltischen Volkstums liegen weiter vom Wege ab und sind verstreuter, weil sie stärker dem Anglisierungsprozeß ausgesetzt sind. So hat sich von den keltischen Siedlungsformen wenig erhalten. Wir wissen, daß die Kelten sich in Streugehöften oder sehr gelockerten sippenhaften Straßendörfern anbauten, jedes Haus auf freiem Platz stehend und mit Erdwall und Palisadenzaun umgeben. Von diesen Dörfern finden sich nur ganz wenige Reste; Weidewirtschaft und Pächtersystem haben sie zerstört. Dagegen ist die typische Streusiedlung in allen keltisch gebliebenen Landesteilen noch anzutreffen; nur gelegentlich verdickt sie sich zur kleinen Gruppensiedlung. Die Häuser selbst sind, der gedrückten Wirtschaftslage der Bewohner entsprechend, meist sehr ärmlich und umfassen selten mehr als zwei Räume: die Kaminherdstube und den Stall, an dessen Stelle zuweilen eine Kammer tritt. Während die Walliser Lehmbauten haben, die sie nach alter Keltensitte alljährlich an der Außenseite völlig mit Kalk weißen, errichten Schotten und Iren ihre Hütten aus Bruchsteinen, die sie mit Moos oder Heidekraut verbinden und mit Lehmverputz verkleiden. Über einigen Holzsparren erhebt sich das am First abgerundete Dach aus Stroh, Schilf, Rasenstücken, Heide-, Ginster- oder Pfriemkraut, das mit steinbeschwerten Stroh- oder Heidekrautseilen festgehalten wird. Wo die Fenster nicht im Dach angebracht sind, liegen sie zu beiden Seiten der in der Mitte befindlichen, schwellenlosen Tür, die zuweilen noch aus Weidenruten geflochten wird. Der Fußboden besteht aus gestampftem Lehm, auf dem in den noch zahlreichen kaminlosen Häusern zwischen Steinen das Torffeuer glimmt; der Rauch entweicht durch eine Dachluke, die, wenn es nottut, mit einer Tonne bedeckt wird. Wird die Hütte unbewohnbar, baut man sich eine neue und überläßt die alte dem langsamen Verfall. Eine kleine, wohlbeschnittene Pechtanne vor der Hütte *(spruce fir)* versucht in Schottland gelegentlich etwas Anmut in das dürftige Bild zu zaubern. Auf der Insel *Lewis* findet sich noch das alte, einräumige steinerne Herdhaus, das durch eine Steinreihe Wohn- und Stallabteilung voneinander trennt. Noch bescheidener sind viele der irischen Hütten; die amtliche Statistik besagt, daß 79000 Personen in diesen einräumigen

Steinlehmhütten wohnen, in denen die Tür die Stelle des Fensters mitvertreten muß, und die oft keinen Schornstein besitzen. Fast in der Hälfte dieser Fälle dient der einzellige Raum gleichzeitig als Stall (besonders in der Grafschaft *Mayo* im Nordwesten der Insel). Den altkeltischen Hausschmuck, der Pfosten und Türen mit Malereien und Metallverzierungen gefällig machte, hat die Armut längst vergessen machen. — Eigentümlich sind den keltischen Gegenden auch die Hecken, Mauern und Gräben, mit denen Feldstücke, Straßen und Wälder umgeben sind, nicht, wie dies bei den *enclosures* der Fall ist, zur Bezeichnung der Eigentumsgrenzen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen, zur Entwässerung oder als Windschutz, gebaut. In Schottland trennen die „gälischen Mauern", ein bis anderthalb Meter hoch aus unverbunden übereinander gelegten Feldsteinen aufgeschichtet, die Hutweiden der Schafbesitzer.

Im Siedlungswesen zeigt sich somit kaum noch eine Spur des keltischen Sippenwesens, das jenes einst doch völlig beherrschte. Daß die *Clans* in Irland völlig verschwunden sind, wird uns nicht wundernehmen angesichts der tragischen Niederlage, die das irische Volkstum erlitten hat; nur in wenigen Festbräuchen spielen hier die alten Geschlechtstotems, hauptsächlich Holunder und Eibe, noch eine rudimentäre Rolle. In Schottland haben die *Gael Albaneich* (auch nur *Gael* oder *Albaneich*) unter glücklicheren politischen Verhältnissen länger und freudiger ihre Clans aufrecht erhalten dürfen; wer *Scott* gelesen hat, kennt ihre Eigenart. Doch ist auch hier Zahl und Bedeutung im Schwinden; noch Fontane wußte bei seiner Schottlandreise von 50 noch bestehenden Clans zu erzählen; seitdem ist ihre Zahl wiederum beträchtlich gesunken, und was noch besteht, ist mehr ein anmutiges, atavistisches Spiel als ein Volkstumsmerkmal. Geblieben ist der *clanish spirit*, das eigensinnige Festhalten an landschaftlichen und Familienbesonderheiten, das den Schotten auszeichnet und das ihn in seinem starken nationalen Selbstgefühl und seiner Heimatliebe dem Schweizer verwandt erscheinen läßt. Auch der Ire besitzt diesen *clanish spirit*, nur sozusagen in einer bescheideneren, gedrückteren Form; man gehe jedoch einmal durch die armselige irische Kolonie in *St. Giles* in London, die bezeichnenderweise *rookery* („Krähenkolonie") genannt wird, um zu sehen, wie starr ihre ärmlichen Bewohner ihrer heimatlichen Lebensweise anhängen. Nicht mit Unrecht hat man diese „Krähenkolonie" „eine Vorrede und Einleitung zu Irland" genannt.

Während sich in Schottland die Familienwappen, und nicht nur

bei Adligen, mit ihren eigentümlichen Schildhaltern (Lachse, Seehunde, Schlange und Taube, Katzen, Störche, Windhunde, Soldaten usw.) noch in breiterem Umfange erhalten haben, sind die Clantrachten ganz zur Maskerade herabgesunken. Während sie in Irland ganz verschwunden sind, spielen sie in Schottland wenigstens bei Adligen und Reisenden, besonders bei Knaben bis zum 14. Lebensjahr, noch eine gewisse Scheinrolle; ihre Bedeutung für das Volkstum ist erloschen, seitdem die Engländer 1746 das Tragen des Kilts bei hoher Strafe untersagten, und der weibliche Teil der Bevölkerung kennt überhaupt keine Tracht mehr. So stirbt die alte Hochlandstracht, die bereits 1093 dem König Magnus Barfuß auffiel, langsam ab; ihr Kennzeichen war bekanntlich die Verwendung buntgewürfelter Stoffe *(tartan)* zum Oberkleid *(kilt)*, das aus Weste oder kurzer Jacke bestand; über die linke Schulter wurde das *Plaid*, ein viereckiger Wollschal, umhangartig geschlungen, an der Seite hing die Felltasche *(purse)*. Zur Bedeckung des Kopfes diente die blauwollene Schottenmütze *(bonnet)* mit lang herabhängenden Seidenbändern, an der die Distel als Nationalzeichen oder die Clanmarke angebracht war; die Füße steckten in Sandalen, die mit Schnüren an den Waden befestigt wurden. Jeder Clan hatte seinen eigenen Tartan, dessen Musterung zum Teil sehr einfach, zum Teil jedoch auch sehr kompliziert war; je nach der schottisch-britischen, skandinavisch-schottischen oder irischen Nationalität der Clans ließen sich drei Hauptgruppen durch das Vorherrschen der roten, gelben oder grünen Farbe im Tartan unterscheiden. Trotz der Pflege, die die adligen Familien bei festlichen Gelegenheiten der alten Clantracht angedeihen lassen, trotz dem Bestehen von Freiwilligen- und militärischen Regimentern, die in Tracht gekleidet sind, hat sich nur das Plaid in voller Volkstümlichkeit erhalten können. Was sich sonst noch an Trachtenstücken findet, ist entweder — wie in anderen Gegenden — gesunkene Modekleidung vergangener Zeiten (hierher gehört der schwarze, schwere irische Kapuzenmantel, der Zylinderhut, der Schoßrock und die kurzen Beinkleider, die man gelegentlich noch findet), oder es ist durch die Armut der Bewohner erhaltenes Primitivgut, wie die schweren Holzschuhe *(clogs)*, die man in den schottischen Bordergegenden und Northumberland noch trägt, und die groben Schuhe des irischen Landmannes, deren Namen *(brogue)* von den Engländern zur spöttischen Bezeichnung der groben irischen Mundarten benutzt wird. Die Bewohner von *Aran Mor* (in der Bucht von *Galway*) tragen noch sehr einfache Schuhe aus ungegerbter Kuhhaut *(pampooties)*, pantoffelartige Sandalen, die nur durch Zusammenfaltung der

Tierhaut geformt und mit Schnüren am Fuß befestigt werden. In ihnen, die auf Irland selbst jetzt nicht mehr getragen werden, dürfen wir wohl die keltische Urform der einst zur Clantracht gehörigen Sandalen erblicken.

Auch vom typisch-keltischen Hausrat hat sich wenig erhalten. Ziemlich allgemein ist noch der verstellbare eiserne Kesselhaken, der in der Kaminnische oder, wo diese fehlt, über dem am Fußboden schwelenden Torffeuer hängt und an dem der Kochtopf befestigt wird. Neben der Herdstelle steht das oft aus Holz oder Rinde gefertigte Küchengeschirr; niedrige Herdschemel dienen als Sitz-, Bankbetten als Schlafgelegenheit. Es ist dies alles Armutsgerät, das Platz sparen will; einzig die zuweilen gefälligen Satteldachtruhen zaubern eine Ahnung von Wohlstand in die ärmlichen Hauswesen. Auf den Hebriden ist noch manches altertümliche Arbeitsgerät in Gebrauch: so der alte Hakenpflug *(gaschrom)*, ein hölzerner Stab mit eiserner Spitze, und — auf Jona — die steinerne Handmühle *(quern)*, bei der zwei flache Granitsteine von etwa je 70 cm Durchmesser durch einen Holzzapfen, der im unteren Stein festsitzt, verbunden sind. Der obere Stein, mit der Hand in drehende Bewegung gesetzt, wird als Läufer benutzt. Für Irland ist der zweirädrige, sehr schnelle Eselwagen *(Irish jaunting car)* charakteristisch, dessen Sitzgelegenheiten seitwärts angeordnet sind; neben ihm benutzt man zum Torfeinfahren eine primitive Schleife, die aus einem harten, mit eiserner oder hölzerner Kufe versehenen breiten Balken besteht, deren hinteres Ende am Boden schleift, während das vordere an das Zugtier (meist Esel) angeschirrt wird; in der Mitte des Balkens ist ein Korb zur Torfaufnahme angebracht. Erhalten haben sich schließlich noch die alten tragbaren Fischerboote, deren Existenz in Irland schon für das dritte Jahrhundert durch *Solinus* bezeugt wird: hinten eckig, laufen sie vorn spitz zu; ein Kiel fehlt. Das Ganze besteht aus einem leichten Holzgestell, das mit geteertem Segeltuch überzogen wird; in Wales, wo diese Tragboote (*cwrwgl*, irisch *curach*, englisch *coracle*) zur Flußfischerei benutzt werden, findet sich gelegentlich noch eine ältere Form, die statt der Segeltuchüberzüge Kuhhäute verwendet. Besonders auf *Aran Mor* sind diese Boote noch in Gebrauch.

Wir sehen: die materiellen Volkstumsüberlieferungen der Kelten (Siedlung, Tracht, Haus- und Arbeitsgeräte) haben sich nur in Rückzugsgebieten (Gebirge, Inseln) oder da, wo die Armut einen Aufschwung unterdrückte (Irland, *Highlands*), erhalten, und auch da bleibt die Ernte gering. Mit dem siegreichen Vordringen der englischen Kultur, mit dem Wachsen von Verkehr und Handel sind die alten, eigenartigen Formen

der materiellen Kultur hier wie überall durch moderne Allerweltsformen verdrängt und ersetzt worden. Die Ausdrucksformen der geistigen Kultur sind widerstandsfähiger; sie sind es auch, denen es noch am ehesten gelungen ist, sich dem nachdrängenden germanischen Element gegenüber durchzusetzen.

Die musikalische Veranlagung des Kelten verdient hier besonders hervorgehoben zu werden. Von Natur zur Schwermut und Träumerei neigend, zeigen auch seine Lieder, auf die er stolz ist und die er mit unendlicher Liebe, fast Inbrunst, pflegt, die ernste, melancholische Getragenheit, die so gut zu dem nebligen Klima seines Landes paßt. Es ist nicht krampfhafter Wiederbelebungsversuch wie bei uns, sondern stammhafte Überlieferungstreue, wenn er seine reichen Liederschätze, die Liebe und Leid und besonders die Taten der gälischen oder kymrischen Volkshelden verherrlichen, schulmäßig fortzupflanzen sucht, oder wenn in den wallisischen Gasthöfen Harfenspieler zum ständigen Vortrag der alten Kymrenlieder angestellt sind. Bemerkenswert ist bei diesen Liedern allen die keltische Liebe für den Klang, der sich im langgezogenen, mit bunten, vokalreichen Schallwörtern gefüllten Kehrreim Ausdruck verschafft; hierin erinnern die Keltenlieder an die Lieder der Bretagne, an das französische Volkslied überhaupt, das ja in seiner Klangfreude weitgehend keltisch beeinflußt ist.

Das keltische Lied bedarf der musikalischen Begleitung, und die Harfe ist das volkstümliche Begleitinstrument der Kelten. Während in Irland die kleine Harfe in Gebrauch ist, zieht der Walliser die große Harfe *(telyn)* vor: drei Reihen von Saiten liegen nebeneinander, so zwar, daß die erste Reihe, die von der rechten Hand gespielt wird, nach rechts, die dritte, von der linken Hand benutzte Reihe nach links gekehrt ist; die Mittelsaiten werden nur bei Prunkstücken gebraucht. Am oberen Ende der Harfe ist meist ein holzgeschnitzter oder gemalter Spruch religiösen oder nationalen Inhalts angebracht. In Schottland wurde die Harfe im 17. Jahrhundert durch den Dudelsack verdrängt *(bag-pipe)*, von dem es zwei Arten, eine größere und eine kleinere, gibt; doch werden der wandernden *bag-pipers* immer weniger, und die bald wehmütigen, bald wilden schottischen Volkslieder *(Scotch tunes)* sterben im Volke langsam ab, nur die Liebe zur Musik (gäl. *bhinn*) bleibt.

Es ist bekannt, wie berühmt diese *Scotch tunes* in England geworden sind, seit *Thomson* sie 1722 als Erster gesammelt und in London vorgetragen hatte, und welche Rolle sie späterhin in der englischen Literatur gespielt haben. Doch schon lange vorher hatte sich, fortwirkend von jener keltischen Restbevölkerung her, keltische Musik-

freudigkeit und keltische Musikeigenart im englischen Volksleben eingebürgert. Die Sangesliebe der Engländer, durch die Herrschaft der Puritaner freilich arg gehemmt, doch nicht vernichtet, mag zum großen Teil auf keltischen Einfluß zurückgehen, und wenn man die Engländer als in der Regel unmusikalisch schilt, so wird dadurch ihre Musikliebe doch nicht beeinträchtigt. Wir beobachten in den englischen Volks-, besonders in den Matrosenliedern, eine Vorliebe für getragene, einförmig erscheinende Melodien, der Klang überwiegt den Sinn, und dies führt zu langen, schallwortstrotzenden Kehrreimen, die den Gang der Handlung immer wieder unterbrechen:

„Fal de diddle, dee—e,
Fal de diddle, do—o,
Fal de diddle, lalda diddle, lalda diddle, dee,
Fal de diddle, lalda diddle, — lo!"

oder, sinnvoller:

„Towing here,
Yeoing there,
Steadily, readily,
Cherrily, merrily,
Still from care and thinking free,
Is a sailor's life at sea!"

Diese Kehrreimliebe, die uns immer wieder an französische Verhältnisse erinnert, scheint uns keltischer Herkunft zu sein. Und noch eine Beobachtung: bettelnde Geigenspieler, die durch London und andere englische Großstädte ziehen, singen moritatenartige Balladen ernsten und heiteren Inhalts, die in der geistigen Haltung zwar sehr an unsere Bänkelsängerlieder erinnern, in ihrem häufigen Wechsel von Gesang und Prosaerzählung an ähnlich geformte gälische und kymrische Heldenlieder, wie sie heute noch auf den *bardmeetings* zum Vortrag gelangen, gemahnen; vielleicht bestehen auch hier Beziehungen. Auch manche balladenhafte Matrosenlieder kennen diesen Wechsel von Lied und Prosa.

Musikbedingt sind auch die keltischen Tänze, die noch in Schottland und Irland, also auf gälischem Boden, volkstümliche Bedeutung haben. Die schottischen Tänze zeichnen sich durch wilde Kreis- und Hüpfbewegungen aus; die Musik ist wild, schreiend und eintönig. Am beliebtesten ist *the reel*, von vier Personen getanzt, die eine Acht gehen *(to go through the reel)*: ∞; die einzelnen Figuren lassen sich hier wie bei dem anderen schottischen Nationaltanz *the fling* schwer kurz beschreiben. Der Ire tanzt seinen *jig*, bei dem sich die einzelnen

Tänzer nicht von der Stelle bewegen. Die Augen sind starr auf die Füße gerichtet, die nach Belieben aus- oder einwärts gekehrt sind; der ganze Tanz besteht aus einem unaufhörlichen, taktbedingten, jedoch unglaublich schnellen Auf- und Abbewegen der Fersen und Zehen. Hier in Irland haben sich auch noch stellenweise Strohmaskentänze erhalten, so bei einem Hochzeitstanz in der westlichen Grafschaft *Mayo*, bei dem die Männer sich durch Strohmasken und Strohröcke als Frauen verkleiden. Keltischer Herkunft scheint auch der lustige alte Morristanz, der in *Stratford-on-Avon* noch bekannt ist.

Schon Musik- und Tanzformen deuten auf eine weitere Eigenart der keltischen Geisteskultur: auf das Vorherrschen einer bald träumerischen, bald grell-grotesken Phantastik, auf das Überwiegen des Gefühls vor dem Verstande, die Vorliebe, sich in klangvollen, farbigen Gebilden zu verlieren. Das wird noch deutlicher bei einer Betrachtung der Stoffe und Gestalten der keltischen Volksdichtung. Man hat geistreich auf den ewigen Nebel hingewiesen, der über den gälischen und wallisischen Landstrichen liegt und allen Dingen verzerrte, gespenstige Ausmaße und Gestaltungen verleiht; die Neigung des Kelten, solchen traumhaften Gebilden nachzugrübeln, solche grotesken Formen zu pflegen und zu häufen, mag sehr wohl durch ihn befördert und beflügelt worden sein. Wie seine Musik, ist auch die erzählende Volksdichtung des Kelten schwermütig, traumhaft und verzerrt; sein Alltag verwandelt sich in ihr zu Wunder und Zauber und wird zum Spiegel seines reichen und bunten Innenlebens; sein Lachen verzerrt sich zum zynischen Grinsen, sein Schmerz verflüchtigt sich zum heiligenhaft lächelnden Leid. Avalun ist eine keltische Erfindung, das Land ohne Schmerz, ohne Tod, ohne Alter, in dem auf gläsernen Schiffen schöne Mädchen winken, in dem güldene Früchte Wohllaut tönen. Keltisch ist der Typ der Schiffermärchen *(Imrama)*, die von zauberschönen und gefährlichen Wunderfahrten berichten und die der Literatur des Mittelalters so starke Anregung gegeben haben (zum Beispiel Brandan, Herzog Ernst!). Keltisch sind die ins Ungeheuere gesteigerten Schlaraffiaden und Lügenmärchen, die Helden voll übermenschlicher Riesenkraft, wie sie noch heute das englische Märchen, besonders in seinem Lieblingshelden *Jack (the Giant-killer)*, verherrlicht. Das starke Phantasieelement, das wir in der englischen Literatur bemerken, ist keltischen Ursprungs. Von den alten Gestalten des keltischen Volksglaubens hat sich besonders das Feen- und Elfenvolk in der Erinnerung des ganzen Volkes erhalten, die *fairies, elves, folks*, das *good people*, das auf Hexenringen im Walde tanzt und bereit ist zu helfen und zu strafen.

Noch erinnert in England der Name der Fingerhutpflanze *(folksglove* = Elfenhandschuh) an das freundliche Völkchen. Neben diesem Feenglauben (gälisch *daoine-shit*) haben sich in den keltischen Volksteilen eine Reihe anderer Volksmeinungen erhalten: in Schottland eine Art Ahnenkult, der das Schicksal der Lebenden durch die Toten bestimmt werden läßt, der Glaube an Moor- und Berggeister, die bald feenhaftfreundlich, bald kobaldartig in das Leben der Menschen eingreifen, in Irland der Glaube an den häßlichen, in weite Schleier gehüllten weiblichen Hausgeist *banshee*, der mit flatterndem Haar wimmernd bevorstehende oder vorgefallene Todesfälle seiner Familie anzeigt, oder an den schnellen Sturmgeist *phooka*, der die Menschen im Wirbelwind an ganz entlegene Orte entführt. In Schottland spielt, ähnlich wie bei uns auf der „roten Erde" und in der Heide, das zweite Gesicht *(darasuil*, engl. *second sight)* eine große Rolle. Daß hier bei Wahrsagereien die Benutzung von Eisen, überhaupt Metall, ängstlich gemieden wird, scheint besonders altertümlich.

Die Sucht zur Übersteigerung, zur Verzerrung, beherrscht den ganzen keltischen Charakter. Dicht gepaart sind in ihm die Extreme: träumerische Versonnenheit, die auch den Bewohner Westenglands, besonders von *Cornwall*, vor seinen anderen angelsächsischen Stammesbrüdern auszeichnet, steht neben äußerster Heftigkeit. Die Flüche des Iren, dessen Rauflust *(row)* berüchtigt ist, sind so wild, wie seine vielbesungene Gastfreundschaft überschwänglich ist, und die Maßlosigkeit der Walliser bei Hochzeiten, Kirchweihen und auf Jahrmärkten, die oft zu blutigen Streitereien führt, ist ebenso berühmt wie seine Sangesliebe, und bei den Schotten steht es nicht viel besser. Dazu steht ein gewisser Hang zur Beschaulichkeit, Vorsicht und Zufriedenheit wieder in seltsamem Gegensatz; zahllose schottische Sprichwörter predigen diese Tugenden (man weiß nicht recht, ob aus Überzeugung oder aus einer gewissen Volkspädagogik): *Better a little fire that warms, nor a meikle that burns; If it can be nae better, it is weel, if it is nae waur; The best payment is the peek bottom; Never quit certainty for hope* usw. Dem Irländer hat diese beschauliche Zufriedenheit viel zum Tragen seines Elends geholfen.

An wirklichen, eigenformigen Volksfesten und -sitten hat sich in den keltischen Gebieten — wenn wir von den erwähnten Beispielen absehen — nicht allzuviel erhalten. Dem Schotten ist eine starke Betonung des Silvesterfestes, das der Engländer kaum begeht, eigentümlich; er feiert es beim Neujahrskuchen, der nicht fehlen darf; um Mitternacht wird die Tür geöffnet, um das neue Jahr hereinzulassen,

und Staatskirchler und Sektenleute begehen feierliche Nachtgottesdienste. In Irland hat besonders die katholische Geistlichkeit, ganz im Gegensatz zu ihrer Stellungnahme in anderen Ländern, durch übertriebene Strenge viel zur Vernichtung der Volksfeste, -spiele und -tänze beigetragen; der Priester *(sagart)* steht all diesen Dingen feindlich gegenüber und unterdrückt sie nach Kräften. Eine eigentümlich anmutende, zweifellos keltische Trauersitte hat sich indessen in einigen Landstrichen noch erhalten (Westmayo, Westgalway, Leitrim): den Mitgliedern des Trauergefolges wird, soweit sie nicht im Sterbehause bewirtet werden können, eine gestopfte Tabakspfeife geschenkt, die — oft in noch gestopftem Zustand — auf das Grab des Toten gelegt wird, um diesem das Verbleiben im Totenbereich begehrlicher zu machen. In Wales hat übrigens die strenge, puritanisch anmutende methodistische Richtung ähnlich eigenartzerstörend gewirkt wie der *sagart* in Irland, wenn auch nicht ganz so schroff und beharrlich.

Alles in allem stellen sich also die keltischen Landesteile als typische Armutsgebiete dar: viele alte Volkstumserscheinungen sind weniger aus einem zähen Festhalten am Eigenen als aus Unfähigkeit, sich fortzuentwickeln, erhalten geblieben. Das trifft ganz besonders für die Ausdrucksformen der materiellen Volkskultur zu; die geistigen Ausdrucksformen sind stärker durch die Charakterveranlagung bedingt und unterliegen daher weniger wirtschaftlichen Einflüssen. Die Armut der keltischen Gegenden zeigt sich auch besonders deutlich in der Volksnahrung: in Wales bilden Mehl- und Brotsuppen, Brot und Käse, daneben auch Kartoffeln die gewöhnliche Kost; als Genußmittel ist der Apfelwein verbreitet. Schottland hat in seinem bescheidenen Haferbrot *(oat-cake)* sein Nationalgebäck; in Irland herrscht die Kartoffel vor, und der Branntwein muß hier als Nationalgetränk bezeichnet werden. Die Weiber rauchen ihre kurzen, geschwärzten Tabakspfeifen, um sich einen bescheidenen Genuß zu verschaffen. Auch durch die hier üblichen Hausindustrien, Weberei und Spitzenerzeugung, diese typischen Armutsbeschäftigungen, wird der Armutscharakter Irlands unterstrichen.

Die Römerherrschaft konnte den keltischen Volkstumscharakter nicht zurückdrängen, kaum beeinflussen. Zwar hatten die vordringenden Eroberer leichtes Spiel mit den nie zur politischen Einigung gelangten Keltenstämmen; aber die Aufmerksamkeit, die sie dem gewonnenen Gebiet zuwandten, war unendlich geringer als etwa in Germanien oder gar in Gallien. Eine zahlenmäßig recht kleine römische Oberschicht besetzte die eroberten Landstriche, die zudem längst nicht das ganze Inselgebiet ausmachten; sie sorgte dafür, daß die römische Sprache Ein-

gang fand, daß römische Bauten aufgeführt wurden, daß ein römischer Provinzluxus in Übung kam. Das war aber auch alles. Eine wirkliche Romanisierung der Inselbereiche ist nie erfolgt; nennenswerte Spuren hat diese Epoche der englischen Geschichte im Volkstum nicht hinterlassen.

Unendlich viel wichtiger für die Fortentwicklung und weitere Ausgestaltung des Volkstums war die Christianisierung, die die Jahrhunderte nach der Römerherrschaft ausfüllte. Sie vollbrachte, was weder Kelten- noch Römerpolitik erreicht hatte: sie schweißte die Einzelstämme zu einer Einheit zusammen; sie sorgte auch später, als neue fremdstämmige Siedler ins Land kamen, dafür, daß diese Einheit nicht entscheidend gestört wurde. Die inselhafte Abgeschlossenheit, die übrigens zunächst auch die Formung des neuen Glaubens durch Erhaltung mancher landschaftlichen Eigentümlichkeit (zum Beispiel der Osterberechnung) mitbestimmte, tat das Ihrige dazu. Und wiederum, wenn wir die entscheidende Rolle betrachten, die die Religion und ihre Formen im ganzen englischen Volkstum spielte, möchten wir glauben, daß das keltische Volkstumselement wesentlich hierbei beteiligt ist: im Gegensatz zum diesseitsbejahenden Germanen, dem Begriffe wie „Schuld" und „Reue", die strenge Beobachtung religiöser Formen und der ständige Ausblick auf ein transzendentes Jenseits schwerfallen, scheint der Kelte eine spezifisch religiöse Begabung zu besitzen, die ihm diese und die hiermit verwandten Dinge leicht werden läßt. Man denke auch an die besondere religiöse Haltung der Bretonen! Vielleicht liegt in dem Fortwirken dieses keltischen Volkstums der tiefere Grund für die oft beobachtete und vom Deutschen zuweilen peinlich bemerkte Verschiedenheit des englischen Frömmigkeitstypus von der deutschen Religiosität.

Es hat den Anschein, daß bis auf den heutigen Tag die Religiosität in den keltischen Landesteilen noch intensiver ist als in den übrigen Gebieten. Irland ist, wenn wir von Ulster absehen, katholisch geblieben; hier ist das ganze Volksleben mit christlichen Ausdrucksformen durchzogen, und dies in stärkerem Maße als in manchem romanisch-katholischen Land. Schon sein Nationalsymbol, das dreiblättrige Kleeblatt (*shamrock*) hat religiöse Bedeutung, denn es soll auf die heilige Dreieinigkeit hinweisen: Patrick, der Apostel Irlands († 17. März 450), hat mit ihm das Wunder der einigen Dreiheit Gottes einst erklärt; nun wird es bei Festen am Hut oder Anzug getragen, und zahllose Lieder verherrlichen es: *„Oh the shamrock, the green immortal shamrock!"* Der 17. März, *St. Patrick's Day,* ist irischer Nationalfeiertag; neben

ihm durchziehen zahlreiche Heiligentage mit zum Teil eigenen Festsitten das Kirchenjahr des Iren. Quellenkult mit Prozessionen *(to go their rounds)* ist hier noch häufig; nicht mit Unrecht nennt der Engländer das grüne Eiland *the Isle of Saints*. Am Johannistag holt man sich heiliges Wasser gegen Unglück, Krankheit und Hexenkünste; am Abend werden Feuer entzündet *(bonfires)*. Am Palmsonntag werden Haus und Stuben mit Tannenzweigen geschmückt, am Brigittentag flicht man Stroh- oder Binsenkreuze, die man zur Abwehr allerlei Übels sich übers Bett hängt, am Michelstag schlachtete man ehedem ein Schaf, von dem ein Teil den Armen bestimmt war, am Christabend brennt jede irische Familie ihre Weihnachtskerze, zuweilen auch, wiederum in Hinblick auf die heilige Dreifaltigkeit, deren drei. Allgemein übliche Grüßformel ist das „Gott segne dich!", das ein „Gott und Maria dich!" als Antwort erheischt. — Aber nicht minder scheint das wallisische Volksleben von religiösem Geiste durchtränkt. Nur freilich ist es hier ein anderer, weniger bunter, einförmiger Ton, der die Frömmigkeit bestimmt. Die Walliser sind zum größten Teil kalvinistische Methodisten; es ist erstaunlich, wie sehr die puritanisch strenge, diesseitsverachtende Richtung vom ganzen Volkstum Besitz ergriffen hat. Feste und bunte Sitten sind verpönt; eine passionshafte Stimmung lastet schwer über der wallisischen Religiosität. Strenger noch als im übrigen England ist hier die Sonntagsheiligung durchgeführt, die keinen Lärm, keinen Genuß — und bestände er auch im unschuldigen Erholungsgang über die Felder — duldet. Dreimaliger Kirchgang und der Besuch der Sonntagsschule *(ysgol sul)* ist die Regel; die nicht sehr reich bemessene Zwischenzeit wird mit Bibellesen ausgefüllt. Noch erinnert der Spitzname der Walliser, *Taffy*, an ihren Schutzpatron aus katholischer Zeit, St. David, wie auch die Irländer nach dem ihrigen *Paddy* (abgekürzt *Pat*) heißen.

Was im protestantisch gewordenen Gebietsteil vom Katholizismus übrig blieb, ist wenig und unbedeutend. Schottland hält noch an der Feier des Allerheiligenfestes *(sanchuin)* fest. Der Valentinstag (14. Februar) hat sich durch eine weltliche Scherzsitte, die vielleicht an die römischen Luperkalien anknüpft, lange im Gedächtnis erhalten; heute ist auch er im Absterben begriffen. Es handelte sich darum, seine „Valentine" zu finden, mit der man sich für diesen Tag zum scherzhaften Liebespaar zusammenfand; man zog entweder am Vorabend Lose, auf denen die Namen bekannter Mädchen verzeichnet waren, oder erkor das erste Mädchen, das man am Valentinstage selber sah, zur „Valentine". An sie richtete man Verse (Ophelia spielt im „Hamlet"

auf diese Sitte an), meist schriftlich und anonym und je nach der Stimmung sentimental, neckend oder gar beleidigend. Diese *Valentines*, die oft mit Bildern geschmückt waren, machen eine ganze Literaturgattung für sich aus; ein Beispiel möge für viele zeugen:

„Hail, sweet Saint Valentine!
This day my fate decide,
For lovely Caroline,
Has said she'd be my bride."

Andere Heiligentage haben sich im Volksglauben erhalten: hat man am St. Jakobstag Austern oder am St. Michelstag Gänsebraten zu Tisch, wird es im folgenden Jahre nicht an Geld im Haus fehlen; wenn es am St. Swithinstag (15. Juli) regnet, gibt es unfehlbar einen vierzigtägigen Landregen usw. Man vergleiche zu der letztgenannten Bauernregel unsere Siebenschläferwetterregel; doch gibt die englische Legende eine andere Begründung: Swithin nämlich, der Bischof von Winchester und Lehrer König Alfreds, wurde vor dem Münster beerdigt, obwohl er doch einen Platz im Münster beanspruchen konnte; zur Strafe für seine unaufmerksamen Getreuen ließ er es vierzig Tage lang regnen, bis der Mißstand beseitigt war.

Manches der Art mag noch im englischen Volkstum lebendig sein; wichtig und reichhaltig ist es nicht. Die Mischung Keltentum + Germanentum + Protestantismus + Puritanerherrschaft war dem Fortleben katholischer Rudimente nicht günstig, die wir also in viel geringerem Ausmaß in England als etwa in Skandinavien oder Norddeutschland antreffen. Es hat sich hier eine neue, wesentlich anders geformte Frömmigkeitsart gebildet, vollendet in ihrer Weise wie jene, und das ganze Leben mit ihrem Geiste durchtränkt. Dazu mag der große Einfluß, den der anglikanische Geistliche auf das Volksleben durch seine Beherrschung des Schulwesens ausübt, das Seine beigetragen haben. Der englische Frömmigkeitstyp, der in der strengen Sonntagsheiligung seinen besten Ausdruck findet, ist wirklicher Volksstil; Staatskirchler und Dissenters unterscheiden sich sozial, nicht im Wesen ihrer Religiosität, und die gemeinsame Benutzung des *Common Prayer Book* symbolisiert äußerlich diese Einheit. Die englische Volksfrömmigkeit ist weitgehend formal bedingt; zwischen Sonntagsgebet und Alltagsarbeit fordert sie keine Verbindung, und so stellt sie an Denk- wie Willenskraft die geringsten Anforderungen: eben darum ist sie wirklich volkstümlich geworden. Der Kirchenbesuch am Sonntag ist selbstverständliche Pflicht; manche Sekten halten ihre Gottesdienste im Freien, zuweilen mit Fahnen und in prozessionsartigem Aufzug

(Heilsarmee!), durch die das Straßenleben seine eigene Note erhält; öffentliche Bekehrungsversuche auf der Straße sind keine Seltenheit. Tanzvergnügungen am Sonntag, bei uns so beliebt, gibt es nicht; sie spielen im englischen Volksleben überhaupt eine geringe Rolle.

Neben dem Sonntag kennt das englische Volksleben nur zwei Festtage im Jahr, an denen gar nicht gearbeitet wird: den Karfreitag *(Good Friday)* und den ersten Weihnachtsfeiertag *(Christmas Day)*. Jener hat kein besonderes Brauchtum entwickelt; auch die Sitten der *Yuletide*, von denen *Dickens* noch so reizvoll zu erzählen wußte, nehmen ständig ab. Geblieben ist noch die Schmückung des Hauses mit rotbeerigen Stechpalmenzweigen *(holly)* oder getrockneten Hopfenranken; in der Mitte der Feststube hängt der Mistelzweig von der Decke[1], unter dem jedes Mädchen ungestraft geküßt werden darf. Die Kinder finden morgens beim Ankleiden Geschenke in ihren Strümpfen, die Erwachsenen auf dem Frühstückstisch neben ihrem Teller; diese Bescherungen finden jedoch meist erst am zweiten Weihnachtstag *(Boxing Day)* statt. Den Mittelpunkt bildet das Festmahl mit seinen traditionellen Gerichten: Truthahn, Rostbeef, Plumpudding. In kleineren Städten oder Gutsdörfern durchziehen die Knaben, oft vom Lehrer geführt, abends mit dem fünfstrahligen Lampionstern die Straßen und singen ihre Weihnachtslieder *(Christmas carols)* vor den Häusern, Geschenke heischend; auch Knechte und Jungburschen veranstalten solche Umzüge mit Geige und Ziehharmonika und Balladen singend. In Irland sind diese Heischeumzüge an den Stephanstag geknüpft, an dem die Knaben mit spitzen Strohmützen und Strohmänteln unter der Leitung eines Führers, der auf bändergeschmücktem Lorbeerast einen toten Zaunkönig trägt, von Haus zu Haus ihre Lieder singen:

„Sing, Holly, sing! Soy sing, Holly!
The wren, the wren, the king of all birds,
St. Stephan's day was caught in the furze;
Alltho' he's little, his family's great.
Get up, fair ladies, and give us a treat!"

In Kent verbrennen die Jungburschen am Weihnachtstage unter Gesängen und Spottliedern am einen Ende des Dorfes den Stechpalmenbuben *(Holly-boy)*, eine Puppe aus Stechpalmenzweigen, am anderen das Efeumädchen *(Ivy-girl)*: hier hat sich agrarische Magie an das christliche Fest geknüpft. — Andere Burschenumzüge, besonders in

[1] Der Weihnachtsbaum ist nur bei öffentlichen Bescherungen volkstümlich.

Wiltshire beliebt, führen in Masken Weihnachtsspiele auf, meist dramatisierte Legenden, unter denen die des heiligen Georg die häufigste ist. Da treten neben dem Titelhelden etwa der König von Ägypten, ein türkischer Ritter, ein Riese und ein Drache, als komische Person ein Arzt, die Tochter des Königs von Ägypten in stummer Rolle und, als eiserner Bestand aller dieser Weihnachtsspiele, das Steckenpferd *(the hobby-horse)* auf; die Form ist meist die des Hereinrufestückes, der Zweck ist die Gabenheischung, die am Ende „Vater Weihnachten" *(Father Christmas)*, der auch den Prolog spricht, vorzunehmen hat. In der Form der Weihnachtspantomimen sind diese Stücke in London bühnenfähig geworden.

Im übrigen ist der christliche Festbrauch in England wenig entwickelt. Zu Ostern werden, zumal auf dem Lande, die Ostergaben *(Easter-offerings)* für die Geistlichkeit eingesammelt; die Sitte des Ostereiersuchens ist ganz selten. Der Dreikönigsabend *(Twelfth-Night)* wird auf dem Lande allgemein mit dem Dreikönigskuchen *(Twelfth-cake)* und dem Bohnenkönigtum als Abschluß der *Yuletide* gefeiert. Vom Gründonnerstagsfestbrauch hat sich einzig die Londoner Sitte erhalten, nachmittags um drei Uhr in der *Chapel Royal* arme Männer und Frauen, deren Anzahl sich nach dem Lebensalter des Herrschers richtet, mit Speisen, Kleidern und Geld zu beschenken. Der Tag des Bethlehemitischen Kindermordes (28. Dezember) gilt als Unglückstag; der Wochentag, auf den er fällt, wird im ganzen Jahre ein Unglückstag sein. Das hart ausgebackene Karfreitagsbrot *(good-friday-bread)* wird bis zum nächsten Karfreitag aufbewahrt und gilt selbst in kleinsten Mengen, auch in Pulverform, als vorzügliche Arznei. Manche Festspeisen knüpfen sich an bestimmte Kirchenfeste: so der Gänsebraten an den Michaelstag, der Pfannkuchen an den Fastendonnerstag, der geradezu deswegen *Pancake Tuesday* heißt; allerlei Gebräuche *(pancake customs)* knüpfen sich an ihn, und die Kirchenglocke, die zum Gottesdienst ruft, heißt *pancake bell.*

Daß die mythischen Gestalten des Christentums auch auf dem Inselreich Heimatrecht gefunden haben, braucht kaum betont zu werden. *Old Boy*, der Teufel, spielt besonders im irischen Volksglauben eine große Rolle. Der Hexenglaube hält sich mit seltsamer Zähigkeit, obwohl 1712 bereits die letzten englischen Hexen in *Northhampton* gehängt, 1736 die Gesetze gegen Hexerei gestrichen wurden. Man tut gut, die Schürstange *(poker)* vor das Kaminfeuer zu halten, um die Hexen, die das Feuer auslöschen wollen, fernzuhalten; auch gilt ein Weißdornzweig oder -blatt, im Hause aufgehängt, als guter Schutz

gegen die Unholde. Die Fischer nageln, um sicher vor ihnen zu sein, ein Hufeisen verkehrt an den Fockmast, fahren ihretwegen ungern am Freitag aus und behandeln die Schiffskatze besonders gut.

In der Formung der englischen Volksfrömmigkeit spielt, so sehen wir, das germanische Element eine beträchtliche Rolle; der Germaneneinfall ist, zeitlich gesehen, das nächste große Ereignis, das um- und neubildend auf die Gestaltung des Volkstums einwirkte. Ähnlich wie die Keltisierung des Landes ist die Germanisierung ein langdauernder Prozeß, ermöglicht erst durch wiederholte und an verschiedenen Punkten einsetzende Vorstöße. Für das eigentliche England beginnt diese Entwicklung mit der Ankunft der Sachsen um die Mitte des 5. Jahrhunderts, als die Römer ihre Legionen aus Britannien ziehen, um sie an anderen Stellen, in Italien, einzusetzen; von der Normandie kommend, erobern sie zunächst die Themsemündung und siedeln sich dann im südlichen England an. Fünfzig Jahre später kommen von Dithmarschen her die Angeln, die zwischen Themse und *Firth of Forth* Land gewinnen. Die Kelten werden in den Westteil der Insel gedrängt; im Süden und Osten kommt es zu den Germanenreichsgründungen, die in den Tagen Karls des Großen von *Ecgberht von Wessex* vereint werden. Zwischen Themse und Tees, im *Danelaw*, siedeln sich später dänische Seefahrerscharen an und verstärken das germanische Element. — In Schottland bringen als erste die Friesen, die bereits 374 unter *Octa* und *Ebissa* landen, das germanische Volkstum zur Geltung; auch hier kommt es, nördlich des *Firth of Forth*, in *Forfarshire* und *Kinkardine*, zu Siedlungen, die sich bis zu den *Ochill-* und *Sidlaw*bergen im Innern erstrecken. Das nördliche Gebiet, *Sutherland*, erfährt späterhin skandinavische Besiedlung; zwar mißglückt der erste Versuch von Harald Schönhaar (910), doch nach der Besetzung der schottischen Inseln gelingt der Vorstoß, germanische Kolonien entstehen auch hier im Norden, und die Ausdehnung nach Irland ist nun nicht mehr schwer. Die keltischen Vorbewohner werden in das Innere der Gebirge zurückgedrängt; hier, im Norden des Gebietes, liegt der ethnographische Schwerpunkt Schottlands. — Irland endlich, schon im 7. und 8. Jahrhundert wiederholt von norwegischen Seeräubern heimgesucht, erhält 832 unter *þorgellr* (irisch *Turgeis*) sein erstes Norwegerreich, das jedoch bald mit nachrückenden Dänen in Streit gerät; erst zu Beginn des 11. Jahrhunderts gewinnen die Norweger die Oberherrschaft, die sie freilich nach wenigen Jahrzehnten (1171) an die Engländer abtreten müssen. Von da ab herrscht ein ununterbrochener Wechselverkehr zwischen England und Irland, der um

1600 durch die systematische Ansiedlung von 20000 Engländern und 100000 Schotten auf eingezogenem Land in Ulster seinen Höhepunkt erreicht. Damit ist eine ethnische Zweiteilung Irlands erreicht: vom katholischen, stark keltisch beeinflußten Süden hebt sich der protestantische, germanische Norden mit seinen Ulsterbauern in aller Schärfe ab.

Zwischen den nun neben- und durcheinanderwohnenden Volkstums- und Stammesgruppen lassen sich deutliche Abstufungen unterscheiden. In den Germanenreichen blieb eine mehr oder weniger stark beherrschte keltische Unterschicht, Knechtsvolk und Hintersassen der neuen Herren, wohnen; andererseits wirkte der germanische Einfluß auch in die keltischen Rückzugsgebiete hinüber. Sehr fein unterscheiden die irischen Annalen zwischen nicht eingeborenen, nur naturalisierten Engländern *(English by birth)*, in Irland ansässigen Engländern *(English by blood)* und keltisierten Engländern *(degenerate English)*; ebenso muß man zwischen reinen und anglisierten Kelten, zwischen Ulsterengländern und Ulsterschotten unterscheiden. Die Buntheit der Übergänge kann hier nur angedeutet werden; auch sie hat zur Vereinheitlichung des Volkstums wesentlich beigetragen. Wo es zum Kampf kam, wo Kelten- und Germanentum hart nebeneinander standen, hat im allgemeinen das Germanentum gesiegt; zurzeit läßt sich dieser Vorgang in Ostschottland beobachten, wo die Lowlandmundarten auf Kosten des Gälischen vorrücken.

Das germanische Volkstum ist im wesentlichen agrarisch bedingt; so erklärt es sich, daß mit der eingangs angedeuteten Zerschlagung des Bauerntums die wichtigsten Ausdrucksformen verschwinden mußten. Geblieben ist die innerlich-bäuerliche Haltung des ganzen Volkstums: die religiöse Primitivität, die unfähig ist, ethische und religiöse Gedanken zu abstrahieren, und deren germanische Bedingtheit wir oben (S. 34) gestreift haben, die konservative Einstellung, die zähe, willensmäßige Energie, der sachliche Nützlichkeitsstandpunkt, die derbe, materiell gerichtete Lebensfreudigkeit und der starke Hang zur Familie und zum Heim, alles Dinge, die uns an den niederdeutschen und skandinavischen Bauern gemahnen. Germanisch ist auch das englische Recht, das, ungeschrieben überliefert, unveränderlich und heilig ist, und an dem die moderne Staatsauffassung zerschellt, das Ständewesen, Gericht, Verfassung und Verwaltung.

Eigentlich agrarische Sitten haben sich, bei dem völligen Fehlen eines wirklichen Bauerntums, naturgemäß nur wenig erhalten können. Immerhin kennen abgelegene Dörfer im Binnenland (besonders in *Cheshire*) und auf der Insel *Wight* noch Maifeiern germanischen Ge-

präges: da gehen die Burschen und Mädchen am 1. Mai frühmorgens in den Wald, um zur Ausschmückung der Kirchen und Häuser Birkenlaub und Blumensträuße *(nosegay)* zu holen; Maibäume werden errichtet und eine Maikönigin *(queen of May, lady of the May)* zur Herrscherin des Tages erkoren; statt ihrer wird gelegentlich noch die Maipuppe im Dorf, zuweilen von Masken begleitet, umhergetragen. In Irland vertreten kleine Tannenbäume, mit Frühjahrsblumen geschmückt, die Stelle der Maibäume *(may-poles)*; auch in Schottland findet sich noch solche Maifeier *(beltain)*. Andernorts haben sich diese Frühlingssitten an den Himmelfahrtstag *(Ascension day)* geknüpft; auch im Sommer sind stellenweise Maskenumzüge agrarischer Art üblich. In London hat sich noch einiges von diesen Maifesten rudimentär erhalten. Kutscher und Kärrner putzen ihre Pferde festlich am ersten Mai, legen auch wohl selbst Bänderschmuck an; in *St. Georg's-in-the-East* (Ostend) wird ein Mädchen zur *May-Queen* erwählt, die dann am ersten Mai heiraten muß und ein Geldgeschenk erhält; nach der Trauung wird sie im Kristallpalast gekrönt[1]; zuweilen findet auch noch der Umzug der Schornsteinfeger mit der fußlosen Fruchtbarkeitspuppe *Jack-in-the-Green* statt. — Auch manche Erntebräuche, den unserigen ähnlich, sind erhalten. Daß das Erntefest *(harvest-home)*, das meist um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche stattfindet, kirchlich gefeiert wird, versteht sich von selbst; daneben wird in Vorderengland stellenweise während der Ernte auf den Feldern eine Strohpuppe, die „Erntekönigin", aufgestellt; der letzte Erntewagen oder die letzten Garben werden mit Blumen bekränzt, ein feierliches Abendessen *(supper)* belohnt die Arbeiter, die hinterher zum Dank der Herrschaft das Erntelied singen:

„There is a health unto the Master, the founder of the feast,
And I do wish with all my heart, his soul in Heaven may rest,
That all things may prosper, that e'er takes in hand,
For we are all his servants, and all at his command.
Then drink, boys, drink and see that none you spill,
For if you do, you shall have two, for I'm sure it's his good will."
(Staffordshire)

Ein Erntetanz schließt sich dann meistens an. In Kent erhalten alle Erntearbeiter Geschenke: die Mädchen Bänder, die Kinder Backwerk usw. — Am 12. November findet in Cumberland der Gesindewechsel *(the fair nights)* statt; die sich verdingen wollen, stellen sich in langen Reihen, einen Strohhalm im Munde oder auf dem Hut, in den Straßen

[1]) Diese Sitte hat Ruskin neu belebt.

von *Carlisle* auf; wer gedungen ist, erhält den Mietschilling (*arl-shilling, alls-, arles-, earles-, yearles-penny*), den er, wenn er den Dienst aufkündigen will, nur zurückzugeben braucht. Zweifellos lebt in dieser Sitte altgermanischer Rechtsbrauch weiter. Hübsch ist die Gesindesitte, an einem Fastensonntag im März die Eltern, besonders die Mutter, zu besuchen (*mothering-sunday*); dabei erhalten sie meist ein Gericht aus Zucker, Milch und erweichten Weizenkörnern (*frumenty*) vorgesetzt. — Als Zinstag für die Pächter gilt oft der Michaelstag; entweder haben sie dann dem Grundherren mit der Pachtsumme eine Gans zum Geschenk anzubieten, oder sie werden von jenem mit Gänsen bewirtet.

Wenn von germanischem Brauchtum in England gesprochen wird, darf das Dorfwirtshaus nicht vergessen werden. Es bildet, wie bei uns und ganz im Gegensatz zu Frankreich, den Mittelpunkt des Gemeinschaftslebens, in dem sich Landleute und Fischer um den Grog sammeln, um ihre kurzen Ton- oder Holzpfeifen zu rauchen und sich zu besprechen, während die Bewirtung mit formelhafter Einladung reihum geht: „*Have a drink! What is Yours? Give it a name!*“ Hier werden auch wiederum, wie bei uns, die nicht wenigen Bierfeste gefeiert: bei der Hochzeit das Brautbier (*bride-ale*), am Kirchweihtag das Kirchenbier (*church-ale*), das Mitsommer-, Lamm-, Erbgerichtsbier (*midsummer-, lamb-, leet-ale*), und wie sie alle heißen.

Im Siedlungswesen hat das Pachtsystem die germanische Eigenart zerschlagen. Das Land befindet sich zum größten Teil, wie erwähnt, in der Hand des Großgrundbesitzers, der in schönem Park seine Herrschaftsvilla, die er indessen meist nur selten bezieht, stehen hat. In einiger Entfernung von ihr steht der erste Pachthof, dessen Landarbeiter entweder in einförmigen Straßensiedlungen dicht dabei (so meist im Norden und Westen Englands) oder aber weiter abseits im Dorf wohnen. Ihre Häuser sind für sie vom Landlord oder Squire gebaut, natürlich nach einheitlichem, schablonenhaftem Plan; zwischenhinein wohnen in mehr oder weniger städtischen Gebäuden Pfarrer, Lehrer, Handwerker (Schmied, Bäcker, Flickschuster und -schneider), Arzt, Gastwirt, einige Rentner und der Kaufmann. In Gegenden mit Spezialkulturen (Obst, Hopfen, Molkerei) oder starkem Kleinbetrieb liegen diese Dörfer ziemlich dicht beieinander; germanische Elemente finden sich indessen kaum in ihrer Anlage, wenn man etwa vom Anger (*green, common*) absehen will, der auch hier der Dorfjugend als Treffpunkt und zur Belustigung im Spiel, Tanz oder Gesang dient.

Die Wohnung des einzelnen Landarbeiters ist meist recht dürftig, oft nur einzellig und jedenfalls mehr nach pekuniären als nach sozialen,

hygienischen oder ästhetischen Gesichtspunkten erbaut. Meist sind diese Kossätenhäuser *(cottage)* aus Ziegeln errichtet, nur in Yorkshire finden sich Feldsteinbauten. Die Entwicklung des Großgrundbesitzes hat mit der Einziehung der kleineren Pachthöfe auch diese *cottages* sehr vermindert, so daß heute ein starker Mangel an ihnen besteht; ehe er nicht behoben ist, wird an eine Besserung der bestehenden Wohnverhältnisse nicht zu denken sein — trotz des *cottage*-Gesetzes von 1909. So herrscht meist in diesen elenden Behausungen traurigster Mangel; zahllose Spitznamen der *cottagers* zielen darauf hin, die sie als „Erdkloßhüpfer" *(clod-hoppers)*, „Karbonnadenstöcke" *(chop-sticks)*, „Hans Roh" *(Johnny Raw)* oder „Hirschkühe" *(hinds)* verspotten. So hat sich in ihnen, deren Bewohner zudem meist keine eigene Wirtschaft betreiben, von stammhaften Haus- und Arbeitsgerätformen so gut wie nichts erhalten.

Und doch hat sich ein Rest germanischer Siedlungsweise erhalten, an einer Stelle zudem, wo wir ihn kaum suchen würden: in den städtischen Arbeiterquartieren nämlich. Hier herrscht überall durchaus das Einzelhaussystem; jedes Haus hat sein Gärtchen; der Bewohner, wirklich Herr in seinen vier Wänden, hat ein stärkeres Interesse daran, sein Heim behaglich zu machen als etwa der deutsche Arbeiter. Zwar sind auch diese Arbeitereinzelhäuser zu Dutzenden vom gleichen Unternehmer hergestellt — zuweilen sind es die Fabrikherren selbst, die für ihre Arbeiter ganze Straßenzüge herstellen (Manchester!) und damit einen wesentlichen Beitrag zur Schaffung eines neuen Gemeinschaftsgeistes liefern —; es handelt sich durchweg um leichte Bauten aus dunklem Backstein, ohne äußeren Verputz und Fassadenzierde. Verwandt berührt uns dagegen die Innenteilung des Hauses, die es in drei Stockwerke zerlegt: zu ebener Erde liegen an dem dielenartigen Flur der *dining-room* und (neben ihm oder ihm gegenüber) ein Schlafzimmer; im ersten Stock liegt, über dem *dining-room*, die „gute Stube" *(drawing-room, parlour-room)* und ein zweiter Schlafraum; zwei weitere Räume befinden sich im sogenannten *attic* unterm Dach, während die Küche im Keller ist. Das ist, auf engen Raum zusammengedrängt und mit sparsamerer Flächenausnutzung, im Grunde das gleiche Schema, das wir aus den Bürgerhäusern der östlichen Hansestädte (Danzig!) kennen. Die Häuschen sind schmal, meist von einer Zwei- bis Dreifensterfront; außer wirtschaftlichen Gründen erzwang schon die auf jedes Stubenfenster gelegte Fenstersteuer *(window-tax)* solche Sparsamkeit. — Anders als diese Fabrikarbeiterhäuser sind die gleichfalls von den Unternehmern erbauten Bergarbeiterhäuser, die zwar

auch am Einzelhaus festhalten, die Einzelhäuser jedoch in langen Reihen unter gemeinsamem Dach aufreihen.

Die noch heute in allen Bevölkerungskreisen weitverbreitete Kaminheizung, die dem Hause einen trefflichen Mittelpunkt verleiht, hat für die Erhaltung manches alten Gerätes gesorgt. Der Kamin selbst *(fireplace, hearth, grate)* enthält das Feuer auf dem Rost *(grate)*, der mit eisernen Querstäben versehen ist *(bars)*; unter ihm befindet sich der Herd oder eine eiserne Platte zum Auffangen der Asche. Zu beiden Seiten sind kleine flache Schalen *(hobs)* zum Abstellen von Kesseln usw. angebracht; rund herum läuft in wohlhabenderen Haushaltungen das meist bronzene Gitter. Ein Gesims faßt den Kamin ein; seine obere Platte *(chimney-piece)* dient allgemein zur Aufstellung von Andenken, Bildern und ähnlichem. Neben dem Kamin hängen die Geräte zu seiner Bedienung: der Besen *(broom, brush)*, der Blasebalg *(bellows)* und der Kohlenkasten *(coal-box)*.

Keltentum, Christentum, Germanentum: das sind die bestimmenden Faktoren des englischen Volkstums. Die Normannenherrschaft, die mit dem Jahre 1066 einsetzt und einen französischen Kulturstrom nach England leitet, tritt hinter ihnen an Bedeutung zurück: die höfisch-ritterliche Welle, niemals volkstümlich, ist längst abgeebbt, der französische Formsinn verstärkte nur schon vorhandene Anlagen; zwar fluten eine große Zahl von französischen Wörtern in die englische Sprache, doch der Formenbestand bleibt germanisch. Wichtiger als dies alles ist die Tatsache, daß die Normannen durch die Niederwerfung der Einzelgewalten den entscheidenden Schritt zur Zentralisierung, zur Vereinheitlichung gewagt haben; von den Folgen dieser Tatsache für das englische Volkstum ist bereits gesprochen worden (vgl. S. 18). In den Jahrhunderten der engen Kulturgemeinschaft zwischen England und Frankreich schreitet der Mischungsprozeß der einzelnen Stammesschichten weiter fort; die dünne normannische Oberschicht wird nach der Lösung der engen Beziehungen zum Festland (1453) aufgesogen: damit hat im großen und ganzen die ethnische Entwicklung des Inselvolkes seinen Abschluß gefunden. Wie weit das so entstandene Volkstum durch geistige (Reformation, Puritanerherrschaft) und wirtschaftliche Erlebnisse (*enclosures*, Großgrundbesitz) beeinflußt wurde, haben wir bereits gesehen.

Zur wirklichen Einheit gelangt, konnte das englische Volkstum nun ein Brauchtum entwickeln, das nicht ethnisch oder religiös, sondern national bedingt ist. Solche Volksfeste sind vornehmlich die *Bank-Holidays*, die auf den zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttag und

auf den ersten Montag im August fallen und deren buntes Brauchtum nicht durch die religiösen Sonntagsgebote beschränkt ist. Sie ähneln etwa einem deutschen Schützenfest; auf dem Festplatz stehen Schenkbuden, Karussells *(roundabouts)*, Schaukeln, Schwingen, Schau- und Tanzzelte, in denen sich das Volk belustigt.—Die Feier des 5. November, einst in fast allen englischen Städten zur Erinnerung an die vereitelte Pulververschwörung bei Eröffnung des Parlaments von 1605 begangen, ist jetzt nicht mehr so häufig zu finden; sie besteht in der Hauptsache aus einem Festzug, in dessen Mitte die aufgeputzte Strohpuppe des Hauptverschwörers *Guy Fawkes* durch die Straßen getragen und schließlich verbrannt wird; dazu singt man:

„Remember, remember,
The fifth of November!
Gunpowder, treason and plot!"

In einzelnen Gegenden werden am Vorabend Freudenfeuer entzündet. — Am Restaurationstag (29. Mai) schmückt man sich in ganz Nordengland mit Eichenlaub, das mit Blattgoldstücken verziert ist; auch die Kirche wird damit geputzt, und der Geistliche hält während des Gottesdienstes einen solchen Eichenzweig in der Hand. In London findet am *Empire Day* (24. Mai) ein Kinderumzug statt. Für die Londoner Bevölkerung hat schließlich noch der Tag, an dem der neugewählte Oberbürgermeister in feierlichem Zuge seinen Palast bezieht *(Lord Mayor's Show*, 9. November), volkstümliche Bedeutung.

Neben den Nationalfesten stehen die Nationalspiele, unter denen Fußball, aus altem Nachbardorfspiel entstanden, die gewichtigste Rolle spielt. Zuweilen wird er noch in der alten Form gespielt, daß zwei Dörfer sich zum Wettkampf herausfordern, den Ball in die Mitte zwischen ihren Dörfern hinlegen und nun versuchen, den Ball in das Dorf des Gegners zu treiben. Neben dem Fußball darf besonders das Kricketspiel, in dem Elferparteien sich gegenüberstehen, als Volksspiel bezeichnet werden. Zu ihrer Pflege bestehen überall, in Land und Stadt, Sportklubs; die englischen Arbeiter und *cottagers*, die keinem angehören, dürften zu zählen sein. Da der Sonntag der völligen Ruhe gewidmet ist, werden die Spiele meist am Sonnabendnachmittag, der überhaupt den Höhepunkt der Arbeiterwoche bildet, ausgetragen. Auch das Boxen ist weitverbreiteter Volkssport. Daneben stehen die mehr landschaftlich bedingten Spiele: das schottische *curling* (Fortschleudern eines runden, glatten Steines nach einem bestimmten Ziele *(tee)* auf dem Eise, einem kleinen Loch, um das konzentrische Kreise

gezogen sind (zwei Parteien spielen gegeneinander), das ähnlich geartete Golfspiel, das ebenfalls aus Schottland stammt (ein kleiner, harter, mit Bleiweiß dick überstrichener Lederball muß mit wenigen Schlägen in ein Loch getrieben werden), das *Aunt Sally,* das bei Jahrmärkten und Wettrennen gern gespielt wird: ein aus Holz und Lappen gearbeiteter Puppenkopf auf einem Holzpfahl (= Tante Sally) hat statt der Nase eine Tonpfeife, die mit kurzen Knütteln beworfen und getroffen werden muß; ähnliche Spiele sind auch auf deutschen Schützen- und Kirchweihfesten bekannt. Mit allen diesen Spielen geht in allen Volksschichten eine starke Wettsucht Hand in Hand; um ihr zu frönen, sparen Arbeiter, Handwerker und Gesinde, in der Hoffnung, durch einen Glücksfall einst als *gentlemen* leben zu können.

Das englische Familienleben zeigt wenig eigenes Brauchtum; besonders haben bei der Taufe kirchliche Allerweltssitten meist die Volksbräuche verdrängt. Die Hochzeitssitten, ebenfalls weit geringer als etwa bei uns entwickelt, zeigen ein Nebeneinander von germanischen und fremdartigen Motiven: zu diesen möchte ich den Sprung des Brautpaares über die vor den Kircheneingang gestellte Bank, in dörflichen Kreisen zuweilen geübt, sowie die allgemeinere Sitte, das junge Paar bei seinem Entfernen von der Hochzeitsgesellschaft mit Reiskörnern und Konfetti zu bewerfen, rechnen, zu jenen das häufige Schießen, die Rolle des bräutlichen Strumpfbandes, das die Brautlieder besingen und das gelöst und im Triumph um die Kirche getragen wird, und die Bedeutung des Hochzeitskuchens, der im Mittelpunkt des Festmahles steht und von dem man auswärtigen Verwandten Probestücke zuschickt. Ein Polterabend fehlt; statt des Myrtenkranzes trägt die Braut gewöhnlich einen Kranz aus Orangenblüten. — Unter den Totenbräuchen endlich, deren Anzahl ebenfalls gering ist, sind die in England wie in Irland bekannten Leichenwachen *(wakes)* bemerkenswert, deren Gebaren (wie oft bei uns!) nicht immer dem ernsten Zweck entspricht; in England wird dabei in Leichenwachtliedern der Weg der Seele über das *Whinny-moor* und die Totenbrücke ins Jenseits besungen. Auf den englischen Kirchhöfen gibt es regelmäßig zwei Abteilungen, deren eine, mit bischöflich geweihtem Boden, den Anhängern der Anglikanerkirche, die andere, mit ungeweihtem Boden, den Dissenters und Katholiken vorbehalten bleibt. Schottland kennt keinen Gräberschmuck.

Wie im Familienfestbrauch, hat sich auch im Volksglauben manches gebildet und erhalten, an dessen Gestaltung weniger die Stammeseigenart oder Geschichte der Träger, als vielmehr Landschaft und Berufsart der betreffenden Volksteile hauptsächlich beteiligt sind.

So erfreuen sich, besonders in Nordengland, Zaunkönig *(wren)* und Rotkehlchen *(robin)* einer besonderen Verehrung:

„The robin and the wren
are God's cock and hen",

heißt es, und eine Wetterregel besagt:

„If the robin sings in the bush,
Then the weather will be coarse,
Buf if the robin sings on the barn,
Then the weather will be warm."

Vom Rotkehlchen meint man, daß es keinen Toten unbeerdigt lassen könne: es bedecke ihm wenigstens das Gesicht mit Moos. Um die Werbung von Rotkehlchen und Zaunkönig, die als Ehepaar gedacht sind, kreisen viele spaßhafte Volkslieder. — In *Yorkshire* gelten die Krähen als Zukunftswisser und werden daher, indem man ihre Zahl beobachtet, zum Orakelbrauch verwandt: *„One — ill luck; two — joy; three — a birth; four — a wedding; five — death."* Andernorts gilt die Elster *(magpie)* als unglückbringend; man nimmt höflich, sieht man sie, den Hut ab und sagt: *„How do you do, Mr. Magpie?"* Es genügt jedoch auch ein kräftiges Ausspeien. — Von den einzelnen Berufsarten haben besonders die Seefischer und Matrosen eigene Glaubensformen gefunden; Meerweibchen, Gespenster, Kobolde und Hexen treiben Schabernack; die Luft ist von bösen Vorzeichen erfüllt, gegen die man sich durch Schnur- oder Netzamulette *(calls, cauls)*, die man in Zeitungen öffentlich angepriesen findet, wehren kann; das Gespensterschiff deutet auf Unheil, und in den Affen, die man auf weiter Fahrt zu Gesicht bekommt, spuken die Seelen der alten Kapitäne.

Ein eigenes Brauch- und Glaubenstum hat sich, hier wie allerwärts, in der Umwelt des Kindes entwickelt. Da nur ganz selten Störche nach England kommen, läßt man hier die kleinen Kinder aus Petersilienbeeten gegraben werden, oder sie kommen, in Baumwolle wohl verpackt, aus London in einer Schachtel. Schreck- und Spukgeister, teils von den Erwachsenen, die sie inzwischen vergaßen, überkommen, teils aus pädagogischen Gründen neu erfunden, gibt es in Hülle und Fülle: da treibt an der Westküste der alpartige, kinderfeindliche *Bucca* sein unholdes Wesen, da wandelt der böse Spukgeist *Jack* auf einsamen Wegen, zuweilen begleitet von „Käthchen mit dem Wisch" *(Kitty with a wisp)* und dann noch unbeliebter. Die größeren Kinder haben ihre eigenen Spiele; auch bei ihnen hat man zwischen Neuschöpfungen und „herabgesunkenen" Erwachsenenspielen vergangener Tage zu

scheiden: zu jenen gehört das auch bei uns bekannte Werfen mit Münzen, bei dem einer zu raten hat, ob die Münze auf die Schrift- oder auf die Kopfseite fiel *(pitch and toss, chuck and toss, heads and tails,* irisch *head and harp,* deutsch *Kopf und Schrift),* oder das Hase- und Hundspiel *(hare-and-hounds),* ähnlich unserem Schnitzelrennen, zu diesen das früher sehr beliebte „Küssen im Reigen" *(kiss in the ring),* die Blindekuh *(blindman's buff)* und das Pantoffelspiel *(hunting the slipper),* bei dem, vergleichbar unserem „Taler, Taler, du mußt wandern!", ein Pantoffel bei den im Kreise sitzenden Mitspielern gesucht werden muß; dazu wird gesungen:

„Cobbler, cobbler, mend my shoe,
Stitch it up and that will do,
Get it done by half past two!"

Auch die Kinderlieder zeigen im Aufbau und Rhythmus manche Ähnlichkeit mit den unsrigen. Halb singend, halb tragend vorgetragen, deuten die Wiegenlieder *(nursery-rhymes)* den Takt des leisen Hin- und Herschaukelns an:

„Hushaby, Baby, on the tree-top,
When the wind blows, the cradle will rock,
When the bough breaks, the cradle will fall:
Down comes the baby, cradle and all."

Bekannter ist das von *Byron* zitierte Wiegenlied:

„Hey diddle, diddle,
The cat and the fiddle.
The cow jump'd over the moon,
The little dog laugh'd to see such sport,
And the dish ran away with the spoon!"

Kniereiterlieder und Fingerreime klingen an die unsrigen an:

„Ride a cockhorse to Banbury-cross,
To buy little Johny a gallopping horse.
It trots behind and it ambles before,
And Johny shall ride, till he can ride no more—"

Damit wird das Kind „abgeworfen". Oder ein Fingerreim, bei dem (wie dies auch bei uns üblich ist) jede Zeile auf einen anderen Finger deutet:

„This little pig went to market,
This little pig staid at home.
This little pig had a bit of bread and butter,
This little pig had none,
This little pig said: Wee, wee, wee, wee,
I can't find my way home!"

Dann kommen die zahlreichen Spielverse der älteren Kinder, unter denen wir wiederum gute Bekannte aus der deutschen Heimat finden, zum Beispiel das Maikäferlied:

„Lady-bird, Lady-bird,
Fly away home,
Your house is on fire,
Your children will burn!"

So hat, wie bei uns, jedes Alter seine Verse, und oft sind Stoffwahl und Aufbau die gleichen wie bei uns. Angefügt mag hier noch die englische Schüler- und Studentensitte sein, in fünfzeiligen Scherzversen den eigenen Übermut kundzutun oder spaßige Erlebnisse zu besingen; diese *limericks* haben ein ganz bestimmtes Reimschema (a a b b a oder a a b b b) und bilden also eine Liedgattung für sich, deren Form und Vortragsweise freilich meist anziehender ist als der sinnlose Inhalt:

„There was once a young student of Deal,
Who said: Although pain is not real,
When I sit on a pin,
And it punctures my skin,
I dislike what I fancy I feel."

An jugendliche Hörer wendet sich auch, wie in Deutschland, in erster Linie das Kasperletheater, das an den *Bank-Holidays* und auf Jahrmärkten noch immer seine Zuschauer findet. Italienischer Herkunft, ist sein Inhalt meist der gleiche wie bei uns: *Punch*, der Held, prügelt seine *Judy*, schlägt Polizisten und die eigenen Kinder tot, gibt vor Gericht freche Antworten und wird endlich vom Teufel geholt; meist leitet ein gereimter Vorspruch das derbe Stück ein:

„Ladies and gentlemen, pray how you do?
If you all happy, me all happy too.
Stop and hear my pretty little play;
If me make you laugh, me need not make you pay!"

Wie wir im englischen Kinderbrauch manchen vertrauten Zug antreffen, ohne daß wir ethnische Zusammenhänge nachweisen könnten oder auch nur anzunehmen brauchten, so birgt auch der englische Volksglauben viele Elemente, die wir aus Deutschland und anderen Ländern in gleicher oder ähnlicher Form kennen. In vielen Fällen erklärt sich solcher Parallelismus aus dem gemeinsamen Erlebnis gleicher Kulturströmungen; wir denken dabei zuerst an die Einflüsse der Antike, die teils durch direkte Beziehungen, besonders aber durch gelehrte Studien späterer Jahrhunderte in ganz Europa auf die Ge-

staltung des Volkstums eingewirkt haben. So mag es sich wohl auch erklären, daß in England der Glaube an den bösen Blick *(the evil eye)* ganz ähnliche Formen wie bei uns angenommen hat; um sich gegen ihn zu schützen *(to render it lucky)*, speit man aus oder speit auf den gekauften oder erbettelten Gegenstand, hängt auch wohl ein Hufeisen im Hause *for good luck* auf; wenn er schon gewirkt hat, muß der Patient unter Anrufung der höchsten Namen mit Wasser besprengt werden, in dem ein Gold- oder Silberstück liegt. Andere Glaubensformen wiederum kennzeichnen sich als Menschheitsgedanken, die unter den gleichen Voraussetzungen überall in gleicher Form entstehen müssen. Hierher gehören Tagewählerei, Angang und Orakelbrauch:

„Saturday flit
Never long sit!"

Zwei Elstern bedeuten für den Angler ein gutes, eine dagegen ein schlechtes Vorzeichen; Fledermäuse, die durchs Fenster fliegen, oder knarrende Geräusche in der Stubenwand *(death-watch)* kündigen einen baldigen Todesfall an; Liebende zupfen die Blättchen des Ochsenauges *(ox-eye, moonflower)*, um die Gesinnung des Geliebten zu erkunden, und in Irland schließt man aus den Bewegungen von Bohnen beim Rösten *(burning the bean)* auf die Zukunft des jungen Paares. Analogie- und Übergangsglauben spielen ihre große Rolle: ein Epileptiker wird zu einem eben Verstorbenen ins Bett gelegt, damit dieser sein Leiden mit ins Grab nehme; ein Stück Hochzeitskuchen, unter das Kopfkissen gelegt, läßt vom zukünftigen Liebsten träumen, und auf Hochzeiten soll man in Grün und Weiß erscheinen, denn

green and white,
forsaken quite.

Die Unzahl der agrarischen Wetterregeln und -orakel, unter denen die Beobachtung von Distel und Pimpernelle eine große Rolle spielt, gehört hierher, endlich auch die Geschichten von umgehenden Toten, die auch in den Städten manche Spukhäuser in öffentlichen Verruf gebracht haben — all das sind Allerweltsformen, die im Volkstum lebendig sind und immer lebendig sein werden, ohne doch gerade für das englische Volkstum bezeichnend zu sein. Es sind dies die ewigen Primitivitäten jedes Volkslebens, der internationale Untergrund, auf dem sich die nationalen, durch Sonderentwicklung und Stammeseigenart bedingten Volkstumsformen erheben, Dinge, die uns immer wieder zwingen, den Blick über die Grenzen des eben behandelten Volkstums hinausschweifen zu lassen, und die daher mehr in eine

allgemeine Volkspsychologie als in eine (zudem so kurze) nationale Volkstumsbeschreibung hineingehören.

Wenn wir von einer durch Insellage, Wirtschaftsform und politische Entwicklung erreichten weitgehenden Vereinheitlichung des englischen Volkstums sprachen, so darf nicht übersehen werden, daß in ihr für eine kräftige, eigenwillige Formung von berufsmäßig bedingten Sondervolkstumsgruppen noch Raum genug bleibt. Das an den Küsten meist flache Meer hat fast überall die Küstenbewohner, meist skandinavischer Abkunft, zur Fischerei gelockt; neben dem modernen Dampfer steht noch, und besonders in Schottland, der alte Seglerbetrieb, der die ganze englische, zum Teil auch die irische Küste mit Fischerdörfern bevölkert hat; über 100000 erwachsene Männer werden in der Seefischerei beschäftigt. Zwar bedingt der Übergang vom Einzel- zum Unternehmerbetrieb (der allein Dampfer ausrüsten kann) auch einen Wandel in der soziologischen Struktur der Seefischer, die nun feste Löhnung (selten Gewinnanteile) erhalten; aber die Geschlossenheit dieser Volkstumsgruppe bleibt erhalten, und Wandlung bedeutet nicht Vernichtung. — Neben den Seefischern sind es vornehmlich die Bergleute *(pitman's family)*, die in Nordostengland, besonders in *Northumberland*, ihr eigenes Brauchtum entwickelt haben. Die Eigenwilligkeit ihrer Kulturform tritt besonders da stark zutage, wo sie, wie in der Gegend von *Newcastle*, zwischen Ackerbauern siedeln; Berufs- und Wirtschaftsform haben diese zwei Volksschichten scharf voneinander getrennt, so scharf, daß zum Beispiel der *cottager* es sich nicht einfallen lassen würde, die zahlreichen Bergmannsgerichte seinem Speisezettel einzuverleiben, seien sie auch so wohlschmeckend und berühmt wie die fetten Korinthenkuchen *(singing hinnies)*, die dieser Gegend eigentümlich sind. Zahlenmäßig die stärkste Volkstumsgruppe wird von den Industriearbeitern gebildet, bei denen durch das gemeinsame Wohnen in Fabrikquartieren, durch die weise Erziehung der Gewerkschaften, die eine Auslese der Arbeiterschaft anstreben, und durch das gemeinsame Streben nach Wohlstand ein Standesbewußtsein erzeugt ist, das dem deutschen Arbeiter oft abgeht und das stark gemeinschaftsbildend wirkt. So entwickelt sich hier im täglichen Arbeits- und stark betonten Familienleben, in den Gewerkschaften und den zahllosen Klubs sportlicher und sozialer Art, die Stadt und Land immer wieder verbinden, ein neues Brauchtum, dessen internationale Züge durch das Festhalten an mancher nationalen Eigenart ihre eigene Färbung erhalten. Der englische Arbeiter darf nicht schlechthin in die neue, übervölkische Arbeiterschar eingeordnet

werden, von der er sich durch wichtige und auffallende Eigenformen abhebt; Volkstumsentwicklung und Landesform bedingen auch seine Haltung, und so wiederholt sich in ihm, gleichsam in gedrängter Kürze, noch einmal das ganze volkskundliche Bild Englands.

Literatur

Die englische Literatur zur Volkskunde setzt nicht erst im Jahre 1846 ein, in dem Ambrose Merton das Wort Folk-Lore zur Bezeichnung dieser längst und häufig diskutierten Dinge im „Athenäum" vorschlägt; jedoch erfährt sie von jener Zeit an eine so durchgängige, ununterbrochene Verbreiterung und Vermehrung, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat. Die folgenden Hinweise wollen und können daher in keiner Weise erschöpfend sein; sie möchten nur eine Reihe brauchbarer Werke nennen, von denen der Weg zum Verständnis des englischen Volkstums gewagt werden darf.

Bibliographien zur englischen Volkskunde, die vollständig wären, besitzen wir nicht. Jedoch hat K. Elze im „Grundriß der englischen Philologie" (1887) die bis dahin erschienene Literatur, soweit sie wichtig ist, gut zusammengestellt. Dürftiger ist die Liste, die G. Buschan in seiner „Illustrierten Völkerkunde" II (1926) S. 1067 bietet. Spies weist in seinem Buch über „Das moderne England" auf die wichtigsten allgemeinen Werke hin (bes. S. 4ff., jedoch auch passim). Man benütze, um sicher zu gehen, N. W. Thomas, Bibliography of Folk-Lore (periodisches Werk) und die deutsche „Volkskundliche Bibliographie", die auch England regelmäßig und eingehend berücksichtigt; ferner enthalten die großen volkskundlichen Zeitschriften (bes. Folk-Lore; Notes and Queries; Journal of Folk Song Society; Journal of the Royal Society of Antiquaries of Ireland), deren Aufsätze im Folgenden nicht besonders zitiert werden, in ihren Besprechungen wichtiges bibliographisches Material. Für Norfolk und Suffolk besitzen wir ein vorzügliches Nachschlagewerk in dem Buch „Handlist of Indexes to Norfolk and Suffolk Works", das Inhaltsangaben der volkskundlichen Werke bringt. Der Artikel „Folklore" in Kloeppers „Englischem Reallexikon" ist wertlos.

Allgemeine Grundlagen:

Das alte Werk von H. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England (deutsch von Arnold Ruge; Heidelberg 1868ff.) vermittelt noch immer eine Fülle von Anregungen. Zur ersten Einführung in die kulturellen Vorfragen benützt man heute am besten W. Dibelius, England (I, II; Leipzig-Berlin 1923); die geographischen Grundlagen vermittelt J. Moscheles, Landeskunde der Britischen Inseln (= Enzyklopädie der Erdkunde XIX; Leipzig-Wien 1925); die wirtschaftlichen H. Levy, Die englische Wirtschaft (= Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur I, 1922) und ein Aufsatz von H. Bernhard, Die Veränderungen in der Bodenkultur Englands in ihrer Beziehung zur landwirtschaftlichen Selbstversorgung (Geographische Zeitschrift XXIII 1917, 521ff.), ferner die Studie von R. Neuse,

Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet (in: Th. Lenschau, England in deutscher Beleuchtung; Halle 1906). H. Levys „Soziologische Studien über das englische Volk" (Jena 1920), können auch dem Volkskundler wichtige Aufschlüsse geben. In die religiösen Fragen führt O. Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England (= Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur I) gut ein. Eine treffende Charakterisierung der Engländer gibt J. Hoops in seiner Heidelberger Rektoratsrede von 1920 („Der englische Volkscharakter"). Vorher hatte sich H. Frh. Langwerth v. Simmern zu dem gleichen Thema geäußert (Der englische Nationalcharakter, Halle 1906, in Lenschaus schon erwähntem Sammelwerk). Vgl. auch Beddoe, The Races of Britain, London 1888.

Nicht zu übersehen sind für den Volkskundler die zahlreichen Essais und Reisewerke über England, die manches gute Material enthalten. Ich nenne von allgemeineren Werken hier:

Adrian, Bilder aus England. Frankfurt a. M. 1827ff. — Derselbe, Skizzen aus England I, II.

Ida und I. G. Kohl, Englische Skizzen. I—III. Dresden-Leipzig 1845. — Dieselben, Land und Leute der britischen Inseln. 1844ff.

K. Hillebrand, Aus und über England. Berlin 1876.

J. Rodenberg, Ferien in England. Berlin 1876. — Derselbe, Studienreisen in England. Leipzig 1872.

G. F. Steffen, Aus dem modernen England. Leipzig 1895.

C. Peters, England und die Engländer.[2] Hamburg 1913.

Fontanes Meisterschrift „Aus England und Schottland" (Gesammelte Werke[2] IV) darf dabei nicht übersehen werden. Von englischen Werken nenne ich T. H. S. Escott, England, its People, Polity, and Pursuits (London, in mehreren Auflagen).

Werke zur historischen Volkskunde:

N. Ault, Life in Ancient Britain. A Survey of the Social and Economic Development of the People of England from the Earliest Times to the Roman Conquest. London 1920.

J. Schipper, Beiträge und Studien zur englischen Kultur- und Literaturgeschichte. Wien-Leipzig 1908. S. 1—27: Kulturzustände bei den Angelsachsen.

Edwin Guest, Origines Celticae, and other Contributions to the History of Britain. London 1883. I, II.

R. Trevor Davies, Documents Illustrating the History of Civilization in Medieval England (1066—1500). London 1916 (Quellenwerk!).

M. D. Harris, Life in an old English Town. London 1898.

J. Brand, Observations on Popular Antiquities[2] I—III. London 1888ff. (Klassisches Werk!). Neu bearbeitet von Hazlitt, Faiths and Folk-lore. I, II. London 1905.

D. Chadwick, Social Life in the Days of Piers Plowman. Cambridge 1922.

H. T. Stephenson, The Elizabethan People. London 1910.



F. Weber, Volkskundliche Streifzüge durch Shakespeare. Bayerische Hefte für Volkskunde, Jahrgang 1914/5 (hierzu vgl. H. R. Wheatley, The Folklore of Shakespeare. Folklore XXVII 1916 und A. Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare. Phil. Diss. Zürich 1914).

J. Ashton, Social Life in the Reign of Queen Anne. I, II. London 1882.

R. M. Bradley, The English Housewife in the Seventeenth and Eighteenth Centuries. London 1912.

E. Trotter, Seventeenth Century Life in the Country Parish. Cambridge 1919.

J. B. Botsford, English Society in the Eighteenth Century. New York 1924.

F. J. Foakes-Jackson, Social Life in England 1750—1850. New York 1916.

B. Hammond, and L. B. John, The Village Labourer 1760—1832. London-New York 1911.

W. Hasbach, Die englischen Landarbeiter in den letzten hundert Jahren und die Einhegungen. Leipzig 1894 (= Schriften des Vereins für Sozialpolitik 59).

Traill-Mann, Social England, a Record of the Progress of the People. I—VI. London 1901 ff.

R. Pauli, Bilder aus Alt-England. [2] Gotha 1876.

W. B. Boulton, Amusements of Old London. I, II. London 1901.

F. J. Snell, The Customs of Old England. London 1920.

A. Brennecke, Alt-England. Leipzig 1888.

E. O'Eurry, On the Manners and Customs of the Ancient Irish. I—III. London 1873.

Monographien:

Ch. Burne, Handbook of Folklore. London 1917.

W. C. Hazlitt, Faiths and Folklore Dictionary. I, II. London 1905.

Henderson, Notes on the Folklore of the Northern Countries of England and the Borders. London 1879.

H. B. Wheatley, London Past and Present. I—III. London 1891.

M. Gillet, Folk-Lore, Legends and Superstitious Customs in Connection with Andover and its Neighbourhood. Andover 1918.

R. Blakeborough, Wit, Charakter, Folklore and Customs of the North Riding of Yorkshire. [2] London 1920.

J. Symonds, Dorsetshire Folk-lore. Hertford 1922.

J. G. Kohl, Reisen in England und Wales. 1844 ff.

Moore, The Folk-Lore of the Isle of Man. London 1891.

Cumming, The Isle of Man. London 1848.

J. Rhys, Celtic Folklore. Welsh and Manx. I, II. Oxford 1901.

Brynmor-Jones, The Welsh People. London 1900.

Ancient Laws and Institutes of Wales. I, II. 1841.

Owen, Welsh Folk-Lore. 1896.

W. Siken, British Goblins, Welsh Folk-Lore, Fairy Mythology, Legends and Traditions. London 1880.

J. Rodenberg, Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder. Hannover 1857.

H. Osthoff, Land und Volk der Kymren. 1905.

G. J. Black and Th. W. Northcote, Examples of Printed Folklore concerning the Orkney and Shetland Islands. County Folklore III. London 1903.
W. Gregor, Notes on the Folklore of the North-east of Scotland. London 1881.
Jenkins, Bed Gelert, its Facts, Fairies, and Folk-Lore. Portmadoe 1899.
J. G. Kohls, Reisen in Schottland. 1844 ff.
R. Andree, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Jena 1866.
H. Osthoff, Bilder aus Irland. 1907.
J. Pokorny, Irland. Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde I. 1916.
E. Andrews, Ulster Folklore. New York 1919.
M. J. Bonn, Die englische Kolonisation in Irland. I, II. Stuttgart-Berlin 1906 (vgl. hierzu Schmollers Jahrbuch XXXII, 354 ff.).

Spezialgebiete:

a) Feste:

H. Adams and E. A. Browne, The Social Calendar (seit 1910 jährlich, London).
W. Hone, The Every-day Book and Table book. I—III. London.
E. L. Urlin, Festivals, Holy Days, and Saint's Days. London 1920.
W. G. W. Watson, Somerset Calendar of Customs, Superstitions, Popular Sayings and Important Events. 1921.

b) Volksdichtung:

Campbell, Popular Tales of the West Highlands. Edinburg 1860ff.
Chambers, Popular Rhymes of Scotland. Edinburg 1858.
Harland, The Science of Fairy Tales. London 1891.
Jacobs, Celtic Fairy Tales. London 1892.
E. Aulhorn, Vom englischen Soldatenlied. Germanisch-Romanische Monatsschrift VIII (1920), 35 f.
R. Thurneysen, Sagen aus dem alten Irland. Berlin 1901.

c) Volksglaube:

Dalyell, The Darker Superstitions of Scotland Illustrated from History and Practice. Edinburg 1834.
W. Howells, Cambrian Superstitions. 1831.
E. R. Suffling, Epitaphia. Being a Collection of 1300 British Epitaphs. London 1909.

d) Verschiedenes:

F. Seebohm, The English Village Community. London 1883.
S. R. Jones, The Village Homes of England. London 1912.
S. O. Addy, The Evolution of the English House. London 1898.
F. W. Fairholt, Costume in England. London 1846.

Zur Rassenkunde der Britischen Inseln

Von Walter Scheidt

I. Vorbemerkungen

Auseinandersetzungen über Rassenkunde laufen heute mehr denn je Gefahr, mißverstanden zu werden. Die Wissenschaft von den Menschenrassen, ein Teil der „Anthropologie" (deren anderen Teil die Abstammungslehre bildet), hat erst in jüngster Zeit eine entscheidende Wandlung durchgemacht, indem sie sich unter der Führung der experimentellen (botanischen, zoologischen) Erblichkeitslehre der allgemeinen Genetik eingliederte. Genetik ist die Wissenschaft vom Schicksal der Erbanlagen irgendwelcher Lebewesen. Sie erforscht die Gesetzmäßigkeiten in Entstehung, Erhaltung, Vermehrung oder Verminderung und Untergang von Erbanlagen. Die Teilgebiete der Genetik sind demnach die Erblichkeitslehre, die Lehre von der Mannigfaltigkeit der Merkmale und ihren Ursachen und die Auslesehre. Menschliche Genetik oder Rassenkunde bedeutet die Lehre vom Schicksal menschlicher Erbanlagen, also etwa Erbgeschichte des Menschen. Spezielle Rassenkunde ist die Lehre von der Erbgeschichte bestimmter Bevölkerungen; ihre Aufgabe besteht darin, die jetzige und die frühere erbliche Beschaffenheit bestimmter Bevölkerungen zu ermitteln und die Abfolge verschiedener solcher Zustände mit Hilfe der genetischen Forschungsmethoden auf ihre wahrscheinlichen Ursachen hin zu prüfen.

Ein Verständnis irgendwelcher Teile der speziellen Rassenkunde setzt also die Kenntnis der Erblichkeitsgesetze, der Variations- und Auslesevorgänge voraus. Diese Vorbedingung wird von den meisten landläufig gewordenen Büchern über spezielle Rassenkunde — meist schon seitens der Verfasser — nicht erfüllt. Diese Schriften sind daher wissenschaftlich unbrauchbar. Einer ihrer Hauptmängel besteht darin, daß sie ausnahmslos auf „Ergebnissen" der vorgenetischen Anthropologie aufbauen. Von den Forschungen der Anthropologie vorgenetischer Zeit ist aber unter genetischen Gesichtspunkten nur ein Teil des Beobachtungsmaterials und dieser nur als Material für neue genetische Bearbeitungen brauchbar. Für den Laienleser bergen deshalb auch die wissenschaftlichen anthropologischen Abhandlungen früherer Jahrzehnte so viele Quellen des Irrtums, daß sie für eine Klärung und Vertiefung des Verständnisses speziell-rassenkundlicher Fragen nicht in Betracht kommen. In den nachstehenden Auseinandersetzungen sind deshalb auch die einschlägigen Facharbeiten nicht näher nachgewiesen worden[1]; es ist lediglich immer durch Beisetzung des Autornamens angezeigt, daß das hier ver-

[1] Eine vollständige Zusammenstellung derselben wird in Scheidt, Rassenkunde, Bd. II: Europa (München, J. F. Lehmann) erscheinen.

wendete (aber überall neu aufgearbeitete) Beobachtungsmaterial einer älteren Untersuchung entnommen ist. Die Neubearbeitung erfolgte nach den in des Verfassers Schrift „Rassenforschung" (Leipzig 1927) näher beschriebenen Methoden.

Bei der Auswahl brauchbarer älterer Beobachtungen richtet sich die Kritik (nächst der Beobachtungstechnik) hauptsächlich auf die Herkunft der untersuchten Bevölkerungsteile, aus folgenden Gründen: Die typische erbliche Beschaffenheit einer Bevölkerung, d. h. also ihre rassische Beschaffenheit, wird dadurch festgestellt, daß erbbedingte Merkmale bei einer größeren Zahl von Personen untersucht, gemessen und gezählt werden. Die am häufigsten vorkommenden Merkmale bilden in ihrer Gesamtheit den (erscheinungsbildlichen) Typus der Bevölkerung. Der Rückschluß von diesem erscheinungsbildlichen auf den erbbildlichen Typus — also auf die Rasse der Bevölkerung — erfordert mannigfache Überlegungen, damit ermittelt werden kann, durch welche Vorgänge die relative Häufung dieser Merkmale und der zugrundeliegenden Erbanlagen zustande gekommen sein könnte. Um nachzuweisen, daß eine relative Häufung von Erbanlagen durch Auslesevorgänge verursacht wurde, ist es demnach notwendig, zunächst und von vornherein die Gewißheit zu haben, daß die sämtlichen in einer „Gruppe" untersuchten Personen und deren Vorfahren in nicht zu kurzer Generationenreihe ein und denselben auslesenden Einflüssen (durch Wohngebiet, Wirtschaft, Gesellschaft usw.) unterlegen haben. Es ist, mit anderen Worten, notwendig, den „Grad der Bodenständigkeit" einer untersuchten Bevölkerung, Größe der Zu- und Abwanderungen usw., von Anfang an zu kennen. Diese Kenntnis läßt sich natürlich am besten bei festansässigen ländlichen Bevölkerungen erreichen. Das schollenfestere Landvolk ist aber das bevorzugte Untersuchungsobjekt der Rassenforschung auch deshalb, weil die Rassenkunde in erster Linie auf eine Kenntnis der örtlichen Verteilung von Rassenmerkmalen angewiesen ist.

Die Typenfeststellung erstreckt sich aus äußeren Gründen (der Meß- und Zählbarkeit) fast ausschließlich auf körperliche Merkmale. Es wäre aber ein großer Irrtum, anzunehmen, Rasse bestehe bloß in körperlichen Erbeigenschaften. Die Sache liegt vielmehr so, daß seelische Erbeigenschaften in ebendemselben oder in einem sogar noch höheren Maße eine Häufung durch Auslese erfahren, also Rasseneigenschaften werden können, und das letzte, höhere und wichtigere Ziel der Rassenkunde ist gerade die Ermittelung seelischer Erbtypen, seelischer Rassenunterschiede. Dazu gibt es fast nur einen Weg: die (örtliche) Verteilung körperlicher Rasseneigenschaften mit der örtlichen Verteilung von bestimmten Äußerungen seelischer Erbanlagen (also z. B. mit kennzeichnenden Äußerungsformen im „Volkstum") zu vergleichen und aus diesen Vergleichen Schlüsse zu ziehen. Obzwar die Volkstumskunde ziemlich allenthalben noch recht weit davon entfernt ist, diesen Forderungen der Rassenkunde und damit den Forderungen einer Völkerbiologie mit entsprechend angelegten Beobachtungen entgegenzukommen, ist es doch unerläßlich, das Ziel im Auge zu behalten und sich stets gegenwärtig zu halten: die Rassenkunde studiert vorzugsweise körperliche Eigenschaften nicht etwa darum, weil sie nur wissen will, ob der erbliche Typus einer Bevölkerung blond oder brünett, groß oder klein, schmalgesichtig oder breitgesichtig sei,

sondern vielmehr deshalb, weil körperliche Merkmale den am besten zugänglichen Angriffspunkt für die Feststellung von Rassenunterschieden überhaupt bieten, weil mit ihrer Hilfe die Erbgeschichte der betreffenden Bevölkerungen aufgeklärt werden kann und weil dadurch die Möglichkeit eröffnet wird, den lebensgesetzlichen Grundlagen kultureller Erscheinungen auf die Spur zu kommen.

Gegenwärtig aber ist die Rassenkunde allerdings noch nicht entfernt so weit. Sie muß in der Regel noch bei mehr oder minder vorläufigen Deutungen der Merkmalsverteilungen stehen bleiben und auf künftige Forschungsergebnisse einer biologisch orientierten volkstumkundlichen und kulturgeschichtlichen Forschung warten, muß auch erst noch ihre eigenen Anfangsbeobachtungen über die Verteilung körperlicher Rasseneigenschaften ergänzen und ausbauen. Aus allen diesen Gründen kann der vorliegende Beitrag, wie die Überschrift andeutet, auch noch nicht mehr als eben ein Beitrag zur Rassenkunde der britischen Inseln und eine Zusammenfassung des gegenwärtig Möglichen an Aussagen darüber darstellen. In einer anderen Beziehung aber muß er über den Rahmen des Werkes hinausgreifen: es ist nicht möglich, von der Rassenkunde Englands lediglich mit dem Blick auf die Verhältnisse in England zu sprechen, sondern es geht nur so, daß man die Britischen Inseln im engen Zusammenhang mit mindestens allen europäischen Ländern rassenkundlich betrachtet. Eine Rassenkunde von Europa (mit Einschluß der nichteuropäischen Mittelmeerländer) ist gewissermaßen der engstmögliche Gesichtskreis. Auch darauf sei für Leser, die sich näher für die Rassenkunde der Britischen Inseln interessieren, nachdrücklich hingewiesen.

Die dem Verfasser zufallende Aufgabe konnte demnach nur etwa so aufgefaßt und abgegrenzt werden, daß die bisher vorliegenden rassenkundlichen Untersuchungen über die Bevölkerungen der Britischen Inseln, soweit sie genetisch brauchbar sind, einem Vergleich (britischer Bevölkerungen untereinander, britischer und anderer europäischer Bevölkerungen) unterworfen und versucht werden sollte, darzulegen, welche (genetische) Stellung den britischen Bevölkerungen hinsichtlich ihrer rassischen Beschaffenheit innerhalb Europas etwa zukommt. Darüber hinaus läge es im Sinn des Gesamtwerkes, diese vorläufigen genetischen Ergebnisse mit denen der Vorgeschichte und Geschichte, der Kulturgeschichte und Volkstumskunde, der Landes- und Sprachkunde zu vergleichen. Die „Vorläufigkeit" der genetischen — aber auch der übrigen bisher allzu unbiologisch eingestellten — Forschungsresultate schränkt den letzterwähnten Teil der Aufgabe leider mehr ein als erwünscht ist, besonders dann, wenn man dabei den Boden wissenschaftlich einwandfreien Verfahrens nicht verlassen will. Dies zu tun hat sich der Verfasser aber, besonders auch im Hinblick auf den wissenschaftlichen Unwert marktgängiger Schriften über „Rassenkunde" nicht ent-

schließen können, weil er glaubt, daß jeder, der sich mit Rassenkunde beschäftigen will, in erster Linie die Grenzen des Zuverlässigen und des derzeit oder überhaupt Zulässigen und Möglichen genau kennenlernen sollte.

Bezüglich der Bezeichnungen rassischer Zustände und Vorgänge, des ihnen zukommenden Sinnes und ihrer Begründung muß auf die unten in Auswahl verzeichneten Schriften über allgemeine Rassenkunde verwiesen werden. Der Raum reicht natürlich nicht entfernt aus, einen vollständigen Abriß der allgemeinen Rassenkunde vorauszuschicken. Es sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß sich grundlegende Begriffe nicht mit den Benennungen in älteren anthropologischen Abhandlungen decken. Einige wichtigste Definitionen seien deshalb noch besonders angeführt:

Unter „Rasse" ist verstanden eine Gruppe von ausgelesenen (d. h. durch Auslese in irgendwelchen Bevölkerungen gehäuften) Erbeigenschaften. Die Rasse eines Menschen besteht also in denjenigen Erbanlagen seiner Erbmasse, welche als durch Auslese gehäuft nachgewiesen sind. (Mit anderen Rassendefinitionen ist genetisch nichts anzufangen, da sie Bevölkerungen — genetisch gesprochen also Populationen — als Rassen bezeichnen, während in der Genetik die Bezeichnung „Population" dem Rassenbegriff gerade gegenübersteht.)

„Typus" bezeichnet die Summe der in einer Bevölkerung gehäuften Merkmale. Rasse ist demnach der erbliche Typus einer Bevölkerung, sofern dieser durch einheitliche Auslesevorgänge zustande kam. (Die Ermittelung eines „Typus" kann also nur auf dem Wege der Massenzählung — Merkmalsstatistik — erfolgen und muß zahlenmäßig bewiesen sein. Was sonst oft als „Typus" bezeichnet wird, ist in der Regel nur eine irgendwie auffallende Merkmalsverbindung, also gewöhnlich gerade das Gegenteil vom Typus im biologischen Sinn. Denn der Typus einer Bevölkerung fällt natürlich in dieser Bevölkerung nicht auf.)

„Auslese" bezeichnet die relativ stärkere Vermehrung bestimmter Erbmassen in einer Bevölkerung gegenüber anderen Erbmassen. Sie führt im Laufe der Generationen zur relativen Häufung der ausgelesenen, zur relativen Verminderung der ausgemerzten Erbmassen.

Unter „Siebung" sind diejenigen Vorgänge der Schichtung und Gruppierung örtlicher, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und ähnlicher Art verstanden, welche (ohne Auslese) zur Bildung durchschnittlich erbverschiedener „Gruppen" innerhalb einer Bevölkerung, eines Landes usw. führen.

Rassenvermischung liegt vor, wenn sich Menschen verschiedener Rassen miteinander fortpflanzen. Wo verschiedenrassige Bevölkerungen örtlich durcheinander geraten, entsteht zunächst ein Rassengemenge; erst bei einer der zufälligen Erwartung entsprechenden ehelichen Verbindung verschiedenrassiger Menschen entsteht ein Rassengemisch (eine Mischlingsbevölkerung); weicht der Grad der Vermischung von der theoretischen Erwartung ab, so kann eine Bevölkerung resultieren, die zum Teil ein Rassengemenge, zum Teil eine Mischlingsbevölkerung darstellt. (Dieser letztere Fall ist anscheinend der in der menschlichen Genetik gewöhnlich vorkom-

mende. Die Unterscheidung von Rassengemenge und Rassengemisch hat aber erhebliche methodische Bedeutung.)

Der Ausdruck „Rassenreinheit“ bezieht sich stets auf Bevölkerungen (nicht auf einzelne Personen) und bedeutet, daß die als rassenrein bezeichnete Bevölkerung kein Rassengemenge und kein Rassengemisch darstellt.

Die Aussage der Reinrassigkeit bezieht sich stets auf einzelne Personen (nicht auf Bevölkerungen) und behauptet, daß der betreffende Mensch die zu einer Rasse gehörenden Erbeigenschaften reinerbig (homogametisch) in sich trägt. (Praktisch kann diese Aussage beim Menschen kaum jemals gemacht werden; die mögliche Feststellung beschränkt sich auf die Bezeichnung des Erscheinungsbildes, also darauf, daß ein Mensch in bezug auf eine bestimmte Rasse „reinmerkmalig“ sei[1].) —

Merkmalsunterscheidungen und -bezeichnungen folgen den in der wissenschaftlichen Rassenkunde allgemein üblichen (vom Verfasser [Leipzig 1927] ergänzten) Einteilungen. An Stelle der ebenso unschönen wie unnötigen griechisch-lateinischen Fachausdrücke der älteren Anthropologie wurden deutsche Ausdrücke verwendet (zusammengestellt a. a. O.), die ohne weiteres verständlich sein dürften. Die Bezeichnungen beziehen sich auf die erwähnten allgemein üblichen Merkmalseinteilungen, sind also hinsichtlich ihres sachlichen Inhalts nicht willkürlich, sondern konventionell und zahlenmäßig festgelegt. So nennt man zum Beispiel einen Kopf „langförmig“ („dolichocephal“), wenn die größte Breite des Kopfes beim Mann weniger als 75,9 %, beim Weib weniger als 77,0 % der größten Länge des Kopfes ausmacht; als „kleinwüchsig“ gelten Männer mit 160—163 cm, Weiber mit 149—152 cm Körpergröße usw. Die Meß- und Beobachtungstechnik unterliegt seit neuerer Zeit einer ziemlich allgemein angenommenen Vereinbarung; wo — wie bei vielen älteren Beobachtungen — eine andere Technik angewandt worden war, wurde dies bei der Neubearbeitung des Beobachtungsmaterials natürlich berücksichtigt. Ebenso wurden Messungen an Schädeln nach einer bestimmten Methode (a. a. O.) auf Maße an Lebenden umgerechnet, so daß die verschiedenen Feststellungen unmittelbar vergleichbar wurden.

Es ist natürlich nicht möglich, alle die im vorstehenden angedeuteten Einzelheiten in diesem Beitrag — der die Ergebnisse enthalten soll — aufzuführen. Der Leser, der nur eine allgemeine Kenntnis dieser Ergebnisse anstrebt, hat aber wohl trotzdem ein gutes Recht, wenigstens annähernd zu erfahren, wie die Ergebnisse gewonnen worden sind. Wer sich weiter darauf einlassen will, wird den gegebenen Umständen nach ohne ein Studium allgemein-rassenkundlicher Fachschriften nicht auskommen.

Ein letztes Wort der Vorbemerkungen sei endlich noch der (zahlenmäßigen) Zuverlässigkeit der zugrunde gelegten Beobachtungen gewidmet. Ebenso wichtig wie die oben erwähnte kritische Auswahl des Beobachtungsmaterials ist die statistische Zuverlässigkeitsprüfung der ge-

[1] Die Mehrzahl der hier aufgeführten Begriffsbestimmungen sind Definitionen des Verfassers. Sie sind in anderen wissenschaftlichen Abhandlungen nicht im strengen Sinn durchgeführt. Deshalb schien es nötig, sie hier besonders anzugeben.



wonnenen Rohzahlen. Das englische Sprichwort, das die Statistik zu den schlimmsten Lügen zählt, findet seine Rechtfertigung zweifellos nicht in dem Verfahren der Massenzählung als solchem, sondern ausschließlich in den (allerdings sehr gewöhnlichen) Unterlassungssünden derer, die damit operieren. Es gibt bisher in der Rassenkunde nur sehr wenige Arbeiten, welche sich bei der Materialauswertung der statistischen Fehlerberechnungen und ähnlicher Sicherungen bedienen. Die Folge davon ist, daß sich gerade in der Rassenkunde so vielerlei „Ergebnisse" widersprechen. Im folgenden sind dagegen nur solche zahlenmäßige Resultate zu Aussagen und Schlußfolgerungen benützt worden, die statistisch als zuverlässig gelten können, also zum Beispiel Mittelwerts- oder Häufigkeitsunterschiede, die mindestens dreimal so groß sind als ihre mittleren Fehler. Auch die Ermittelung der Typen erfolgte auf diesem Weg; so sind die gelegentlich vorkommenden Aussagen über „höchstens" oder „mindestens" den und den Betrag zu verstehen; sie reduzieren die Aussagen auf das Maß dessen, was rücksichtlich der immer vorhandenen Sicherheitsspielräume statistischer Stichprobenerhebungen verantwortet, das heißt mit den Zahlen wirklich bewiesen werden kann. Alle möglichen und vielleicht vorliegenden Unterschiede, Zustände, Verhältnisse wirklich zuverlässig zu ermitteln, ist natürlich überhaupt nicht möglich. Die Grenzen des Erreichbaren werden zwar mit der Zeit durch eine Vermehrung des Beobachtungsmaterials erweitert werden können, aber es liegt in der Natur der Sache, daß gewisse Grenzen nie werden überschritten werden können, wenn anders man mit den rassenkundlichen Deutungen auf festem Grund bleiben will. —

Werke zum Studium der allgemeinen Rassenkunde:

„Anthropologie" in „Die Kultur der Gegenwart", 3. Teil, 5. Abteilung; herausgeg. von G. Schwalbe und E. Fischer. Leipzig und Berlin 1923. [Einführung in die Anthropologie von E. Fischer, Darstellung der Untersuchungstechnik und Methodik von Th. Mollison, Besprechung der rassenkundlich wichtigen Merkmale von Fischer und Mollison, Abriß der Rassenbiologie und der speziellen Rassenkunde von Fischer, Abstammungslehre von G. Schwalbe. In demselben Band Praehistorie von Hoernes, Ethnologie von Graebner und Sozialanthropologie von Ploetz. Sehr reichhaltiges Werk, aber teilweise überholt und nicht einheitlich.] — Baur, E., Fischer, E. und Lenz, F., Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 3. Aufl. München 1927. [Führendes Werk. Ausgezeichnete Einführung in die Rassenbiologie mit besonderer Berücksichtigung der Rassenhygiene.] — Fischer, E., Rasse und Rassenentstehung beim Menschen. Berlin 1927. [Kurze gemeinverständliche Darstellung.] — Scheidt, W., Rassenkunde, Bd. I: Allgemeine Rassenkunde. München 1925. [Geschichte der Rassenkunde; Erblichkeit, Vielgestaltigkeit und Auslese beim Menschen; Rassenbegriff; Rassenbildung, Rassenvermischung; mit ausführlichem Literaturverzeichnis.] — Scheidt, W., Rassenforschung. Eine Einführung in rassenkundliche Methoden. Leipzig 1927. [Methodenlehre mit Ausschluß der Technik.] — Siemens, H. W., Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. 3. Aufl. München 1926. [Kurze, sehr gute, gemeinverständliche Einführung.]

II. Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale auf den Britischen Inseln

Seit etwa 70 Jahren herrscht in rassenkundlichen Abhandlungen über die Britischen Inseln ziemlich ein und dieselbe Ansicht, die (vielfach durch scheinbar genaue Zahlenangaben erläutert) in der Hauptsache auf J. Beddoe zurückgeht. Beddoe hat von den englischen Anthropologen des vorigen Jahrhunderts die umfassendste Tätigkeit auf rassenkundlichem Gebiet entfaltet. Seine Ergebnisse, die er in einem Buch über die Rassen der Britischen Inseln zusammenfaßte, haben weite Verbreitung gefunden, da offenbar die bequeme und übersichtliche Zusammenstellung in diesem Werk mit ausführlichen und lückenlosen Karten zum Abschreiben ermunterte. Dennoch halten gerade die Darlegungen Beddoes — unbeschadet seiner vielfältigen Verdienste um die Förderung der Rassenkunde — einer sachlichen Kritik von heute lange nicht überall stand. Seine Einzelarbeiten (in englischen und französischen Fachzeitschriften), welche zu der späteren Gesamtdarstellung den Grund legten, zeigen vielmehr, daß die Art der Beobachtungen[1] und die Auswahl der Beobachteten unzulänglich ist und nicht zu einer genetisch brauchbaren Auszählung der vorkommenden Haar- und Augenfarben (um die es sich für Beddoe in der Hauptsache handelte) führen konnte. Die Beddoeschen Erhebungen (deren Wert jetzt auch in neueren englischen Arbeiten als durchaus fragwürdig bezeichnet wird) teilen damit das Schicksal einer ähnlichen, auf Umfänglichkeit angelegten Untersuchung in Deutschland, den bekannten Virchowschen Schulkindererhebungen. Dasselbe gilt von nicht wenigen anderen Darstellungen, und zwar gerade wieder von solchen, die nächst Beddoe am ausgiebigsten benutzt wurden, von vielen Ermittlungen eines seinerzeit funktionierenden Anthropometric Committees, von Erhebungen, die in großem Stil an Insassen schottischer Irrenanstalten vorgenommen wurden, von manchen Militäruntersuchungen während des Krieges usw., so daß man bei einer vorwiegenden oder gar ausschließlichen Benützung bekannterer Originalarbeiten leicht dazu gezwungen würde, entweder die Kritik an den Beobachtungen oder aber den Versuch einer vorläufigen Übersicht über die Merkmalsverteilung aufzugeben.

[1] Beddoe sammelte seine Beobachtungen zum allergrößten Teil so, daß er sich in verschiedenen Orten (meist Städten) auf eine Straße oder einen belebten Platz setzte und die Vorübergehenden auf Haar- und Augenfarbe hin ansah und notierte. Andere Feststellungen stützen sich auf Militärsignalements, Erhebungen in Krankenhäusern und dergleichen.



Glücklicherweise liegen aber nicht nur aus neuerer Zeit, sondern auch von weniger bekannten älteren Autoren brauchbare Arbeiten vor, die wenigstens für einige Teile der Britischen Inseln Aufklärung verschaffen können. Das verfügbare Material ist allerdings viel zu spärlich, als daß man etwa lückenlose Kartendarstellungen wagen könnte. Eine vollständige Aufsammlung dessen, was mir in der Literatur erreichbar war (ich hoffe, es sollte nicht allzuweit von Vollständigkeit des Vorhandenen entfernt sein), ergab das Folgende:

1. Bearbeitete Schädel- und Skelettreste aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit.

Jüngere Steinzeit: 105 männliche und 51 weibliche Schädel, aus verschiedenen Landesteilen, von verschiedenen Autoren veröffentlicht. (In meiner Arbeit über „Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa" [München 1924] habe ich Angaben über 84 Schädel verwendet; 72 weitere sind mir seitdem noch bekannt geworden.) Sie stammen von 40 verschiedenen Fundorten und natürlich aus einer verhältnismäßig langen Zeitspanne, doch bleibt für den Versuch einer massenstatistischen Bearbeitung kaum etwas anderes übrig, als die Funde aus dem ganzen Neolith und dem ganzen Land zusammenzufassen.

Bronzezeit: 203 männliche und 102 weibliche Schädel, von 124 verschiedenen Fundorten in verschiedenen Landesteilen. Alle in der Literatur auffindbaren Schädel- und Skelettreste, welche der Bronzezeit zugeschrieben wurden.

Frühe Eisenzeit: 43 männliche und 14 weibliche Schädel von einem Fundort in Yorkshire, veröffentlicht von Wright. Die Zeitbestimmung erscheint fraglich.

Römerzeit (sogenannte römisch-britische Zeit): 74 männliche und 22 weibliche Schädel von 20 verschiedenen Fundorten, veröffentlicht von verschiedenen Autoren. Von der Zusammenfassung dieser und der beiden vorhergehenden Gruppen gilt natürlich ungefähr das Gleiche wie von den Schädeln der jüngeren Steinzeit.

Angelsachsenschädel: 147 männliche und 106 weibliche Schädel aus Gräbern, welche als sicher angelsächsischer Herkunft angesprochen wurden, von 44 verschiedenen Fundorten, in verschiedenen Veröffentlichungen. Trennung der Funde nach einzelnen Stämmen, von denen die Gräber herrühren, ist versucht worden, führt aber zu so kleinen Gruppen, daß zuverlässige Erfolge des Vergleiches ausbleiben müssen.

2. Bearbeitete Schädel- und Skelettreste mittelalterlicher Stadtbevölkerungen.

Rothwell bei Kettering, Northamptonshire: 100 männliche und 27 weibliche Schädel vom mittelalterlichen Kirchhof der alten Pfarrkirche. 14. bis 16. Jahrhundert etwa. Veröffentlicht von Parsons.

Hythe, O. Kent: 326 männliche und 230 weibliche Schädel aus der Bestattung eines alten Ossuariums oder der Sammelbestattung eines alten

Kirchhofs neben der St. Leonhardskirche in Hythe. Wahrscheinlich Reste der Bevölkerung von Hythe und Umgebung im 15. und 16. Jahrhundert (z. T. vielleicht auch schon 14. Jahrh.). Veröffentlicht von Parsons.

3. Bearbeitete Schädel- und Skelettreste aus neuerer Zeit.

London, Moorfield: 50 männliche und 70 weibliche Schädel aus einem ehemaligen Kirchhof an der Liverpoolstraße, wahrscheinlich einem Pestfriedhof von 1665. Veröffentlicht von Macdonell.

London, Whitechapel: 141 männliche und 151 weibliche Schädel aus einem ehemaligen Kirchhof, wahrscheinlich 17. Jahrhundert. Veröffentlicht von Macdonell.

London, Farringdon Street: 141 männliche und 182 weibliche Schädel aus einem ehemaligen Kirchhof, 1610 bis 1722, zum größeren Teil 1610 bis 1666, wahrscheinlich Reste von vorwiegend unteren Bevölkerungsschichten. Veröffentlicht von Hooke.

Diesen größeren Fundreihen, die also insgesamt 518 vorgeschichtliche Schädelfunde aus einem Zeitraum von zirka 4 Jahrtausenden, 349 frühgeschichtliche aus etwa dem 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung, 683 mittelalterliche aus dem 14.—16. Jahrhundert und 735 aus dem 17. Jahrhundert umfassen, gesellt sich zwar eine Anzahl von kleineren Reihen zu[1], aber die Gesamtzahl bleibt, zumal in Anbetracht der großen, zum Teil gewaltigen Zeiträume trotzdem sehr bescheiden. Außerdem ist zu bedenken, daß bei allen vor- und frühgeschichtlichen Funden die Frage nach dem repräsentativen Charakter der zufällig erhaltenen Stichproben damaliger Bevölkerungen wohl niemals mit Sicherheit beantwortet werden kann, und daß wir in den Resten mittelalterlicher und neuzeitlicher Stadtbevölkerungen ein rassenkundlich gerade besonders schwer deutbares Material reichlich ungewisser „Herkunft“ vor uns haben.

Den insgesamt 2267 bearbeiteten Schädeln (die rassenkundlich in der Regel nicht verwendbaren Einzelfunde sind in dieser Zahl nicht enthalten[2]) stehen vollständige, brauchbare Untersuchungen an 4973

[1] 11 Männerschädel von einem Carmeliterkirchhof in Bristol, etwa 13. Jahrh.; 28 männliche und 12 weibliche Schädel aus einem Kirchhof in Bristol, 18. Jahrh.; 10 männliche und 2 weibliche Schädel aus dem St. Werburghs-Kirchhof in Bristol, 18. Jahrh.; 61 männliche und 28 weibliche Schädel aus verschiedenen, meist ländlichen Kirchhöfen in Schottland, etwa 18. Jahrh.; 405 männliche und 100 weibliche Schädel aus einem Kirchhof in Glasgow, 19. Jahrh.; 3 Männer- und 3 Weiberschädel von der Insel Aran, 5 männliche und 8 weibliche von Inishbofin, jeweils wahrscheinlich 18. Jahrh.; endlich Schädelfunde (31 männliche, 8 weibliche und 2 fragliche) ohne oder mit ganz ungenügender Zeitangabe aus Micheldean, Peterborough und einigen Fundorten in Schottland und Irland.

[2] Für die meisten Einzelfunde (ausgebaggerte Schädel, Moorfunde, Funde ohne Beigaben usw.) fehlt auch eine einigermaßen zuverlässige Zeitfeststellung.

Personen (4230 Männern, 207 Weibern und 536 Personen ohne Angabe des Geschlechts) gegenüber, eine Zahl, die sich für die Angabe der Färbungsmerkmale bei einzelnen Gruppen noch mehr oder weniger erhöht und die sich bei Mitzählung unvollständig veröffentlichter oder sonst nur teilweise verwendbarer Untersuchungsreihen auf etwa 8400 abrundet. Auch diese Zahl erscheint für die Beurteilung der rassischen Verhältnisse eines 50-Millionenvolkes verschwindend klein, selbst wenn man sie der Zahl von schätzungsweise 10 Millionen Köpfen der erwachsenen Landbevölkerung gegenüberstellt. Nicht viel günstiger sehen sich die rassenkundlichen Deutungsmöglichkeiten im Hinblick auf die örtliche Verteilung der untersuchten Bevölkerungsgruppen an. Die Gebiete, aus denen brauchbare Beobachtungen vorliegen, sind folgende:

4. Beobachtungen an Lebenden in England.

Barley, Hertfordshire: 15 Männer, meist aus altansässigen Familien in Barley. Veröffentlicht von Haddon.

Barrington und Foxton, Cambridgeshire: 22 Männer und 2 Frauen aus dieser Gegend. Veröffentlicht von Grünbaum.

Chiltern Hills, Buckinghamshire und Bedfordshire: 300 Männer, Anwärter zum Dienst bei einer Eisenbahngesellschaft; Eltern und Großeltern der Untersuchten aus eben dieser Gegend. Veröffentlicht von Bradbrooke und Parsons.

Cleckheaton, Yorkshire: 20 Männer und 11 Frauen, im Umkreis von Cleckheaton geboren. Veröffentlicht von Taylor.

Flamborough, Yorkshire: 73 Männer und 17 Frauen, altansässige Fischer. Veröffentlicht von Pitt Rivers.

5. Beobachtungen an Lebenden in Wales.

Zahlreiche Gemeinden in

Cardiganshire, Merionethshire, Montgomeryshire u. Carmarthenshire: 1852 Männer und 344 Frauen rein welshischer Herkunft. Veröffentlicht von Fleure.

Dyfi-Basin: 180 Männer und 66 Frauen der altansässigen Landbevölkerung. Veröffentlicht von Peate.

6. Beobachtungen an Lebenden in Schottland.

Aus allen Teilen Schottlands: 1317 Männer, Soldaten schottischer Truppenteile, gebürtige Schotten. Getrennt nach den Gegenden der Geburtsorte[1]. Veröffentlicht von Tocher.

Wigtonshire und Kirkcudbrightshire: 82 Männer und 34 Frauen aus ansässigen Familien. Veröffentlicht von Gregor.

---

[1] Diese Untersuchung erscheint einigermaßen brauchbar, weil sie nicht das Söldnerheer, sondern das Kriegsheer (1916) erfaßte. Eine gewisse Siebung (die natürlich ihrer Art nach kaum abgeschätzt werden kann) dürfte trotzdem vorliegen.



Stonehaven, Kincardineshire: 126 Männer. Veröffentlicht von Tocher.

Boddam, Peterhead und Mintlaw, Aberdeenshire: 354 Männer und 12 Frauen. Veröffentlicht von Tocher.

Gegend von Mintlaw, Aberdeenshire: 402 Männer, meist Landleute, Landarbeiter und Fischer. Veröffentlicht von Gray und Tocher.

Banffshire: 163 Männer und 51 Frauen. Veröffentlicht von Tocher.

Cullen, Banffshire: 253 Personen, meist Fischer. Veröffentlicht von Smith und Gardiner.

Schottisches Hochland (ohne nähere Angabe): 57 Männer aus schottischen Familien. Veröffentlicht von Beddoe.

Insel Lewis, Hebriden: 283 Personen; Ansässige. Veröffentlicht von Macley.

Shetlandinseln: 90 Männer und 3 Frauen, Auswanderer nach Kanada. Veröffentlicht von Teit und Parsons.

7. Beobachtungen an Lebenden in Irland.

Araninseln: 27 Männer der alteingesessenen Bevölkerung. Veröffentlicht von Haddon und Browne.

Inisbofin und Inishshark: 40 Männer.

Inishkea, Mullet und Portacloy: 62 Männer, von denselben.

Zu diesen Untersuchungen kommt als besondere Reihe noch eine Gruppe von (84) Männern und (11) Frauen der höheren englischen Gesellschaft, welche E. und F. von Luschan gelegentlich beobachtet haben. Über Engländer außerhalb der Britischen Inseln, besonders in Amerika, gibt es nicht viel zuverlässiges Beobachtungsmaterial. Die brauchbarste Untersuchung dürfte die von A. Hrdlička über Altamerikaner sein (727 Männer und 212 Frauen); die Reihe enthält jedoch neben Leuten englischer, schottischer und irischer Herkunft auch (ca. ein Viertel) solche deutscher, holländischer und französischer Abstammung. Endlich sind noch einige unvollständig veröffentlichte und nur unter Vorbehalt brauchbare Serien zu erwähnen: 239 Personen von der Insel Jersey, aus altansässigen Familien (Dunlop), 1300 Männer der Isle of Man (Moore und Beddoe) und 847 schottische Studenten der Medizin (Reid und Mulligan).

Verhältnismäßig günstig liegen demnach die Verhältnisse (dank der mühevollen Arbeit von Tocher) in Schottland, demnächst in Wales (ein Verdienst des Geographen Fleure) und auf den westirischen Inseln (durch die gründliche und ausdauernde Arbeit von Browne in den neunziger Jahren). Alles übrige ist heute noch so gut wie unbekannt. Aber das für jeden Interessenten britischer Rassenkunde wichtige und unbedingt wissenswerte Ergebnis einer Generalmusterung vorhandener Beobachtungen liegt darin, daß die an Umfang und Reichweite der Ergebnisse gestellten Ansprüche und Erwartungen natürlich

nach diesem vorhandenen Stoff bemessen werden müssen und daß gegenüber solchen Angaben, die den sachlich begrenzten Kreis der Möglichkeiten überschreiten, Kritik am Platz sein wird.

Die Bevölkerung der Britischen Inseln wird im allgemeinen heute als vorwiegend „nordisch" angesehen. Daneben soll, besonders im Süden und Südwesten (Wales, südliche Hälfte von Irland) die mittelländische („mediterrane") Rasse vertreten sein. Aus früherer Zeit gibt es ferner eine ganze Literatur von ansehnlichem Umfang, welche die sogenannte „Keltenfrage" erörtert und dabei recht verschiedene „Rassenelemente" in Erwägung zieht.

Die Annahme mindestens zweier „Typen", eines „nordischen" und eines „mediterranen", wird von den allermeisten Autoren geteilt. Abgesehen von gewissen (unten näher zu besprechenden Befunden) ist allem Anschein nach die Annahme „mediterraner Invasionen" (Brownlee u. a.) — wie sich besonders aus den Arbeiten von Turner und Young über Schottland ergibt — z. T. mindestens durch so etwas wie ein Mißverständnis aufgebracht und erhalten worden: der italienische Anthropologe Sergi hat (1908) besonders auf die große Ähnlichkeit gewisser britannischer und mittelländischer Schädel hingewiesen und von einer „mediterranen Wiege" der nordeuropäischen Jungsteinzeitleute gesprochen. Die Annahme bezieht sich jedoch zunächst auf einen gleichen oder ähnlichen Ursprung gewisser nordeuropäischer und mittelländischer Jungsteinzeitbevölkerungen und stammt meines Wissens ursprünglich von Fr. Ratzel. Heute wird diese Annahme, wie unten mit zu erläutern sein wird, von den meisten Anthropologen geteilt; ganz ähnlich wie Ratzel die nordische Rasse als „hellgewordene Varietät eines Vorläufers der mediterranen Rasse" ansprach, äußerte z. B. A. Keith die Meinung, daß „die nordische Rasse ursprünglich nicht blond gewesen", also aus einer dunklen Bevölkerung herausgezüchtet worden sei. Im Laufe der Zeit hat man aber augenscheinlich an die Stelle dieser hypothetischen „Vorläufer" der mediterranen (und der nordischen) Rasse die heutige (rezente) Mittelmeerrasse gesetzt. — Von englischen Autoren wird die Annahme „mediterraner Rasse" auf den Britischen Inseln noch geteilt von Beddoe, Bramwell, Parsons, Fleure, Young, Reid und Mulligan und anderen. Einige nehmen noch mehr Rassen an, so Reid und Mulligan, Fleure und James daneben eine „alpine" Rasse; Gray und Tocher beschreiben (für Schottland) 4 bzw. 5 verschiedene „Typen", Fleure unterscheidet 5 „Untertypen" des „mediterranen Haupttypus", daneben eine große Anzahl anderer „Typen", „Mischtypen" usw. In der älteren Literatur herrscht die Betonung eines „blonden nordischen Typus" vor, während neuere Untersuchungen mehr oder minder daran zweifeln. Die auch in England stellen- und zeitweise hohe Wertung einer „blonden Nordrasse" kommt in manchen Arbeiten stark zum Ausdruck. Andere bestreiten besonders lebhaft einen nachhaltigen Einfluß des „angelsächsischen Einschlags". Deutsche Autoren haben, soweit sie sich zu der Frage äußerten, im allgemeinen mit dem

üblichen Rassenschema die Anschauung von hauptsächlich zwei Rassen auf den britischen Inseln übernommen.

Welches Bild ergeben nun die Befunde der Merkmalszählung, soweit sie auf zuverlässigen Beobachtungen beruhen?

Nach diesen Befunden ist überraschenderweise unter den gut beobachteten Bevölkerungen der Britischen Inseln kein hellhaariger Typus zuverlässig nachweisbar. Der überwiegende Teil der Bevölkerung ist vielmehr überall, wo beobachtet wurde, dunkel, während der Typus der Augenfarbe entweder ausgesprochen hell (wie bei allen aufgeführten irischen Gruppen) oder hell bis gemischt (wie bei den allermeisten schottischen Serien) oder fraglich, also teils hell, teils dunkel ist (wie bei den allermeisten Untersuchungsgruppen in Wales)[1]. Vorwiegend dunkle Haare und dunkle Augen weist eine Bevölkerung in Cardiganshire und eine solche in Cleckheaton auf (wobei die letztere aber, ihrer Zusammensetzung nach, nicht sicher repräsentativ ist für die dortige Gesamtbevölkerung, da die Leute anläßlich eines Jahrmarktes und gegen Bezahlung gemessen und beobachtet wurden). Vielleicht rein hell ist der Typus bei 90 Shetländern in Canada; aber auch diese Gruppe stellt natürlich eine besondere Siebungsgruppe dar; der Typus nicht ausgewanderter Leute der Orkney- und Shetlandinseln (Beobachtungsgruppen von Tocher) ist dunkelhaarig mit gemischten bis hellen Augen.

Diese Befunde erhalten durch einige weitere Beobachtungen eine interessante Ergänzung: die typische Hautfarbe ist, soweit beobachtet (Cleckheaton, Barley, Barrington und Foxton, Westirland, Nordamerika) hell, und gerade besonders zuverlässige (ärztliche) Untersucher betonen, daß es sich um pigmentarme Haut handle, welche auf Sonnenbestrahlung nicht mit schneller Pigmentanreicherung, sondern mit Entzündung reagiert. Damit ist ziemlich sicher festgestellt,

---

[1] Auf diese Tatsache hat u. a. Haddon für einige schottische Gebiete hingewiesen, wo nach seiner Beobachtung die Verbindung heller Augen mit dunklen Haaren das Hauptkennzeichen der Bevölkerung sei. Beddoe hat es in einer Arbeit als typisch für Iren und Schotten, z. T. auch für Bevölkerungen in Wales erwähnt, während an anderen Stellen von vorwiegend heller Komplexion die Rede ist. — Mit den gefundenen Tatsachen könnte es auch zusammenhängen, daß — wie gelegentlich hervorgehoben wurde — helle Augen und dunkle Haare als besondere Schönheit irischer und welshischer Frauen gerühmt wurde. — Die größte Häufigkeit heller Haare beträgt bei allen bis jetzt untersuchten Gruppen der Britischen Inseln zuverlässig nicht mehr als höchstens 42 %; die allermeisten Maximalwerte liegen unter 30 %.

daß es sich nicht um einen schlechthin „brünetten" Typus handelt. — Bei der Betrachtung der Komplexion findet man kaum irgendwo in Nordeuropa (ausgenommen gewisse Gebiete in Norwegen — siehe unten —) noch einmal so hohe Häufigkeitswerte für die Verbindung heller oder gemischter Augen mit dunklen Haaren wie bei den meisten britischen Untersuchungsgruppen. Während diese Komplexion bei den Finkenwärdern zum Beispiel höchstens 25,5%, bei den Spiekeroogern höchstens 10,8% aller Fälle ausmacht, haben mindestens 47% der Leute von Chiltern Hills, 49,6—66,2% aller Leute von den verschiedenen schottischen Gruppen, sogar mindestens 81,6% aller Leute der westirischen Gruppen dunkle Haare und helle oder gemischte Augen.

Bei der Beurteilung der Farben muß man bei älteren Arbeiten allerdings sehr vorsichtig sein, da die Farbenbezeichnungen, insbesondere die Unterscheidung zwischen dunkelblond und hellbraun, bei verschiedenen Untersuchern verschieden sind. Das, was wir als „gemischte" Augen bezeichnen, wurde und wird vielfach in die Gruppe der „grauen" Augen gezählt. Ganz zuverlässige Ergebnisse sind natürlich nur da zu erwarten, wo die Fischersche Haarfarbentafel verwendet und wo die einzelnen Pigmentierungsgrade der Augen genau beschrieben sind. Auf Grund der Originalarbeiten ist es aber, besonders durch gleichzeitige Berücksichtigung mehrerer Autoren, in der Regel möglich, annähernd vergleichbare Zahlen zu bekommen. Lediglich die Ergebnisse und zusammenfassenden Darstellungen sind nicht ohne weiteres verwendbar. So rechnen z. B. die meisten Autoren — besonders dann, wenn sie unter dem Eindruck herrschender Meinungen stehen — hellbraune Haare zu den hellen Haaren, während man bei uns herkömmlich nur blonde (bis zu einer natürlich willkürlichen, aber konventionellen Grenze) als helle zählt. Bei der Augenfarbe liegt die Schwierigkeit nicht so sehr in der Abgrenzung der rein dunklen, als in der Unterscheidung rein heller und „gemischter" Augen. — Die Art der Zusammenfassung ist natürlich bis zu einem gewissen Grade gleichgültig; es kommt nur darauf an, daß bei allen Gruppen, die miteinander in Vergleich gesetzt werden sollen, dieselbe Einteilung verwendet oder, da dies meist nicht geschehen ist, die Vergleichbarkeit in der Aufrechnung irgendwie hergestellt wird. Ohne solche Vorsicht sind gerade Farbenvergleiche wertlos. Aber auch unter Anwendung aller nachträglich möglichen Korrektionen kann man in den Ergebnissen meist nur Annäherungswerte sehen. Vor einer kritiklosen Übernahme tabellarischer Zusammenstellungen verschiedener Autoren muß unter allen Umständen gewarnt werden.

Der typische Wuchs ist bei den allermeisten Untersuchungsgruppen groß (Männer 170 cm und mehr, Frauen 159 cm und mehr). Bei einigen Gruppen in Wales (Newquay in Cardiganshire, Merionethshire, Montgomeryshire, Carmarthenshire), in England (Barley, Barrington und Foxton) und in Irland (Inishbofin und Inishshark) ist der Typus mittelgroß (bis groß), doch gibt es auch in diesen Gegenden aus-

gesprochen großwüchsige Bevölkerungen. Sehr erheblich (groß bis sehr groß) ist die Körpergröße bei einigen englischen (Flamborough und Cleckheaton) und schottischen (Hochland, Shetlandinseln) Gruppen, welche zu den größten europäischen Bevölkerungen überhaupt zählen.

Die Beschreibung der typischen Kopfform, nach Länge, Breite und Längenbreitenverhältnis betrachtet, ergibt ein weitgehend einheitliches Bild: alle Gruppen haben als typische Ausprägungsform mittellangförmige (nur eine irische — Ballycroy — neigt vielleicht zu mäßiger Rundförmigkeit des Kopfes), lange (bis sehr lange) Köpfe; bei der Mehrzahl der Gruppen finden sich mittelbreite, bei den meisten schottischen Gruppen mittelbreite bis schmale Köpfe. Nach der Kopflänge gehören die meisten Gruppen zu denen mit größter Kopflänge, nach der Breite vielfach zu denen mit geringster Kopfbreite in Nordeuropa. (Für Leser verbreiteter Bücher über die Rassenkunde Europas möchte ich besonders bemerken, daß der Befund von nur mittellangförmigen — also nicht langförmigen [dolichocephalen] — Köpfen als Typus nichts Befremdliches hat, da sich langförmige Köpfe zwar bei manchen vor- und frühgeschichtlichen, aber — soweit bis jetzt Untersuchungen vorliegen — bei keiner rezenten Bevölkerung Nordeuropas als Typus finden. Es gibt in Nordeuropa gar keine rezente dolichocephale Rasse. Die diesbezüglichen Behauptungen in vielen Schriften rühren offensichtlich von gewissen Tendenzen her und sind so zustande gekommen, daß man die Grenzen der Einteilung verschoben hat, um bei rezenten nordeuropäischen Bevölkerungen zu wörtlich [!] denselben Befunden zu kommen wie bei den betreffenden vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerungen.)

Die Beurteilung der Meßergebnisse verlangt, wie hier wenigstens angedeutet werden soll, immerhin einige Vorsicht. Es ist nach der Lage der Dinge nicht ganz unmöglich, daß die größte Breite des Kopfes vielfach nicht ganz korrekt gemessen wurde (zu klein ausfiel), da dieses Maß besondere Sorgfalt verlangt. Jedenfalls ist es auffällig, daß der Mittelwert der größten Kopfbreite im allgemeinen um so größer ist, je weniger Leute untersucht, je sorgfältiger also wahrscheinlich die Untersuchungen durchgeführt werden konnten. Bei manchen norwegischen Untersuchungsreihen läßt sich z. B. geradezu eine anders kaum deutbare negative Korrelation zwischen der Anzahl der Untersuchten und der größten Kopfbreite nachweisen. Glücklicherweise wird man allerdings annehmen dürfen, daß die Gesamtergebnisse durch solche Fehler meist nicht deutungswichtig verändert werden. — Wenn gröbere Irrtümer ausgeschlossen sind, würde aus den geschilderten Ergebnissen der Britischen Inseln noch hervorgehen, daß die Hauptverbreitung schmälerer Köpfe vielleicht in Schottland zu suchen ist.

Der Typus der Kopfform, nach der Kopfhöhe und den Höhenverhältnissen beurteilt, wäre, den vorliegenden Ergebnissen nach, bei den westirischen Untersuchungsgruppen hoch, mäßig hochförmig und schmalförmig, bei einer englischen Gruppe (Barley) mittelhoch, mäßig hochförmig und mittelbreitförmig, bei den daraufhin untersuchten (11) schottischen Gruppen hoch, stark hochförmig und schmalförmig. Obwohl dieses letztere Ergebnis bei der sehr beträchtlichen Länge und geringen Breite schottischer Köpfe einigermaßen zu erwarten wäre, ist es doch nicht ganz zuverlässig. Die angegebenen Höhenmaße (von Tocher) fallen stark aus. Man wird sie jedenfalls nur mit großer Vorsicht verwerten können. Für die meisten Untersuchungsgruppen liegen Höhenmaße des Kopfes nicht vor.

Die Merkmale des Gesichtes sind leider nur bei einer kleineren Zahl von Untersuchungsgruppen festgestellt worden. Die typische Ausprägung des Gesichtes ist bei den meisten dieser Gruppen mittellang (bis lang), mittelbreit und langförmig (bei zwei Gruppen — Iren der Araninseln und englischen Gelehrten — sehr langförmig, bei den Leuten in Barley und den Nordamerikanern mittelbreitförmig). Dazu kommt eine typisch mittelbreitförmige (nur bei den Aranleuten und bei einer südschottischen Gruppe schmalförmige) Nase. Bei den Untersuchungsgruppen von Wales und bei den Gruppen schottischer Soldaten fehlen leider Angaben über die Merkmale des Gesichtes.

Mit diesen Aufzählungen ist die derzeit mögliche Beschreibung nachgewiesener Typen bereits erschöpft. Würde man daraus vorläufig so etwas wie einen „britischen Typus" (in Hinblick auf die beobachteten Merkmale) schildern wollen, so müßte man ihn kennzeichnen als hochgewachsen, mit langem, mittelbreitem (bis schmalem), mittellangförmigem, hohem, mäßig hochförmigem, schmalförmigem Kopf, mittellangem, mittelbreitem, langförmigem Gesicht, mittelbreitförmiger Nase, dunklem Haar, hellen oder „gemischten" Augen und heller Haut. Die Angaben über die Merkmale des Gesichts müßten für eine Reihe von Untersuchungsgruppen (mangels entsprechender Beobachtungen) wegfallen. Der Typus der Altamerikaner würde mit diesem „britischen Typus" bis auf die breitere Gesichtsform (die sich aber auch bei der Beschreibung des Typus von Barley in Südengland fand) übereinstimmen.

Eine Beschreibung der vorkommenden Typen reicht jedoch noch nicht aus, die rassischen Verhältnisse richtig zu beurteilen. Es muß vielmehr weiter festgestellt werden, was für Unterschiede der britischen Bevölkerungen untereinander und der britischen Gruppen gegenüber anderen europäischen (besonders nordeuropäischen) Bevölkerungen zuverlässig nachweisbar sind. Die wichtigsten Ergebnisse solcher Vergleiche sind folgende:

Hautfarbe: Keine der untersuchten britischen Bevölkerungen wird von einer anderen nordeuropäischen Gruppe in der Häufigkeit der Leute mit

heller Hautfarbe übertroffen; eine Gruppe (Cleckheaton) zeigt deutlich mehr Helle als die Altamerikaner.

Haarfarbe: Innerhalb der britischen Untersuchungsgruppen zeigen die Bevölkerungen in Wales (zusammengenommen) mehr Hellhaarige als irische, englische und viele schottische Gruppen; dagegen werden einige Gruppen in Wales von den beiden Shetland-Reihen, sonst nur von einigen anderen Wales-Gruppen, aber nicht von englischen, irischen oder schottischen Gruppen in der Häufigkeit der Hellhaarigen übertroffen. Es besteht demnach kein haltbarer Anhaltspunkt dafür, daß in Wales ein Maximum Dunkelhaariger innerhalb der Britischen Inseln zu suchen ist; die Befunde sprechen eher für das Gegenteil. Deutlich verschieden von den allermeisten anderen Gruppen sind hingegen die nach Kanada ausgewanderten (hellhaarigeren) Shetländer ($43{,}3 \pm 3 \times 5{,}2$ %), während sich die Altamerikaner ($7{,}9 \pm 3 \times 0{,}85$ %) gegen viele britische Gruppen durch geringeren Gehalt an Hellhaarigen zuverlässig abheben. (Bei diesem Befund muß jedoch daran erinnert werden, daß die Gruppe der Altamerikaner nicht nur Leute britischer Herkunft umfaßt.)

Im Vergleich mit den beiden bis jetzt zuverlässig untersuchten niedersächsischen Bevölkerungen enthalten alle britischen Untersuchungsgruppen ohne Ausnahme erheblich weniger (meist um mindestens 40—50 % weniger) Hellhaarige. Dasselbe gilt für den Vergleich mit Schweden und dem oben nicht erwähnten (südlichen und östlichen) Teil Norwegens, während die Gebiete Norwegens, in denen sich derselbe Gesamttypus fand wie auf den Britischen Inseln, nur einige Untersuchungsgruppen enthält, die teilweise etwas mehr, teilweise auch etwas weniger Hellhaarige zählen als die britischen Gruppen. Auch gegenüber den Isländern finden sich nur vereinzelte geringe Unterschiede, in dem Sinn, daß einige britische Gruppen etwas mehr Hellhaarige enthalten als die isländische Gruppe. Dagegen ist der Prozentsatz der Hellhaarigen auf den Färöern und auf Bornholm erheblich größer gefunden worden als auf den Britischen Inseln. Zur Ergänzung mag bemerkt sein, daß die Häufigkeit der Hellhaarigen in Schweden auch zuverlässig größer ist als bei allen norwegischen und isländischen Gruppen, dagegen nicht sicher verschieden von Bornholm und den Färöern. — Im ganzen zeigt sich also, daß sich die britischen Untersuchungsgruppen zusammen mit Island und den mehrfach erwähnten Gebieten des mittleren und nördlichen Norwegen nach den bisherigen Befunden als Verbreitungsgebiete dunklerer Haarfarbe deutlich und zum Teil (gegen Binnenskandinavien und Niedersachsen) sehr stark absetzen.

Augenfarbe: Die typische Augenfarbe ist bei den britischen Gruppen, obwohl im ganzen hell oder gemischt, meist dunkler als bei vielen anderen nordeuropäischen Bevölkerungen. So werden fast alle britischen Gruppen in der Häufigkeit der rein hellen Augen zuverlässig von den beiden niedersächsischen Gruppen übertroffen, enthalten dagegen sicher mehr „gemischte“ und dunkle Augen. Ausnahmen machen drei schottische und zwei englische Gruppen ohne diese sicheren Unterschiede. Im ganzen Verhalten, das den schwedischen Untersuchungsgruppen gegenüber dasselbe ist, kommt zum Ausdruck, daß der Typus der Augenfarbe bei den britischen Gruppen

näher an der Grenze typischer Dunkeläugigkeit steht, ohne daß jedoch irgendwo dunkle Augenfarbe als Typus ausgeprägt wäre. Auch im Vergleich zu den meisten norwegischen Untersuchungsgruppen enthalten fast alle britischen Gruppen weniger rein helle, mehr „gemischte" Augen; sie übertreffen jedoch die relative Häufigkeit der Dunkeläugigen nur zum Teil bei den norwegischen Gruppen, welche nicht in das mehrfach erwähnte Gebiet von Romsdal bis Namdalen fallen. Diese letzterwähnten Gebiete Norwegens zeigen nebenbei bemerkt auch fast durchweg mehr dunkle Augen als Schweden. Dasselbe gilt für Island.

Innerhalb der britischen Gruppen bestehen mannigfache, aber fast nur geringere und vereinzelte Unterschiede. So ist die Häufigkeit der rein hellen Augen bei den westirischen Gruppen zuverlässig größer als bei den meisten Gruppen in Wales, Schottland und England. Mit den bisher vorliegenden Befunden läßt sich jedenfalls nicht zuverlässig nachweisen, daß das Hauptverbreitungsgebiet hellerer Augen auf den Britischen Inseln vornehmlich in Schottland zu suchen sei. Einer solchen Annahme würden nicht wenige Befunde widersprechen.

Komplexion (Farbenverbindung): Die Verbindung rein heller Haar- und Augenfarbe würde bei einigen Gruppen in Wales häufiger anzutreffen sein als bei den meisten anderen britischen Untersuchungen; dasselbe gälte aber in demselben Sinn auch für die Verbindung rein dunkler Farben, so daß die auch durch andere Gründe veranlaßte Vermutung gestützt wird, die „gemischten" Komplexionen seien bei den Untersuchungsgruppen in Wales zu einem erheblichen Teil den „reinen" hellen und dunklen zugezählt worden. Sehr deutlich ist hingegen das Überwiegen rein heller Verbindungen bei den Shetländern in Kanada. Zuverlässige Unterschiede in der Häufigkeit der „gemischten" Verbindungen finden sich bei einigen schottischen Untersuchungsgruppen.

Im Vergleich zu anderen nordeuropäischen Gruppen enthalten alle britischen Gruppen weniger rein helle und mehr rein dunkle als Finkenwärder, Spiekeroog und einige norwegische Gruppen. Besonders auffallend ist aber das Überwiegen „gemischter" Komplexionen bei den britischen Gruppen; die oben schon erwähnte, ungewöhnlich große Häufigkeit der Verbindung heller und „gemischter" Augen mit dunklen Haaren bewahrheitet sich im Vergleich mit anderen nordeuropäischen Gruppen auch bei der statistischen Fehlerprüfung. Dabei stehen die westirischen Gruppen obenan. Die zuverlässigen Unterschiede britischer Gruppen gegen die beiden niederdeutschen Gruppen betragen mindestens 15,5—78,7 % (in mehr als der Hälfte der Fälle über mindestens 45 %); dabei übertreffen die westirischen Gruppen auch noch die meisten englischen und schottischen Gruppen; die ausgewanderten Shetländer in Kanada und einige norwegische Gruppen (Lister-, Mandals- und Stavangeramt) werden von vielen schottischen Gruppen übertroffen, während andere hinter den mehrfach besonders erwähnten norwegischen Gruppen zurückbleiben[1].

[1] Dieser Befund, der die genannten norwegischen Gruppen unmittelbar hinter die Iren einreihen würde, kann zum Teil allerdings auch durch die sorgfältigere Untersuchungstechnik von Bryn hervorgerufen sein.



Haarform: Die wenigen aus Nordeuropa (auch von einigen britischen Gruppen) vorliegenden Befunde über die — überall vorwiegend schlichte — Haarform lassen keine zuverlässigen Unterschiede erkennen.

Körpergröße: Innerhalb der britischen Untersuchungsgruppen sind einige Gruppen von Wales (und England) zuverlässig kleiner, einige schottische Gruppen größer als die übrigen; die Iren nehmen, hinsichtlich der zuverlässigen Unterschiede, etwa die Mitte ein. Dieselben Gruppen von Wales, Barrington und Barley zeigen auch eine zuverlässig geringere Körpergröße als Finkenwärder und Spiekeroog (mit einigen Ausnahmen), Schweden und die meisten norwegischen Gruppen, während die meisten schottischen Gruppen die Schweden und viele norwegische Bevölkerungen an Körpergröße übertreffen. Die Schotten gehören demnach, nach den bisher vorliegenden Befunden, mit den Norwegern der mittleren Küstenstriche zu den größten, einige Gruppen von Wales zu den kleinsten Bevölkerungen Nordeuropas. Trotzdem kann man die letzteren (mit Körpergrößenmittelwerten zwischen 165,8 und 170,7 cm natürlich nicht entfernt als kleinwüchsig betrachten, zumal eine Bevölkerungsgruppe in Wales noch zum Beispiel die Dänen der Insel Fanö zuverlässig in der Körpergröße übertrifft.

Kopfform: Die sehr beträchtliche Kopflänge der meisten untersuchten britischen Bevölkerungen kommt auch in den Vergleichen mit anderen nordeuropäischen Gruppen ganz deutlich zum Ausdruck. Die meisten britischen Untersuchungsgruppen haben eine größere Kopflänge als die norwegischen Gruppen, ausgenommen die größere Zahl der mehrfach genannten Gebiete im mittleren und nördlichen Norwegen, wo die Unterschiede gegenüber den britischen Gruppen seltener sind. Auch Finkenwärder, Spiekerooger und Schweden haben eine geringere Kopflänge als einige welshische, englische und irische Gruppen, während Isländer, Färöer und Nordamerikaner zuverlässig langköpfiger sind als die meisten britischen Gruppen. Innerhalb dieser letzteren stehen, den zuverlässigen Unterschieden nach, Shetländer, Iren und einige Gruppen in Cardiganshire und Carmarthenshire hinsichtlich der Kopflänge obenan, wobei auch einzelne welshische Gruppen untereinander noch sichere Unterschiede zeigen. Im ganzen muß man sich beim Vergleich dieses Maßes gegenwärtig halten, daß es sich, abgesehen von einigen norwegischen Gruppen, durchweg um Unterschiede von absolut langköpfigen Typen handelt. — In der Kopfbreite treten ähnliche Unterschiede hervor: die irischen, einige welshische und schottische Gruppen haben breitere Köpfe als Schweden und Südostnorweger, die meisten britischen Gruppen schmälere als die niedersächsischen, dänischen, mittel- und nordnorwegischen und isländischen Vergleichsgruppen. Sie nehmen also vielfach eine Mittelstellung ein. Innerhalb der britischen Gruppen haben viele schottische Bevölkerungen die schmälsten Köpfe (auch schmälere als die Iren), manche Gruppen in Wales zeigen eine noch geringere (manche auch eine größere) Kopfbreite als schottische Gruppen. — Beim Längenbreitenverhältnis des Kopfes sind nach den zuverlässigen Unterschieden die westirischen Gruppen (mit Ausnahme der Araninseln), demnächst einige schottische Gruppen diejenigen, welche die meisten anderen britischen Gruppen in einer Näherung an Rundförmig-

keit des Kopfes übertreffen, während die Gruppen in Wales am meisten von anderen übertroffen werden. Es kann also im Südwesten der Britischen Inseln, stellenweise auch auf den westirischen Inseln (Aran) zwar vielleicht eine Hauptverbreitung der langförmigsten Typen gefunden werden, doch gilt dasselbe auch von manchen schottischen Gebieten. Sonst gibt es in Nordeuropa vergleichsweise nur wenige Gebiete mit stärker langförmigen Köpfen (nämlich Westschweden, Südostnorwegen und Island), während die meisten anderen Gebiete (niedersächsische, dänische und die übrigen norwegischen Vergleichsgruppen) sicher mehr rundförmige Köpfe haben als die meisten britischen Gruppen. Etwas geringer ist der Längenbreitenindex nur noch bei den Altamerikanern.

[Die Kopfhöhe der untersuchten schottischen, aber auch der westirischen Gruppen, würden den vorliegenden Befunden nach zuverlässig und um Beträchtliches größer sein als bei den Ostnorwegern und den Finkenwärdern. (Andere Vergleichsgruppen stehen nicht zur Verfügung.) Dabei stehen aber die Westiren (von Browne untersucht) untenan und die an Schotten (von Tocher) gefundenen Maße haben sonst kein Beispiel, so daß ihre Zuverlässigkeit füglich in Frage gestellt bleibt.]

Gesichtsform: Bei Westiren und ausgewanderten Shetländern ist die Gesichtslänge zuverlässig größer als bei fast allen anderen nordeuropäischen Gruppen, während die Jochbogenbreite nur diejenige der Ostnorweger und Schweden zuverlässig übertrifft. Genau gegenteilig (geringere Gesichtslänge und geringere Jochbogenbreite) verhalten sich einige englische Gruppen (Cleckheaton, Barley und Barrington) den Skandinaviern gegenüber. Für das Breitenhöhenverhältnis gilt dasselbe: langförmigere Gesichter bei Westiren und Shetländern (jedoch nicht gegen Ostnorweger) und breitförmigere bei den genannten englischen Gruppen. Innerhalb aller nordeuropäischer Untersuchungsgruppen stehen, sofern die Befunde zuverlässig sind, die Langförmigkeit des Gesichtes bei Schweden und Ostnorwegern obenan, dann würden Iren und ausgewanderte Shetländer, dann Mittel- und Nordnorweger und Isländer, endlich die erwähnten englischen Gruppen mit abnehmender Langförmigkeit folgen.

Bei der Nasenform erscheint bemerkenswert, daß zwar die Westiren der Araninseln, nicht aber die übrigen westirischen Untersuchungsgruppen den schmalförmigen Nasentypus aufweisen, und, nach den wenigen vorliegenden Befunden, die Schmalförmigkeit der Nase etwa in der Reihe Nordamerikaner, Nordnorweger, Westiren, Engländer, Isländer zunehmen würde, wobei erst bei einigen englischen und der isländischen Untersuchungsgruppe typische Schmalförmigkeit hervortritt.

Anmerkungsweise mag noch erwähnt sein, daß die Blutbeschaffenheit (Isoagglutinationsfähigkeit des Blutes), welche in ihrer Bedeutung zwar vielfach überschätzt wird, immerhin aber wahrscheinlich auch ein Rassenmerkmal darstellt, mehrfache Unterschiede zwischen einigen schottischen, englischen, irischen und anderen nordeuropäischen Untersuchungsgruppen aufweist. Diese Untersuchungsgruppen sind jedoch, im Gegensatz zu den bis jetzt betrachteten Untersuchungsgruppen, rassenkundlich wenig brauchbar, da sie keine repräsentativen Proben der altansässigen Bevölkerung darstellen. Es ist jedoch auffallend, daß sich danach Isländer zum Beispiel

deutlich anders verhalten würden als manche englische, schottische, dänische und norwegische Gruppe, daß Abweichungen zwischen Schotten und Engländern, Dänen, Iren gefunden würden usw. Die Befunde sind zunächst kaum deutbar, es sei denn, daß man sie auch als Anhaltspunkte für das Vorhandensein von Unterschieden überhaupt innerhalb der nordeuropäischen Bevölkerungen gelten lassen will.

Diese Vergleiche bestätigen im ganzen das, was man nach den Typenbeschreibungen erwarten durfte. Von mannigfaltigen (hier nicht näher zu erörternden und für eine Deutung auch noch meist zu spärlichen) Unterschieden innerhalb der britischen Untersuchungsgruppen abgesehen, sind deutliche Unterschiede gegenüber den meisten anderen nordeuropäischen Untersuchungsgruppen nachweisbar, wobei sich die Bevölkerungen des mittleren und nördlichen Norwegen und die Bevölkerung Islands nach den bisherigen Befunden meist ähnlich verhalten wie die meisten britischen Untersuchungsgruppen, also von den Unterschieden mehr oder weniger ausgenommen sind. Die Befunde deuten also darauf hin, daß sich die untersuchten Bevölkerungen der Britischen Inseln zusammen mit denen Islands und des mittleren und nördlichen Norwegen von den untersuchten binnenskandinavischen und niedersächsischen Bevölkerungen im großen ganzen durch größere Häufigkeit der Verbindung heller Augen und dunkler Haare, durch erheblich geringere Häufigkeit heller Haare, durch größere Kopflänge, vielleicht auch (teilweise) durch breitere Gesichts- und Nasenform und größere Kopfhöhe (?) abheben. Wenn auch die Ähnlichkeiten einerseits deutlich hervortreten, sind die Unterschiede doch unverkennbar, und man kommt bei Abwägung aller Befunde zu dem Schluß, daß es kaum angängig sein dürfte, die rassische Beschaffenheit dieser „nordisch-atlantischen" Bevölkerungen derjenigen von binnenskandinavischen und niedersächsischen Bevölkerungen gleichzusetzen, ausgenommen vielleicht die Araninseln Westirlands und die nach Kanada ausgewanderten Shetländer. Die Unterschiede innerhalb der Britischen Inseln ergeben zunächst kaum Anhaltspunkte für eine mediterrane Rasse im Südwesten und eine helle nordische Rasse in Schottland. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß so gut wie keine englische Gruppe untersucht ist (die wenigen untersuchten Gruppen liefern auch meist keine zuverlässigen Unterschiede, da sie zu klein sind); ferner ist durch diese Befunde noch nicht ausgeschlossen, daß zum Beispiel manche Eigenschaften, wie die Anlagen zu dunkler Haarfarbe, größerer Kopflänge, breiterer Gesichts- und Nasenform (?) von außen in einen ursprünglich hellen nordischen Menschenschlag hineingetragen worden sein könnten (auch durch eine „mediterrane" Einwanderung). Neben dieser bereits erwähnten Annahme

ist jedoch auch die andere, gleichfalls schon genannte Annahme einer irgendwann einmal überall dunklen und sehr langköpfigen nordeuropäischen Bevölkerung möglich. Endlich könnte angenommen werden, daß die heute in den nordatlantischen und den binnenskandinavischen Gebieten verschiedenen Merkmale schon in früheren Bevölkerungen dieser Gebiete nebeneinander oder nacheinander vorhanden gewesen und daß sie ohne Zumischung von außen dort entstanden sind.

Es wäre nun natürlich von großem Wert, über frühere, geschichtliche, vor- und frühgeschichtliche Bevölkerungen möglichst umfassende Auskunft zu haben. Aus dem eingangs zusammengestellten Beobachtungsmaterial ergibt sich in dieser Hinsicht folgendes:

Die Bevölkerungen des 17. Jahrhunderts, von denen drei Untersuchungsreihen aus London (Forringdonstreet, Moorfield und Whitechapel) vorliegen, stimmen nach Kopf- und Gesichtsform in der Hauptsache mit dem Typus heutiger Bevölkerungen überein, ausgenommen die Kopfhöhe und die Höhenverhältnisse (typisch niedrig bis mittelhoch, mittelhochförmig bis flachförmig, mittelbreitförmig bis breitförmig). Die Kopflänge ist zwar stellenweise zuverlässig größer, die Breite geringer als bei manchen welshischen, englischen und schottischen Gruppen der Gegenwart, die Schädel sind also langförmiger, doch sind die Unterschiede nicht sehr beträchtlich und einige rezente Gruppen übertreffen darin ihrerseits auch die des 17. Jahrhunderts.

Ähnlich verhält es sich mit den mittelalterlichen Schädeln von Rothwell (14.—16. Jahrhundert).

Dahingegen fällt der mittellange bis kurze, mittelbreite bis schmale, mittelhohe und hochförmige Typus der mittelalterlichen Schädel von Hythe (15.—16. Jahrhundert) auf. Eine Deutung dieser Befunde kann kaum zuverlässig begründet werden. Da es sich, wie oben erwähnt, um Stadtbevölkerungen handelt, liegt die Annahme örtlicher Siebungsgruppen nahe, und es ist kaum möglich, aus diesen Befunden mit einiger Sicherheit auf die Beschaffenheit der gleichzeitigen bodenständigen Bevölkerung zu schließen. Vermutlich würde auch eine Untersuchung heutiger Stadtbevölkerungen nicht geringe Unterschiede gegenüber den Landbevölkerungen aufdecken.

Von größerer Bedeutung sind natürlich die Reste aus angelsächsischen Gräbern. Der Typus dieser Schädel ist lang bis sehr lang, schmal bis mittelbreit und langförmig, mittelhoch bis niedrig, mittelhochförmig und mäßig breitförmig, mit mittellangem, mittelbreitem, mittelbreitförmigem Gesicht, mittelbreitförmiger bis schmalförmiger Nase und querförmigen bis mittelhochförmigen Augenhöhlen. Die

Schädel sind groß, geräumig. Aus den langen Knochen würde sich eine mittelmäßige Körpergröße errechnen lassen. Die Angelsachsen wären danach zuverlässig (und um einen nicht unerheblichen Betrag) kleiner gewesen als die meisten rezenten Untersuchungsgruppen. Ihre Kopflänge übertrifft noch diejenige einiger schottischer Gruppen, zeigt jedoch gegenüber der Mehrzahl untersuchter heutiger Bevölkerungen keine zuverlässigen Unterschiede. Dagegen ist die Kopfbreite zuverlässig geringer, die Kopfform infolgedessen sicher nicht unwesentlich langförmiger (mittleres Längenbreitenverhältnis der männlichen Schädel $75{,}8 \pm 3 \times 0{,}8$) als bei den meisten rezenten Bevölkerungen. Den Höhenverhältnissen nach würden die Angelsachsenschädel sicher viel weniger hochförmig und schmalförmig (mehr flachförmig und breitförmig) sein als alle untersuchten rezenten Gruppen, und man wird diese Annahme gelten lassen dürfen, obwohl die Höhenmaße bei den rezenten Gruppen, wie erwähnt, vielleicht nicht ganz zuverlässig sind. Die Gesichtshöhe ist bei den Angelsachsen geringer, die Gesichtsform breiter als bei Westiren und Shetländern. Man kann also etwa sagen, daß die zwischen den Bevölkerungen des 17. Jahrhunderts und den rezenten Gruppen bestehenden, teilweise nur angedeuteten Unterschiede beim Vergleich der Angelsachsen mit den heutigen Bevölkerungen stärker hervortreten.

Die nächste zeitlich vorausgehende Gruppe, Schädel aus der sogenannten römisch-britischen Zeit, liefert zunächst eine ganz ähnliche Typenbeschreibung wie die der Angelsachsenschädel. Die Körpergröße würde sich aber, aus den Maßen der langen Knochen, auf einen geringeren Betrag (kleinwüchsig) errechnen und von derjenigen der Angelsachsen ebenso wie von allen rezenten Gruppen zuverlässig übertroffen werden. Die Kopflänge der römisch-britischen Schädel ist zuverlässig kleiner als die der Angelsachsen, auch kleiner als die mancher Gruppen in Schottland, Wales und Irland, und übertrifft nur zwei schottische Gruppen und eine englische. Lediglich die geringere Kopfbreite hat zur Folge, daß der Typus der römisch-britischen Schädel (ohne zuverlässigen Unterschied gegen die Angelsachsen) zuverlässig langförmiger ist als der vieler rezenter Gruppen. Nach den Höhenverhältnissen sind die römisch-britischen Schädel wahrscheinlich noch etwas niedriger und breitförmiger als die der Angelsachsen.

Paßt die typische Merkmalsausprägung und das vergleichsweise Verhalten der römisch-britischen Schädel verhältnismäßig noch am besten auf das, was man sich unter „mediterraner“ Bevölkerung vorstellen kann, so kommt die Typenbeschreibung frühеisenzeitlicher (den

„Kelten" zugeschriebener) Schädel vielleicht den Merkmalen rezenter Gruppen näher. Es sind, den typischen Merkmalen nach, lange, schmale, langförmige, mittelbreite, mittelhochförmige und schmalförmige Schädel mit mittellangem, schmalem bis mittelbreitem, langförmigem Gesicht (schmalförmiger Knochennase und querförmigen bis mittelhochförmigen Augenhöhlen). Sie sind jedoch zuverlässig kürzer als römisch-britische und Angelsachsenschädel und werden von mehreren rezenten Gruppen an Länge übertroffen. Schmäler als Angelsachsen, römisch-britische und alle rezenten Gruppen, gehören sie zu den vergleichsweise langförmigsten Schädeln vor- und frühgeschichtlicher nordeuropäischer Bevölkerungen überhaupt, ähnlich wie die meisten rezenten Gruppen in Schottland und Wales zu den am wenigsten rundförmigen Typen des heutigen Nordeuropa zählen. Zuverlässige Unterschiede der Kopfbreite und der Höhenverhältnisse sind bei den Keltenschädeln nicht nachweisbar; die Gesichtshöhe ist geringer als diejenige der lebenden Isländer und der Dänen auf Bornholm, der Iren und der Shetländer, ohne nachweisbarem Unterschied gegenüber anderen vorgeschichtlichen Gruppen, doch wird die Langförmigkeit des Gesichtes nur von Iren der Araninsel zuverlässig übertroffen. Die Körpergröße der früheisenzeitlichen Skelette ergibt ein mittleres Maß, ähnlich dem der Angelsachsen und der Bronzezeitleute, den Berechnungen nach sicher geringer als die Körpergröße vieler rezenter schottischer Gruppen.

Die typische Beschaffenheit der Bronzezeitschädel weicht von den bisher geschilderten Typen nicht unwesentlich ab. Es handelt sich um lange, mittelbreite, mittellangförmige Schädel mit einem nicht unbeträchtlichen Prozentsatz rundförmiger und kurzförmiger Schädel ($39{,}7 \pm 3 \times 2{,}9$%; dieselbe Häufigkeit beträgt nur noch bei den Schädeln von Hythe so viel — $52{,}6 \pm 3 \times 2{,}2$% —, während Angelsachsen davon höchstens 11,6%, Kelten höchstens 6,9%, die Bevölkerungen des 17. Jahrhunderts höchstens 22,7% aufweisen). Der Typus der Schädel ist mittelhoch bis hoch, mäßig breitförmig und schmalförmig bis mittelbreitförmig, das Gesicht ist mittellang, mittelbreit und mittelbreitförmig (die Knochennase mittelbreitförmig, die Augenhöhlen querförmig). Die aus den langen Knochen errechnete Körpergröße (Männer $169{,}2 \pm 3 \times 1{,}9$ cm) würde diese Leute zu den größten vorgeschichtlichen Bevölkerungen stellen, doch ist ein Unterschied gegen Kelten und Angelsachsen in diesem Merkmal nicht zuverlässig nachweisbar. Die Kopflänge der Bronzezeitleute ist geringer als die vieler rezenter Gruppen und aller anderen vor- und frühgeschichtlichen Be-

völkerungen, die Kopfbreite übertrifft diejenige vieler schottischer und welshischer Gruppen. Die Schädel (mit einem Längenbreitenverhältnis der Männer von 79,8 ± 3 × 0,96 an der Grenze der Rundförmigkeit) sind mehr rundförmig als die meisten rezenten und alle vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerungen mit Ausnahme der mittelalterlichen Schädel von Hythe; sie sind, mit den angelsächsischen und jungsteinzeitlichen Schädeln, die höchsten unter den vorgeschichtlichen Gruppen, hochförmiger als die meisten anderen. Die Gesichtslänge nimmt unter den rezenten Gruppen eine mittlere Stellung ein, ist aber zuverlässig größer als die der Angelsachsen-, Kelten- und Jungsteinzeitschädel; die Jochbogenbreite ist beträchtlicher als bei allen anderen (vorgeschichtlichen und rezenten) Bevölkerungen, ausgenommen die Shetländer in Kanada; die Langförmigkeit des Gesichtes wird nur von Westiren übertroffen.

Die Besonderheiten bronzezeitlicher Schädel sind von jeher vor allem deshalb aufgefallen, weil sich die Schädel aus der jüngeren Steinzeit — ähnlich wie diejenigen der frühen Eisenzeit — in vielen Merkmalen wesentlich anders verhalten. Der Typus neolithischer Schädel, weitgehend einheitlich, ist sehr lang, schmal und langförmig; die ganze Gruppe von 153 Schädeln enthält nur 4 (= 2,6 ± 3 × 4,06 %) mittellange, gar keine kurzen Schädel, höchstens 4,3 % breite und nur 4 (= 2,6 ± 3 × 4,06 %) rundförmige Schädel. Nach den Höhenverhältnissen sind die Schädel mittelhoch bis hoch, mittelhochförmig und schmalförmig bis mittelbreitförmig. Der Schädelinhaltsraum ist beträchtlich (bei Männern 1590 ± 3 × 17,6 ccm, bei Weibern 1457 ± 3 × 20,6 ccm, in der ganzen Gruppe fast ausschließlich, das heißt bei mindestens 74,2 % aller Fälle, „geräumig", selten „mittel", in keinem Fall „eng"). Die typische Gesichtsform ist mittellang, mittelbreit und langförmig bis mittelbreitförmig (die Knochennase schmalförmig, die Augenhöhle querförmig bis mittelhochförmig). Aus den Skelettknochen wurde eine mittelmäßige Körpergröße errechnet.

Eine Einzelbetrachtung der Funde, die als „Long-barrow-Typen" bekannt geworden sind (vgl. Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, München 1924), führt zu denselben Resultaten wie die massenstatistische Untersuchung der ganzen Gruppe.

Die Kopflänge der Jungsteinzeitleute übertrifft zuverlässig diejenige aller übrigen vor- und frühgeschichtlichen und der allermeisten rezenten Bevölkerungen, ihre Kopfbreite ist geringer als bei jenen, die Langförmigkeit des Kopfes infolgedessen viel ausgeprägter. Die Kopfhöhe der Neolithiker ist zwar geringer als bei den meisten rezenten Bevölke-

rungen, jedoch größer als bei allen Schädelserien. Die Gesichtslänge steht an der unteren Grenze dessen, was auf den Britischen Inseln vorkommt, doch ist die Jochbogenbreite absolut auch geringer als bei rezenten Bevölkerungen, so daß für die Gesichtsform nur ein Unterschied gegenüber den sicher langförmigen Gesichtern der Iren auf der Araninsel sicher nachweisbar ist.

Ein Vergleich der britischen Jungsteinzeitbevölkerung mit anderen nordeuropäischen Fundgruppen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit zeigt, daß die Kopflänge der britischen Neolithiker ein typisches Maximum darstellt und die meisten anderen Bevölkerungen zuverlässig übertrifft; ähnliches gilt auch noch von den Angelsachsenschädeln; die übrigen vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerungen der Britischen Inseln sind dagegen vielfach kurzköpfiger als die entsprechenden skandinavischen, insbesondere als die norwegischen und dänischen Eisenzeitleute. Bei diesem Vergleich ist aber zu berücksichtigen, daß die Neolithiker Skandinaviens und Dänemarks ziemlich sicher mehr als einen Rassentypus enthalten, von dem der eine, langförmige, kaum wesentliche Unterschiede gegenüber den britannischen aufweisen dürfte. Bemerkenswert erscheint eine in den Vergleichen vielfach auftretende Ähnlichkeit des Verhaltens bei den Neolithikern mit den der Angelsachsen (und der früheisenzeitlichen Schädel). Die Kopfbreite der britischen Jungsteinzeitleute (ähnlich der „Kelten"schädel) ist geringer als die einiger vorgeschichtlicher skandinavischer Gruppen, während von der Bronzezeit an nur noch gegenteilige Unterschiede (größere Kopfbreite bei britischen Bevölkerungen) gefunden werden. Die Langförmigkeit britischer Neolith- und „Kelten"schädel wird von keiner skandinavischen Gruppe, die der Angelsachsenschädel nur von skandinavischen Eisenzeitbevölkerungen übertroffen. Die Kopfhöhe ist, von den Bronzezeitleuten abgesehen, bei allen britischen Gruppen geringer als bei skandinavischen Schädelreihen, wobei die zuverlässigen Unterschiede bei Neolithikern und Angelsachsen am seltensten und auf skandinavische Neolithiker beschränkt sind. Entsprechend liegen die Verhältnisse für die Höhenindizes. (Die Maße der Schädelhöhe ergeben zum Teil etwas anderes. Auf die meßtechnischen Unterschiede kann ich hier nicht eingehen.) Vergleiche der Gesichtsmaße ergeben nur wenige zuverlässige Unterschiede, da bei diesen Maßen die Zahl der meßbaren Schädel meist gering ist. Es findet sich unter anderem eine breitere Gesichtsform bei den norwegischen Eisenzeitleuten gegenüber den britischen Neolithikern, Bronzezeitleuten und den römisch-britischen Schädeln, doch würde bei den als weiblich angesprochenen Schädeln[1] eine

[1] Da sich die Geschlechtsdiagnose der Schädel notgedrungen auf Form und Merkmalsunterschiede stützen muß, bleibt ihre Zuverlässigkeit immer mehr oder minder fraglich. Es ist in dem angeführten Fall beispielsweise nicht nur möglich, daß die betreffenden Schädel breitförmigere Gesichter haben, weil es Weiberschädel sind, sondern ebensowohl, daß sie als weibliche angesprochen wurden, weil sie breitförmigere Gesichter haben. Die Deutung von Schädelmerkmalen wird durch solche und viele andere Dinge natürlich sehr erschwert.

größere Breitförmigkeit bei Bronzezeitleuten, Neolithikern und Angelsachsen gegenüber den (weniger breitförmigen) Eisenzeit- und Jungsteinzeitmenschen Skandinaviens anzutreffen sein. Die Knochennase ist bei dänischen Neolithikern und schwedischen Bronzezeitleuten breitförmiger als bei den britischen Jungsteinzeitleuten, hingegen bei den britischen Bronzezeitmenschen wieder breitförmiger als bei skandinavischen Neolithikern und Eisenzeitbevölkerungen. Die Form der Augenhöhle ist bei den vorgeschichtlichen Bevölkerungen der britischen Inseln meist höher als bei skandinavischen Neolithikern, aber niedriger und breiter als bei skandinavischen Eisenzeitschädeln. Zuverlässige Unterschiede in der Größe der Schädel (Schädelinhaltsraum) finden sich nur bei den britischen Neolithikern gegenüber Eisenzeitmenschen Skandinaviens (zum Teil, bei Weibern, auch gegenüber den jungsteinzeitlichen Schweden). Die Körpergröße vorgeschichtlicher britischer Bevölkerungen würde, den wenigen vorliegenden Berechnungen nach, nicht zuverlässig verschieden sein von derjenigen der skandinavischen Neolithiker, wohl aber geringer als bei den dänischen und schwedischen Eisenzeitmenschen.

III. Rassenkundliche Deutung der Befunde

Selbst eine gedrängte Beschreibung der wichtigsten Befunde enthält, wie aus dem vorhergehenden Abschnitt ersichtlich ist, eine Fülle von Unterschieden und zeigt, daß weder eine völlige Einheitlichkeit heutiger Bevölkerungen nachgewiesen, noch auch angenommen werden kann, irgendwelche vor- oder frühgeschichtliche Bevölkerungen hätten sich ohne Veränderung ihrer rassischen Beschaffenheit bis in die Gegenwart fortgesetzt. Das gilt natürlich nicht nur für die Britischen Inseln, sondern überall. Die Annahme einer sogenannten Unveränderlichkeit von Rassen ist ebenso irrtümlich wie die Meinung, daß Merkmalsgleichheiten stets für, Merkmalsunterschiede stets gegen einen genetischen Zusammenhang sprechen müssen. Man hätte also auch dann, wenn die körperliche Beschaffenheit vor- und frühgeschichtlicher Bevölkerungen durch eine zeitlich lückenlose Reihe von Fundserien belegt wäre, keine Möglichkeit, Zusammenhänge strikte zu „beweisen“ oder zu „widerlegen“.

Die Frage, ob die heutigen Bevölkerungen der Britischen Inseln aus einer jungsteinzeitlichen Bevölkerung von der Beschaffenheit der betreffenden Funde heraus gezüchtet worden sein könnten, läßt sich demnach nicht verneinen. Für eine solche Annahme würden nicht wenige von den geschilderten Befunden sprechen können. Die aufgefundenen Unterschiede — welche in ganz ähnlicher Weise andere nordeuropäische Neolithiker von anderen rezenten Bevölkerungen Nordeuropas trennen— würden nur zeigen, daß es sich dabei um Züch-

tungsprozesse handeln müßte. Dabei können die Einzelunterschiede, welche den Angriffspunkt für eine Verschiebung des Typus abgeben, den Befunden nach durchaus schon in jener Neolithbevölkerung vorhanden gewesen sein. Andererseits könnten diese Unterschiede irgendwie von außen in die ursprüngliche Bevölkerung hineingeraten und dann Gegenstand rassenbildender Auslese geworden sein. Der erste Anhalt dafür wäre die in vielen Merkmalen ziemlich stark abweichende Bronzezeitbevölkerung, für die — auch aus archäologischen Gründen — meist und wohl mit gutem Recht eine fremde, binneneuropäische (oder vorderasiatische?) Herkunft und also Einwanderung in die Britischen Inseln angenommen wird. Ähnliche Typen finden sich in Skandinavien und Dänemark, in Mitteleuropa und im Mittelmeergebiet schon — stellenweise ziemlich häufig — während der jüngeren Steinzeit. Es ist aber, auf den Britischen Inseln ebenso wie anderwärts, die Frage, was aus diesem rassisch recht gut abgrenzbaren Menschenschlag geworden sein könnte. Die Reste späterer Bevölkerungen unterscheiden sich davon ungefähr wieder in demselben Sinn wie die Jungsteinzeitleute. Dabei wird die Deutung durch die unsichere (aber wahrscheinlich spätere) Zeitstellung der angeblich früheisenzeitlichen Funde und den Mangel an verwendbaren anderen Fundserien vor der Römerzeit natürlich sehr erschwert. Denn für die Auffassung der Befunde an „römisch-britischen" Schädeln wäre es weitaus am wichtigsten, von der britischen Bevölkerung der vorrömischen Zeit eine Vorstellung zu haben. Diese Lücke (die auch durch die wenigen etwa vorhandenen, aber nicht ausführlich veröffentlichten Funde, wie diejenigen von Brandon in Suffolk, nicht genügend geschlossen werden kann) ist zunächst durch die Verhältnisse verursacht und besteht auch für viele andere europäische Gebiete. Die verschiedenen Annahmen, welche über den Verbleib der Bronzezeitbevölkerung geäußert wurden, gehen deshalb auseinander. So meint Morant (1926), daß dieser Menschenschlag am Ende der Bronzezeit wahrscheinlich ausgetilgt war. Ältere Autoren, so zum Beispiel Horton-Smith (1897) und andere, mit ihnen wieder Fleure (1923)[1] nehmen an, daß eine ausgiebige Vermischung der eingewanderten Bronzezeitleute mit den ursprünglichen Bevölkerungselementen stattgefunden habe, womit also wohl ein völliges Verschwinden der Bronzezeitbevölkerung in Abrede gestellt wird. Neben dem (nicht stichhaltigen) Grund von Fleure, daß heute noch solche Erscheinungsformen nachweisbar sind, spräche dafür die immerhin nicht geringe

[1] Fleure, H. J., The Races of England and Wales. London 1923.

Verbreitung der „Glockenbecherleute“ (so genannt wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem vorwiegenden Bevölkerungselement der Glockenbecherkultur) an der Ostküste von Caithness bis Humber, längs dem Chalk südwärts, an der Küste von Dorset und Christchurch, längs der Küste von Ostanglia, in Wales, im Peakdistrikt, auch in Irland. Hooke und Morant (1926) halten allerdings eine Vermischung mit der ursprünglichen Neolithbevölkerung auch für wahrscheinlich. Wright (1903 und 1906), der die Eisenzeitschädel bearbeitet hat, glaubt keinen Zusammenhang dieser Bevölkerung mit den Bronzezeitleuten annehmen zu sollen; diese Eisenzeitleute sind nach seiner (ähnlich nach Fleures) Meinung entweder auch wieder eingewandert oder als Nachkommen der Jungsteinzeitleute anzusehen. Keith (1915) vertritt die Ansicht, daß die Eigenschaften der Bronzezeitleute zwar zum Teil bis in die Gegenwart fortlebten, daß aber die Masse der Bevölkerung mehr die Eigenschaften der Neolithmenschen beibehalten habe. Übereinstimmend findet sich bei allen Autoren nur die Annahme einer Einwanderung des Bronzezeitvolkes und die gleichfalls durch Befunde einigermaßen unterstützte Neigung, einen unmittelbaren genetischen Zusammenhang dieses Volkes mit den Eisenzeitleuten abzulehnen.

Die Deutung frühgeschichtlicher Bevölkerungsreste ist natürlich von solchen Annahmen weiter entscheidend abhängig. Dabei spielen die romano-britischen Bestattungen in der Literatur keine wesentliche Rolle. Morant (1926) hält die römerzeitliche Bevölkerung Südenglands für rassisch einheitlich und von gleicher Beschaffenheit wie die eisenzeitlichen Reste von Suffolk. Die Befunde (siehe oben) würden meines Erachtens die Vermutung einer tatsächlich größeren Ähnlichkeit mit (rezenten) westmediterranen Bevölkerungen nahelegen. Die — schon mehrfach erwähnte — Frage nach irgendwelchen „mediterranen Einschlägen“ taucht merkwürdigerweise bei der Deutung der interessanten Angelsachsenserie wieder auf. Der Zusammenhang ist dieser: War die rassische Beschaffenheit der einwandernden Angeln, Sachsen und Jüten, wie unter anderem A. Keith (1915) annehmen möchte, nicht wesentlich verschieden von derjenigen der früheren Bevölkerung Britanniens (ausgenommen natürlich die Bronzezeitbevölkerung), so fragt sich, wie die mutmaßlichen (neolithischen) Vorläufer dieser „eingeborenen“ Bevölkerung zu den mutmaßlichen skandinavischen Vorläufern der Angelsachsen sich verhalten. Verschiedene Autoren (in Deutschland zum Beispiel Kossinna und Saller) haben die Behauptung Sergis wiederholt, daß man in den britannischen Neolithikern Menschen mediterraner Rasse vor sich habe. Die Befunde stützen eine solche Annahme nicht,

jedenfalls dann nicht, wenn man dabei Mediterrane von der rassischen Beschaffenheit rezenter westmediterraner Bevölkerungen im Auge hat. Dahingegen findet die Annahme geringer rassischer Unterschiede zwischen den Angelsachsen, den britischen und den skandinavischen Neolithikern (letztere mit Ausnahme des rundförmigen Typus) eher eine Bestätigung durch die Vergleiche. Man würde also mehr oder minder gezwungen sein, die gesamte — von ziemlich allen Autoren als weitgehend einheitlich aufgefaßte — nordeuropäische Neolithbevölkerung als „mediterran“ zu bezeichnen. Sergi hat in der Tat gezeigt, wie weit man damit gehen kann, und es würde auch nicht allzu schwer fallen, außer den Angelsachsen auch zum Beispiel eisenzeitliche skandinavische Bevölkerung als „mediterran“ anzusehen. In Wirklichkeit aber beweist das zunächst nicht mehr als die bekannte große Ähnlichkeit mediterraner und nordischer Schädelformen hinsichtlich der bisher beobachteten und massenstatistisch faßbaren Merkmale.

Demnach bleibt als der wohl einzige gangbare Weg zu einer Entscheidung der Vergleich rezenter nordeuropäischer Bevölkerungen, zuvörderst die Prüfung der Frage, ob diese Befunde auf eine wesentlich gleiche oder auf eine wesentlich verschiedene rassische Beschaffenheit nordeuropäischer Bevölkerungen hindeuten, demnächst, ob sich etwa bestehende Unterschiede besser durch die Annahme verschiedener oder die Annahme gleicher bzw. ähnlicher Ausgangsbevölkerungen der rassenbildenden Züchtungsvorgänge erklären lassen, endlich, ob die aufgefundenen Typen alle mit zulänglicher Wahrscheinlichkeit als Rassentypen angesprochen werden dürfen.

Die Unterschiede binnenskandinavischer und „nordatlantischer“ Bevölkerungen sind oben nachgewiesen worden. Es geht jedenfalls nicht an, die bislang untersuchten Bevölkerungsgruppen der Britischen Inseln (ausgenommen vielleicht einen Teil der Shetländer und die Araninsel an der westirischen Küste [?]), als Menschen nordischer Rasse im Sinne der hellen Nordrasse zu bezeichnen. Dasselbe gilt für die bis jetzt untersuchten Isländer und die Bevölkerungen des mittleren und nördlichen Norwegen etwa vom Nordfjord bis zum Ranenfjord. Der Typus der hellen Nordrasse ist, soweit bis jetzt zuverlässige Untersuchungen vorliegen, wahrscheinlich auf Schweden und einige binnennorwegische Gebiete im Süden beschränkt. Schon in den westnorwegischen Binnenbezirken ist er (bezüglich der hellen Haarfarbe) anscheinend nicht mehr ganz sicher nachweisbar. In Südwestnorwegen, in Dänemark und auf den Färöern kommen vielleicht noch andere Typen vor, und der helle

Menschenschlag in Niedersachsen unterscheidet sich vom hellen nordischen Typus geläufiger Beschreibung durch die Form des Kopfes.

Die Frage nach einer etwa vorliegenden Mischlingsbevölkerung (aus nordischer, das heißt heller nordischer und mediterraner Rasse) kann einigermaßen nachgeprüft werden, 1. durch genetische Überlegungen und darauf aufbauende korrelations- und variationsstatistische Untersuchungen, 2. durch den Vergleich der Mengen- und Ausdehnungsverhältnisse einer etwa anzunehmenden Rassenvermengung und -vermischung mit historischen und prähistorischen Wahrscheinlichkeiten.

Genetische Überlegungen machen es von vornherein nicht sehr wahrscheinlich, daß aus einer (selbst gleichteiligen) Vermischung von Menschen mediterraner und (heller) nordischer Rasse Bevölkerungen vom Typus der meisten britischen Bevölkerungen zustande kommen konnten. Es würde in solchen Mischlingsbevölkerungen nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse von der Erblichkeit der in Frage kommenden Merkmale wahrscheinlich weder die helle Haut- und Augenfarbe, noch auch die beträchtliche Körpergröße[1], noch auch die mittelbreitförmige Nase typisch sein. Das würde erst recht nicht zu erwarten sein, wenn der eine oder der andere Anteil bei der Vermengung und Vermischung im Übergewicht gewesen wäre, wie aus naheliegenden Gründen angenommen werden müßte.

Korrelationsstatistische Untersuchungen zeigen zwar, daß die rassische Einheitlichkeit vieler britischer Untersuchungsgruppen nicht außer Zweifel steht, vielmehr die Annahme von Rassenvermengung bzw. Rassenvermischung durch manche Befunde gestützt werden kann. Sie ergeben aber, soweit wir bis jetzt sehen können, keinerlei eindeutigen Anhaltspunkt für die Vermengung mediterraner mit sogenannter nordischer Rasse.

Ich habe bis jetzt über 700 Merkmalskorrelationen bei 14 britischen Untersuchungsgruppen berechnet. Statistisch zuverlässig erwiesen sich davon 61, doch ist unter diesen zuverlässigen Korrelationsbefunden nichts, was darauf gedeutet werden könnte, daß etwa die Merkmale geringerer Körpergröße, schmaler Kopfform, dunkler Körperfarbe, breiterer Gesichts- und Nasenform häufiger als wahrscheinlich zusammen vorkommen. Die — gleich noch näher zu besprechenden — Korrelationsindizes weisen vielmehr in eine andere Richtung.

Historisch und prähistorisch wird die Frage in der Regel so betrachtet, daß man den mutmaßlichen „mediterranen Einschlag“ in der

---

[1] Die „mediterrane“ Rasse gilt als die kleinwüchsigste aller europäischen Rassen.

Hauptsache auf den Süden und Südwesten beschränkt glaubt und (wie unter anderem **Brownlee** näher ausgeführt hat) mit angeblich mediterranen Invasionen in Verbindung bringt, die hauptsächlich Irland, Cornwall, Devon und Wales betroffen haben sollen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Deutungen vom Standpunkt der Altertumskunde aus nachzuprüfen, und es muß natürlich zunächst ganz unentschieden bleiben, ob in Irland und in Südwestengland (Gebiete, die bis jetzt rassenkundlich ja nicht erforscht sind) rassenkundliche Befunde im Sinne dieser Annahme sprechen könnten. Sofern aber die bis jetzt vorliegenden Befunde ihre Erklärung auf derselben Grundlage erhalten sollen, müßte man den hypothetischen mediterranen Einschlag wohl auch für Schottland, also für alle bis jetzt untersuchten Gebiete der Britischen Inseln annehmen, und es fragt sich weiter, wo dieser selbe Typus etwa sonst noch vorkommt. Eine Durchmusterung der übrigen rassenkundlich bis jetzt untersuchten Bevölkerung Nordeuropas läßt vermuten, daß ein Teil der Bevölkerung Norwegens und der Bevölkerung Islands eben diesen Typus aufweist, also konsequenterweise auch als „nordisch-mediterrane" Mischlingsbevölkerung aufgefaßt werden müßte. Für Island gälte dies ferner nicht nur für die Gegenwart[1], sondern auch für die frühgeschichtliche Bevölkerung der Besiedlungszeit, deren Beschreibung, sorgfältig betrachtet, keineswegs mit dem landläufigen Bild der hellen Nordrasse, sondern besser mit dem der heutigen Bevölkerung übereinstimmt.

Man käme also auch auf Grund der Untersuchungsbefunde an lebenden Bevölkerungen zu der reichlich unwahrscheinlichen Annahme einer ungeheuer umfassenden „mediterranen Invasion", wenn anders diese Annahme zur Erklärung der Befunde ausreichen sollte.

Nun sprechen aber, wie gesagt, viele Ergebnisse der korrelationsstatistischen Untersuchungen keineswegs eindeutig für diesen Schluß. Sie zeigen vielmehr, daß in den Bevölkerungen, in denen überhaupt Anhaltspunkte für eine rassisch uneinheitliche Beschaffenheit auftauchen, vielfach einerseits die Merkmale heller Komplexion, geringerer Kopflänge, größerer Kopfbreite, größeren Längenbreitenverhältnisses, andererseits die Merkmale dunkler Haare und gemischter Komplexion, geringerer Kopfbreite, größerer Kopflänge (und größerer Körpergröße) häufiger zusammen vorkommen als der Wahrscheinlichkeit ent-

[1] Unter den heutigen Isländern kommt (nach den Untersuchungen von **Hannesson**) hellblondes Haar überhaupt nicht, blondes nur äußerst selten vor. Bezeichnenderweise hat man dort die typische Dunkelhaarigkeit auf den „Einfluß irischer und schottischer Ansiedler" zurückführen wollen.



spricht[1]. Die zuverlässig feststellbaren „Elemente" unterscheiden sich also eher im Sinne der oben gegebenen Unterscheidung eines Typus der „nordisch-atlantischen" Bevölkerung und eines Typus der „binnen-skandinavischen" Bevölkerung. Dabei entspricht der letztere ungefähr dem landläufigen Bild der „nordischen" Rasse, wenn man diese von den Übertreibungen befreit, die sich überhaupt nicht auf Typen, sondern auf extreme Varianten beziehen. Die Befunde legen damit den Gedanken nahe, daß es sich in Nordeuropa im großen ganzen um zwei einander wahrscheinlich nahe verwandte Menschenschläge handeln könnte: einen dunklen atlantischen[2] und einen hellen binnenskandinavischen

[1] Korrelationsstatistische Befunde, welche für die Annahme eines „nordisch-mediterranen" Rassengemenges sprechen könnten, müßten erweisen, daß irgendwelche Merkmale des im vorigen Abschnitt geschilderten Typus britischer Bevölkerungen nur durch das massenstatistische Verfahren zusammengekommen seien. Es müßte sich also zum Beispiel nachweisen lassen, daß dunkle Haare und Augen häufiger als wahrscheinlich mit geringerer Körpergröße vorkommen; in Wirklichkeit findet sich aber unter den wenigen annähernd zuverlässigen Korrelationen zwischen der Körpergröße und Farben bei einer welshischen Gruppe (Cardiganshire) eine Korrelation von $+ 0{,}2 \pm 3 \times 0{,}08$ zwischen Körpergröße, dunklen Augen und hellen Haaren, bei Schotten aus Nordostschottland eine Korrelation von $- 0{,}19 \pm 3 \times 0{,}05$ zwischen Körpergröße und rein heller Komplexion, ähnlich in Tröndelagen (Norwegen) eine Korrelation von $+ 0{,}44 \pm 3 \times 0{,}07$ zwischen Körpergröße, dunklen Augen und hellen Haaren. Dagegen finden sich mehrere positive Korrelationen zwischen Kopflänge und dunklen Farben, negative zwischen Kopflänge und hellen Farben, nämlich:
Kopflänge: helle Komplexion — Nordostschottland: $- 0{,}15 \pm 3 \times 0{,}05$,
„ helle Augen und dunkle Haare — Orkney und Shetlandinseln: $+ 0{,}41 \pm 3 \times 0{,}12$.
Längenbreitenverhältnis: dunkle Augen — Cardiganshire: $- 0{,}48 \pm 3 \times 0{,}12$,
„ dunkle Haare — Westirland: $- 0{,}2 \pm 3 \times 0{,}07$,
„ rein helle Komplexion — Westirland: $+ 0{,}25 \pm 3 \times 0{,}07$,
„ helle Haare u. gem. Augen — Westschottland: $+ 0{,}29 \pm 3 \times 0{,}07$,
„ helle Haare, dunkle Augen — Nordostschottland: $+ 0{,}29 \pm 3 \times 0{,}05$,
„ helle Haare u. gem. Augen — Nordostschottland: $+ 0{,}2 \pm 3 \times 0{,}05$.

[2] Diese Bezeichnung, die ich seit meiner Neubearbeitung des nordeuropäischen Untersuchungsmaterials in meinen Vorlesungen verwende, deckt sich nicht mit der früheren Bezeichnung einer „atlantischen" (bzw. atlantisch-mediterranen) Rasse von Deniker, wiewohl Deniker allem Anschein nach dabei ein ähnliches Merkmalsbild vor Augen gehabt hat, wie das (damals noch nicht bekannte) des Typus britischer und schottischer

Schlag nordischer Rasse. Dabei liegt es am nächsten, anzunehmen, daß diese Schläge aus einer jungsteinzeitlichen Bevölkerung herausgezüchtet worden sind, die wahrscheinlich schon alle die Merkmalskombinationen späterer Typen enthielt. Jedenfalls ist es weder notwendig noch auch besonders zweckmäßig, anzunehmen, daß gewisse Merkmale, wie etwa die dunkle Haarfarbe, nur durch spätere Zumischung in eine ursprünglich rein helle Bevölkerung hineingekommen sein müßten, womit natürlich nicht gesagt ist, daß dies nicht der Fall sein könnte. Aber wenn es auch der Fall wäre, so würden die gegenwärtigen Befunde doch keinesfalls allein und ausschließlich durch Rassenvermischung (oder Vermischung überhaupt) erklärbar sein, sondern man würde noch immer annehmen müssen, daß der heutige Typus durch eine besonders gesichtete Auslese zum Typus geworden sei.

Ob die Züge der Angelsachsen, der Normannen usw. Menschen des atlantischen oder solche des binnenskandinavischen Schlages nach den Britischen Inseln geführt haben und ob diese heute erkennbare Differenzierung in frühgeschichtlicher Zeit schon in dem Maß und in denselben Verbreitungsgebieten vorhanden gewesen sei, das sind Fragen, die sich am Skelettmaterial wohl kaum lösen lassen. Gewisse Befunde scheinen dafür zu sprechen, daß Schübe von Menschen des binnenskandinavischen Schlages die hier und dort merkliche Uneinheitlichkeit britannischer (besonders nordschottischer und westirischer) Bevölkerungen mit verursacht haben könnten, doch ist ein solcher Schluß keineswegs bindend.

Mit einiger Sicherheit läßt sich zunächst nur sagen, daß der atlantische Schlag nordischer Rasse, als dessen Hauptverbreitungsgebiet die Britischen Inseln anzusehen sind, weder mit dem binnenskandinavischen, noch auch mit anderen Schlägen der Nordrasse, wie zum Beispiel dem

Bevölkerungen. Neuerdings ist die Bezeichnung „atlantische Rasse" auch von Lenz für einen angeblichen „schweren blonden" Menschenschlag verwendet worden, der ursprünglich „Dal-Rasse", dann „fälische Rasse" getauft war und der sich besonders „in Ländern nahe den atlantischen Küsten" finden soll. Diese letztere Angabe ist, soweit man sich auf solide Untersuchungen stützen kann, mindestens für die atlantischen Küstenländer Nordeuropas falsch. Ich glaube zwar nicht, daß an Benennungen auch nur entfernt soviel gelegen ist wie an gründlichen Beobachtungen und zweckmäßigen Untersuchungen des Materials, erwähne diese anderen Benennungen aber, um Irrtümern vorzubeugen. Die Bezeichnung „atlantischer Schlag der nordischen Rasse" habe ich deshalb gewählt, weil ich aus den oben erläuterten Gründen vermute, daß dieser rassische Typus genetisch mit den anderen Schlägen der nordischen Rasse zusammengehört.

niedersächsischen Schlag, ganz übereinkommt. Geschichtliche, kulturgeschichtliche und volkstumskundliche Betrachtungen weisen in dieselbe Richtung und lassen es nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß die seelischen Rassenunterschiede noch größer sein können als die körperlichen. Eine Untersuchung dieser wichtigsten rassenkundlichen Frage ist heute auf solider Grundlage schlechterdings noch nicht möglich. Zwar haben manche Autoren, wie zum Beispiel Browne, recht gute Schilderungen der seelischen Verhaltensweise einzelner Landbevölkerungen gegeben[1]; diese Beschreibungen sind aber für eine zusammenfassende Bearbeitung, welche die seelischen Reaktionstypen herausarbeiten müßte, noch viel zu spärlich. Der andere mögliche Weg: ein Vergleich der örtlichen Verbreitung volkstümlicher Erscheinungen mit derjenigen körperlicher Rassenmerkmale verbietet sich durch die Lückenhaftigkeit dieser wie jener Befunde. So bleibt der Versuch einer Schilderung der rassischen Verhältnisse auf den Britischen Inseln vorläufig notwendig ein Fragment, das zu ergänzen die Aufgabe umfangreicher und noch sehr mühevoller künftiger Forschungen sein wird.

---

[1] Es mag interessieren, daß diese Schilderungen westirischer Insel- und Küstenbevölkerungen in vielen Punkten sehr stark an das erinnert, was über unsere Nordfriesen geschrieben worden ist. Leider haben wir auch aus Nordfriesland noch keine zuverlässigen Untersuchungen. Es scheint mir aber möglich, daß die sogenannte Friesenfrage unter Mitberücksichtigung der ganzen nordisch-atlantischen Bevölkerung eine vielleicht überraschende Lösung finden könnte.

Die englische Wirtschaft

Von Hermann Levy

I. Die Ursachen des wirtschaftlichen Aufstieges

Man kann wohl sagen, daß Großbritannien volle zwei Jahrhunderte lang — nämlich von der Zeit Wilhelms III. (1694) bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts — die wirtschaftliche Suprematie unter den Völkern der Welt inne hatte. Erst von diesem Zeitpunkt ab beginnt die wirtschaftliche Vorherrschaft Englands zu stagnieren, nicht etwa, wie es häufig behauptet wird, „ins Wanken zu geraten"; denn auch heute ist England noch eine weltwirtschaftliche Macht von überragender Bedeutung. Was seine Stellung von heute gegenüber derjenigen fast des ganzen 19. Jahrhunderts unterscheidet, ist lediglich, daß neue Wettbewerber internationaler Art auf den Plan getreten sind (Deutsches Reich, Vereinigte Staaten von Amerika), welche die fast monopolistische Stellung des englischen Industriellen und Kaufmannes vielfach gebrochen haben, und daß der Fortschritt der englischen Wirtschaft nicht annähernd mehr sich in dem Tempo der früheren Zeit vollzieht, zum Teil sogar — besonders unter den Einflüssen des Weltkrieges — in Einzelzweigen einem Rückschlag Platz gemacht hat, von dem aber noch keineswegs feststeht, ob er, volkswirtschaftlich gesehen, so stark sein wird, daß die englische Wirtschaftsherrschaft durch ihn eine dauernde und ernsthafte Erschütterung erfahren wird.

Gerade in solchen Zeiten des sogenannten „Überschreitens des Zeniths" wird die Frage nach den ursprünglichen Ursachen und Triebkräften des Aufstiegs mit besonderem Interesse erörtert. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine Klarlegung von Ursachen der wirtschaftlichen Hochentwicklung dazu beitragen kann, die Ursachen auch des Stillstandes der Entwicklung zu kennzeichnen, dann nämlich, wenn es sich ergibt, daß frühere Vorteile dieser Entwicklung heute fortfallen. Daneben aber wird stets zu bedenken sein, daß ein Umschwung des wirtschaftlichen Aufsteigens eines Landes nicht nur durch den Fortfall bisheriger Vorteile, sondern auch durch das — zum Teil vielleicht zufällige — Einsetzen ganz neuer nachteiliger Bedingungen herbeigeführt werden kann.

Zu den ursprünglichen, also historischen, wirtschaftlichen Vorteilen der englischen Volkswirtschaft gegenüber anderen Ländern gehört unzweifelhaft die besondere geographische Lage des

Inselreiches. Man kann sagen, daß diese Lage in aktiver wie in passiver Weise für die frühzeitige Entwicklung englischen Reichtums von Einfluß gewesen ist. In passiver Weise: indem sie das Inselland vor den kontinentalen Kriegsangriffen schützte, vor allem vor dem Übergreifen der Napoleonischen Verwüstungen auf sein Wirtschaftsgebiet, indem der französische Kaiser wohl durch die im Jahre 1806 verhängte Kontinentalsperre den Zu- und Abstrom von Waren hindern, nicht aber das Land selbst antasten konnte, so wie auch England im Weltkriege wieder, wenn es auch dessen einschneidende wirtschaftliche Wirkungen zu spüren hatte, nicht den Gefahren eines französischen oder belgischen Industriegebietes ausgesetzt war und sich seine produktiven Anlagen intakt erhalten konnte.

Während aber diese insulare Lage Großbritannien vor den Schäden kriegerischer Verwüstungen bewahrte, beeinflußte sie andererseits auch positiv dessen wirtschaftliche Entwicklung. Das ganze ausgehende Mittelalter steht, wie schon Walter Lotz in seinen verkehrshistorischen Studien nachweisen konnte, vor dem immer wieder entscheidenden Problem, wie man schwere Güter und billige Massenwaren auf lange Entfernungen wirtschaftlich transportfähig machen kann. Der internationale Handel beschränkte sich in der Zeit vor den großen Verkehrsfortschritten (Anwendung der Dampfkraft) auf Güter, die einen hohen Qualitäts- oder Seltenheitswert besaßen; nur diese — also die Erzeugnisse besonderer Städte (Metallwaren aus Nürnberg, Seiden aus Lyon, Gläser aus Venedig) oder die gesuchten Gewürze und Spezereien überseeischer Gebiete (frühzeitige Kolonialentwicklung) — konnten durch entsprechende Preisstellung die hohen Kosten des Transportes ausgleichen. An einen Binnenlandtransport sogenannter Massenerzeugnisse war nicht zu denken, es sei, daß Wasserstraßen — Flüsse oder Meereswege — zur Verfügung gestanden hätten. Dies nun war bezüglich der englischen Insel der Fall. Während es im 17. Jahrhundert zum Beispiel völlig undenkbar hätte sein müssen, Kohle Hunderte von Kilometern weit innerhalb Deutschlands zu einem rentablen Versand zu bringen, konnten die Engländer, wie uns Sir William Petty in seiner „Political Arithmetic“ berichtet hat, nordenglische Kohle bereits mittels einer regelmäßig verkehrenden Flotille von kleinen Handelsschiffen nach der Küste Frankreichs verfrachten. Die Gunst dieser insularen, meerumgebenen Lage wurde aber noch dadurch gefördert, daß die englische Küste fast überall tiefe Buchten, Flüsse und kanalartige Einschnitte aufweist, welche den Seeschiffen ein bequemes Eindringen in das Innere des Landes gestatten, im Gegensatz zum Beispiel zu

Frankreich, dessen Küsten den Typus der geschlossenen Flachküste oder geschlossenen Steilküste ohne Buchten tragen. „Wenn man Englands und Frankreichs Bedeutung zur See verglichen hat," so schreibt der bekannte Geograph Alfred Hettner, „hat man diesen Unterschied häufig genug nicht genügend berücksichtigt und die geringere Bedeutung Frankreichs zu sehr dem Volkscharakter statt der Landesnatur zugeschrieben."

Zu dieser Gunst der äußeren Lage Englands kam dann beim Hochkommen der neuzeitlichen Technik und des modernen Großkapitalismus der Reichtum der inneren Bodenschätze hinzu. Während England — mit Ausnahme einzelner Distrikte — als holzarm zu bezeichnen war und heute erst recht ist, besaß es Kohlenschätze, die nicht nur von besonderem Reichtum waren, sondern auch den Vorteil aufwiesen, über das ganze Land zerstreut zu sein. Merkwürdig genug! Während heute gerade die starke örtliche Zersplitterung der englischen Kohlenlager als ein Hindernis gestraffter Organisation bezeichnet wird, während andere Länder ganz bestimmte, örtlich konzentrierte Kohlengebiete aufweisen — wie etwa Rheinland-Westfalen in Deutschland oder das Connelsville-Gebiet bei Pittsburg in den Vereinigten Staaten —, gab und gibt es in England kaum einen Distrikt, der nicht Kohlenschätze birgt, — was für das Einsetzen des modernen Industriesystems ein unschätzbarer Vorteil war. Auch an anderen mineralischen Bodenschätzen war England reich, so vor allem an Eisenerz. England hat die Grundlagen seiner Eisenindustrie mit seinen eigenen Erzen gelegt. Dies muß heute hervorgehoben werden, da in der Gegenwart die englischen Hochöfen annähernd zu 50% fremde Erze verhütten, nämlich schwedische und spanische Erze, die reicher an Eisengehalt sind als die englischen; auch andere mineralische Erzeugungen Englands stehen heute nicht mehr auf früherer Höhe. So hat bekanntlich die amerikanische Union fast eine Monopolstellung in der Kupferversorgung der Welt, die Zinnversorgung beruht vollständig auf der Erzeugung der Straits Settlements, während noch zu Ende des 18. Jahrhunderts der Kupfer- und Zinnreichtum Cornwalls und Devonshires im englischen Wirtschaftsleben eine bedeutsame Rolle spielte. England ist heute als industrielles Rohstoffland — von Kohle und Eisenerz abgesehen — ganz in den Hintergrund getreten; nur noch die Salzgewinnung und die Ausbeute von Steinen und Erden spielt eine gewisse Rolle, während es sowohl seine Textilrohstoffe, insbesondere auch die früher stärker erzeugte Wolle, wie Metalle aller Art, dazu Kalisalze und viele der chemischen Industrie dienende Hilfsstoffe einführen muß.

Wie sehr nun aber gerade deshalb heute in der englischen Wirtschaft die Fortbildung der industriellen Erzeugung in die weiterverarbeitenden Stadien an Bedeutung immer mehr zunimmt — das Problem der Fertigindustrien hat schon in der Frühzeit des englischen Industrialismus eine hervorragende Rolle gespielt. Es ist während des ganzen 17. Jahrhunderts gewissermaßen das Problem der englischen Wirtschaftsentwicklung. Man hat häufig genug den eigentlichen Einsatzpunkt des englischen Wirtschaftsaufstiegs in das Zeitalter der Königin Elisabeth verlegt (gest. 1603); sicherlich hat diese kluge und diplomatische Königin für die Entwicklung des Handels und der Schiffahrt ihres damals noch kaum entwickelten Landes Erhebliches geleistet. Aber erst unter ihren unmittelbaren Nachfolgern entwickelte sich England aus einem Lande mit vorwiegender Wollwirtschaft zu einem solchen vielseitiger industrieller Erzeugungen und beginnender hochwertiger Fertigerzeugungen. Diese Erkenntnis ist der neueren, sehr gründlichen wirtschaftshistorischen Forschung in England selbst zu verdanken, besonders den hervorragenden Arbeiten von Professor James E. Thorold Rogers. Dieser geht sogar so weit, „die erste Bewegung englischer Handels- und Gewerbeaktivität" erst unter dem Protektorat Oliver Cromwells beginnen zu sehen. Jedenfalls steht so viel fest, daß England erst im Laufe des 17. Jahrhunderts seine gewerbliche Fertigkeit auf dem Gebiete der Textilindustrie, insbesondere der Herstellung feiner gefärbter Stoffe (bisher waren nur ungefärbte ausgeführt und im Auslande veredelt worden), der Glasindustrie und Keramik, der Herstellung von Papier und feinen Metallwaren erwirbt und sich nunmehr seinen bisherigen Lieferanten — Frankreich, Flandern, Holland, Italien — ebenbürtig zur Seite stellen, ja sich nicht nur von dem Bezug aus diesen Ländern unabhängig machen, sondern bereits die Anfänge zu eigener Ausfuhr auch in Fertigerzeugnissen legen kann. Unzweifelhaft haben zu dieser Entwicklung die in großer Zahl im 17. Jahrhundert — besonders aber unter der Ära Cromwells — einwandernden protestantischen Refugiés beigetragen, die — besonders an der Ostküste Englands und in der Nähe Londons — zu Begründern von Gewerben wurden, welche ihnen aus ihrer Heimat traditionell geläufig waren, während die Engländer für sie einen Arbeiterstamm bisher nicht besessen hatten.

Auch für die so wichtige koloniale Expansion Englands ist das 17. Jahrhundert entscheidend, wenn auch das 18. Jahrhundert erst die eigentliche Ausweitung seiner kolonialen Tätigkeit bringt. Während noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Entwicklung der

Kolonialgesellschaften Englands sich in den ersten Anfängen befindet und die Gründung und Fortführung der Ostindischen Kompagnie unter dem Druck des holländischen Konkurrenzunternehmens gleichen Namens zu scheitern droht, beginnt seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die gewaltigste koloniale Expansion, welche die Welt je gesehen hat. Einige wichtige Etappen sind: die Erwerbung der bisher holländischen Insel St. Helena 1650, der Erwerb von Jamaika 1655, die Niederlassung der Puritaner in Massachusetts als der Beginn des englischen Einflusses an der amerikanischen Ostküste, der Friede von Utrecht 1713, in welchem Frankreich Neuschottland, Neufundland, die Hudsonbailänder, Spanien St. Christoph und Gibraltar an England abtreten mußten, — als die anfänglichen Stufen eines zu Ende des 18. Jahrhunderts und selbst unter Berücksichtigung der Loslösung der amerikanischen Kolonien schier unermeßlichen Kolonialreiches.

Aber man darf bei Betrachtung dieser ganzen Epoche des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrer Tragweite für das gewerbliche England nicht außer acht lassen, daß die Erfolge der frühzeitigen englischen Industrie auch auf organisatorischen Momenten aufgebaut gewesen sind. Dieses Moment heißt: Gewerbefreiheit. Während man häufig genug die Gewerbefreiheit in einen bloßen Gegensatz zu der Zunftverfassung setzt, erscheint für die Entwicklung der frühkapitalistischen Industrie von mindestens gleicher Tragweite, ob diese sich in sich frei entwickeln konnte, oder ob sie durch monopolistische Bestimmungen hierin eingeengt war. Auch in England steht an der Wiege der nicht-handwerklichen Industrieentwicklung (der Manufaktur, der Bergwerke, der späteren Fabrik) das Monopol. Besonders die Nachfolger der Königin Elisabeth, und zwar in erster Linie Karl I. (1625—1649), benutzten die Monopolgewährung an einzelne Unternehmer der Industrie zu privater oder zumindest außerparlamentarischer Beschaffung von Geldmitteln, indem diese „Monopolisten" hohe Summen für die Gewährung ihrer Exklusivrechte zu bezahlen hatten. Das Parlament wandte sich schon frühzeitig gegen dieses Verfahren (Monopolstatut von 1624), indem es mit Recht die hohen Preise der Monopolisten und die Unterdrückung jedes neuen Wettbewerbes durch die Monopolinhaber bekämpfte. Der Kampf gegen die gewerblichen Monopole beherrscht die ganzen wirtschaftlichen Diskussionen des 17. Jahrhunderts. Erst jedoch die Bill of Rights vom Jahre 1689 brachte die endgültige und auch prinzipielle Beseitigung der Monopole, da durch dieses Gesetz der Krone die Möglichkeit genommen wurde, über den Kopf des Parlaments hinweg

Privilegien an Unternehmer zu gewähren. Damit war für England ein Teil von Gewerbefreiheit erkämpft, der vielleicht der wesentlichste für die Weiterentfaltung der damaligen Industrie überhaupt war. Denn die neu entstehenden, zum Teil auf neuen technischen Verfahren aufgebauten Industriezweige sahen sich zum Teil weniger durch das Bestehen alter zünftlerischer Bestimmungen (wie etwa das Lehrlingsgesetz der Königin Elisabeth) als durch die Tatsache bedrückt, daß irgendein einzelner Privilegierter andere Personen von dem Gewerbe ausschließen konnte. Während in Frankreich noch im ganzen 18. Jahrhundert die königlichen Manufakturen eine solche Monopolherrschaft ausübten, während in deutschen und österreichischen Gebieten privilegierte „Kompagnien" monopolistische Vorrechte besaßen, war in England für die frühkapitalistische Industrie der Weg frei, die Ellenbogenfreiheit und der Wettbewerb gewährleistet. Auch Adam Smith in seinem „Reichtum der Nationen" (1776) erwähnt keine solchen Monopole mehr, wiewohl er dieselben bei seiner Feindschaft gegen alle staatlichen Beschränkungen sicherlich erwähnt haben würde.

So fand die kapitalistische Industrie in England den Weg für ihr freies Gedeihen weit besser geebnet, als es in den kontinentalen, noch stark von merkantilistisch-bureaukratischen Richtlinien erfüllten Staaten der Fall war, in welchen die Monopolherrschaft und Privilegierung noch vielfach als eine besondere kameralistische Weisheit angesehen wurden und im Bergbau und der Eisenindustrie als Konzessionssystem oder Vorrecht von Gewerken (Siegerland) bis in das 19. Jahrhundert fortbestanden. Es war für England gerade besonders wertvoll, daß diese organisatorischen Grundlagen der Gewerbefreiheit zu einer Zeit schon gelegt wurden, als die kapitalistische Industrie noch in den Kinderschuhen steckte, so daß sie in der nächsten Epoche ihres Erblühens nicht jene beschwerlichen Kämpfe durchzufechten hatte wie auf dem Kontinent. Diese gewissermaßen zweite Epoche der industriellen Entwicklung Englands beginnt mit der Mitte des 18. Jahrhunderts, der sogenannten „industriellen Revolution", um ihren Höhepunkt zu Ende des 19. Jahrhunderts zu erreichen. Es ist für England ein besonderes Glück gewesen, eine erstaunlich große Anzahl von Erfindern und Entdeckern in jener Epoche sein eigen nennen zu dürfen; aber auch hier darf daran erinnert werden, daß vielfach die Möglichkeit, mit wichtigen Neuerungen praktisch weiter zu kommen größer war als auf dem Kontinent, wo Zunftregime, Bureaukratismus und Konkurrenzfurcht häufig genug die Ausführung neuer Technik behinderten (man denke an das Dampfschiff Papins, das von Fuhrleuten

zertrümmert wurde, und an den Kampf der „Post“ gegen die Eisenbahnen usw.). Es seien hier nur die wichtigsten jener Erfinder und Entdecker genannt, deren Tatkraft so wesentlich zu der industriellen Entfaltung ihres Vaterlandes beitragen konnte: die Herstellung von Schmiedeeisen aus Roheisen vermittels des Puddelns geht auf Cort (1784), die Flußstahlerzeugung auf Sir Henry Bessemer (1856) zurück; auch die Erfinder des Thomasverfahrens (1878) — Thomas und Gilchrist — waren Engländer, allein es ist vielleicht bezeichnend, daß den Vorteil dieser viel späteren Erfindung, phosphorreiche Erze zu verhütten, nicht die Engländer selbst einheimsten, welche konservativ an dem Bessemerverfahren festhielten, während Deutschland seine lothringisch-luxemburgische Eisenindustrie nach 1880 auf diesem Verfahren aufbauen konnte, — bezeichnend, weil damals die Stoßkraft neuer Verfahren in England schon nicht mehr so wirkungsvoll war wie in den ersten großen Zeiten seines industriellen Aufstieges und die traditionellen Hemmungen vielfach der prompten Anwendung einer neuen Technik entgegenstanden. Während heute die Engländer vielfach darauf angewiesen sind, von anderen Ländern technische Neuerungen zu übernehmen, insbesondere auch Methoden der Rationalisierung zu kopieren, sei daran erinnert, daß es die bahnbrechenden Erfindungen auf dem Gebiete der Hochofentechnik von James Neilson (1828) waren, welche im Laufe von fünf Jahrzehnten ermöglichten, daß man nur zwei Tonnen Kohle für die Erzeugung von einer Tonne Roheisen benötigte, während man vor der Erfindung Neilsons über acht Tonnen Kohle dazu benötigt hatte. Im Jahre 1816 konstruierte Davy die Sicherheitslampe für den Kohlenbergbau, die zu dessen Steigerung Gewaltiges beitrug. Die von James Watt in den Jahren 1763—1765 entdeckte Möglichkeit, die Dampfkraft auf die Wirtschaft anzuwenden, feierte zu Beginn des neuen Jahrhunderts ihre bahnbrechenden Triumphe. Eine Wattsche Dampfmaschine trieb das Dampfboot Fultons auf dem Hudson zwischen New York und Albany und war wohl keine geringere Sensation als heute der Flug deutscher Luftschiffe über den Ozean; die ersten großen Schraubendampfer baute im Jahre 1836 der Engländer Smith, von London und Liverpool gingen seit 1838 die ersten regelmäßig fahrenden Dampfer in die Welt hinaus (vgl. die Darstellung bei Obst a. a. O. S. 59). Dazu kommen die großen Erfindungen auf dem Gebiete der Textilindustrie, die mit den Namen Hargraves, Crompton und Arkwrights für immer verknüpft sind — Baumwollspinnmaschine und mechanischer Webstuhl —, die Erfindung der ersten Lokomotive durch Stephenson im Jahre 1814, die

Erfindung der Papiermaschine im Jahre 1799, der Schnellpresse im Jahre 1810, der Gasbeleuchtung aus der Zeit von 1807—1814. Es genügt heute die Aufzählung dieser gewaltigen Neuerungen, um sich vorstellen zu können, welche Revolution sie im gesamten Wirtschaftsleben der Zeit bedeuteten und welche Vorteile England daraus ziehen konnte, daß gerade seine Erfinder und Entdecker die Pioniere dieses Fortschrittes waren.

Es ist heute wohl kaum mehr bestritten, daß die entscheidende Wendung in der englischen Handelspolitik, die sich im Jahre 1846 durch den Übergang vom Schutzzoll zum völligen Freihandel vollzog, die industrielle Weiterentfaltung Englands sehr wesentlich gefördert hat. Dieser Schritt bedeutete nicht ein Öffnen der Ausfuhrschleusen anderer Länder zuungunsten der englischen Unternehmer. Denn die englische Gewerbe- und Handelssuprematie war damals noch weltwirtschaftlich viel zu fest etabliert, als daß sie durch andere Staaten hätte angetastet werden können. Aber die Befreiung der englischen Verbraucher von den lastenden Kosten einer durch Absperrung von den Ausfuhrgebieten (zwischen 1815 bis 1846) enorm verteuerten Ernährung hatte eine gewaltige Steigerung der inneren Kaufkraft für industrielle Erzeugnisse zur Folge, ein Steigen der Löhne bei gleichzeitig sinkenden Nahrungsmittelpreisen, eine Ausweitung des industriellen Exportes, da die Agrarexportländer in dem Maße, wie sie mehr Getreide und sonstige Nahrungsmittel an England absetzen konnten, nun auch ihre industriellen Bezüge von dort zu steigern vermochten (man denke daran, daß nach dem Weltkriege die gesunkene Kaufkraft der Nahrungsimportländer nach Sering zu starken überseeischen Agrarkrisen führte, welche wieder auf die Ausfuhrmöglichkeit der industriellen Länder — eine Analogie zu der Zeit 1815 bis 1846 in England — zurückwirkten). Der Wohlstand Englands wuchs in den ersten 30 Jahren des Freihandelsregimes und sicherlich in engstem Zusammenhang mit demselben gewaltig, wie man in einer besonders wertvollen Darstellung Brentanos neuerdings nachlesen kann. Es war bezeichnend, daß sich unter diesen Verhältnissen der durchschnittliche Nominallohn des englischen Arbeiters von 1840—1891 im Verhältnis von 61 zu 100, der Reallohn sogar von 43 zu 100 steigern konnte! Sicherlich war das aus diesen Tatsachen sprechende Wachstum des gesamten Reichtums nicht ausschließlich, aber doch in erheblichem Ausmaß auf das Konto einer Handelspolitik zu setzen, welche es einem Lande mit einer längst überwiegend kommerziellen und industriellen Bevölkerung ermöglichte, ihre Nahrungsmittelbedürfnisse aus den bil-

ligsten internationalen Bezugsstätten zu decken, anstatt wie bisher deren Einfuhr durch hohe Zölle zu verteuern.

Zu Anfang der siebziger Jahre steht die englische Wirtschaft gewissermaßen im Zenith ihres Aufschwungs. Die Statistik der Eisenindustrie kann hierfür als Illustration dienen. In dem Zeitraum 1870—1874 betrug im Jahresdurchschnitt die Erzeugung von Roheisen in der ganzen Welt 13,4 Millionen Groß-Tons. Hiervon fielen allein 6,38 auf das Vereinigte Königreich. Die dann folgenden größten Erzeuger — die Vereinigten Staaten und das Deutsche Reich — lieferten nur 2,18 und 1,60 Millionen. Ungefähr gleich verhielt es sich in der Stahlerzeugung. Das Vereinigte Königreich stand mit 430000 Tonnen allen Ländern voran; die Welterzeugung betrug 980000 Groß-Tons, das Vereinigte Königreich produzierte so viel Stahl wie ganz Europa zusammengenommen. Auch die Zahlen des Schiffbaues sind bezeichnend. In der Zeit von 1892—1894 stellte das Vereinigte Königreich nicht weniger als 80,8% des jährlichen Zuwachses an Handelsschiffen der Welt. Noch im Jahre 1913 steht es im Schiffbau an der Spitze aller Länder; das Britische Reich läßt 1 959 000 Groß-Tons vom Stapel, Deutschland nur 465000, die Vereinigten Staaten 228000, Frankreich 176 000, die ganze Welt 3 263 000. Man kann einen solchen Höhepunkt in der internationalen Stellung Englands freilich nicht mehr für alle wichtigen Industrien noch um diese Zeit konstatieren; vielfach ist der Höhepunkt in den achtziger und neunziger Jahren schon überschritten. Aber in der für England so bedeutsamen Textilindustrie dauert er in wichtigen Gruppen sogar bis zu Beginn des Weltkrieges an. England weist noch im Jahre 1913 fast 40% der Baumwollspindeln der Welt auf. Wichtiger als dies: es ist in der Lage, in dem Zeitraum 1910—1913 im Jahresdurchschnitt für 15057000 £ Baumwollgarne auszuführen, während die Gesamtausfuhr der Welt an Garnen 31 259000 £ beträgt, ebenso für 89 650 000 £ Baumwollstückwaren bei einer Gesamtausfuhr aller Länder der Welt von 126725000 £. Sicherlich waren damals ursprünglich geringfügige Konkurrenten Englands zu bedeutenderem Einfluß gelangt. Aber aus einem allgemeinen Anwachsen der internationalen Industrie-Konkurrenz einen Niedergang der englischen Wirtschaft ableiten zu wollen, konnte damals nur dann geschehen, wenn man aus dem Sinken des weltwirtschaftlichen Anteils, den England bisher gehabt hatte, ein Sinken der englischen Reichtumsvermehrung folgerte. Eine solche Folgerung wurde aber durch die absoluten Ziffern der englischen Industrieentwicklung und die Gunst der englischen Zahlungsbilanz, die

es England ermöglichte, Jahr für Jahr große Summen in Form von Anleihen der Welt zur Verfügung zustellen, Lügen gestraft. Ein relatives Sinken des englischen Wirtschaftseinflusses in der Welt bedeutete keineswegs einen absoluten Rückgang des englischen Volksreichtums.

II. Die soziologischen Grundlagen der englischen Wirtschaft

Wir sind heute zu der Erkenntnis gelangt, daß die wirtschaftliche Entfaltung eines Landes nicht von den materiellen Voraussetzungen allein — dem Besitz von Rohstoffen etwa, der Lage zum Meer usw. — abhängt, sondern tiefverwurzelt mit der Eigenart des Volkscharakters ist, dessen Differenzierungen wiederum eine entscheidende Rolle für das Maß spielen, in welchem ein Land in der Lage ist, ihm gegebene materielle Güter in Reichtum umzusetzen. Ein Vergleich des heutigen Amerika mit dem wirtschaftlich tiefstehenden Rußland, das mit seinen glänzenden agrarischen Vorbedingungen, seinen gewaltigen Mineralschätzen von Natur aus nicht anders gestellt ist als die Union, bietet hierfür immer wieder eine lebendige Illustration.

Die volkscharakterologischen Voraussetzungen der englischen Wirtschaftsentfaltung sind mannigfacher Art. Aber immer wieder leuchtet aus ihnen das Moment hervor, daß die Engländer in der Lage gewesen sind, sich psychologisch von allen Ländern früherer Epochen am stärksten auf das Wirtschaftliche einzustellen, den materiellen Vorbedingungen zur Wirtschaft einen „wirtschaftlichen Geist" zur Seite zu stellen. Dieser wiederum dankt seine Existenz und Einflußsphäre den verschiedensten Umständen. Zunächst unzweifelhaft religiösen Momenten.

Es ist das große Verdienst Max Webers und Ernst Troeltschs — jedes auf seinem Forschungsgebiet —, den Zusammenhang zwischen religiösem Bekenntnis und wirtschaftlichem Handeln festgestellt zu haben. Derselbe kann hier nur angedeutet werden. Unzweifelhaft ist die Einstellung des Neukalvinismus und der protestantischen Sekten der Engländer der Ausbildung eines sogenannten kapitalistischen „Geistes" förderlich gewesen, indem diese Richtung der christlichen Religion dem Erwerbsstreben, solange es ethische und rechtliche Grenzen respektierte, nicht nur nicht feindlich (wie der mittelalterliche Katholizismus) oder mehr oder weniger indifferent (wie der lutherische Protestantismus) gegenüberstand, sondern in den wirtschaftlichen Erfolgen des einzelnen die Zeichen einer göttlichen Erwählung (Prädestinationslehre, Lehre von der Gnadenwahl, Bedeutung des „call" und damit des „calling") erblickten. Es ist bezeichnend, daß der Quäker-

Chronist Rowntree im Jahre 1859 in seinem bekannten Werk über die Quäker schreiben konnte: „Wahre Frömmigkeit begünstigt den Erfolg des Kaufmannes, da sie seine Integrität sicherstellt und Gewohnheiten der Vorsicht und Vorsorge in ihm großzieht, — Dinge, welche wichtig sind, wenn man dasjenige Vertrauen in der Handelswelt genießen will, welches die beständige Anhäufung von Kapital erfordert.“ Die Kapitalakkumulation als Erfolg einer wahrhaft religiösen Lebensbetätigung ist wohl in dieser Form nur in England verherrlicht worden. Es liegt vielleicht in dem rationalen, praktischen Sinn des englischen Volkes, eine Ethik herausgebildet zu haben, die sich den Bedürfnissen der Wirtschaft anpaßte. Wie nun aber der Zusammenhang (es handelt sich bestimmt auch hier um Wechselwirkungen zwischen Ethik und Wirtschaft) gewesen sein mögen, die Anschauung von der gottgewollten Bedeutung des wachsenden Wohlstandes beseelte den einzelnen Engländer wie seine Nation, und zwar dort am stärksten, wo es sich um Dissenters, weniger, wo es sich um Mitglieder der Hochkirche, insbesondere des katholisierenden Teils derselben, gehandelt hat. „Wenn Euch Gott einen Weg zeigt, auf welchem Ihr rechtmäßig mehr verdienen könnt als auf einem andern, und Ihr weist ihn zurück und wählt einen weniger gewinnbringenden Weg, so kreuzt Ihr eines der Ziele Eurer Berufung (calling)“, so schreibt der berühmte Sektenlehrer William Baxter in seinem „Christian Directory“ vom Jahre 1673. Gerade in heutiger Zeit des Verblassens starker religiöser Einflüsse im Wirtschaftsleben können wir ermessen, wie sehr das Rückgrat tüchtiger Kaufleute und Gewerbetreibender durch ein Bekennen der Göttlichkeit des Verdienstes gestärkt wurde.

Dieses Bekenntnis war und ist heute noch dasjenige der breiten englischen Mittelklasse, die im englischen Wirtschaftsleben eine weit bedeutsamere Rolle spielt als in anderen Ländern. Es ist erwiesen, daß im 17. und 18. Jahrhundert diese Mittelklasse — bestehend aus kleinen Kaufleuten, Handwerkern, Bauern — den Hauptanteil an der raschen Reichtumsvermehrung Englands hatte; vor allem ist auch hier des Einflusses der schon erwähnten Immigranten zu gedenken, deren Verdienst es war, nicht nur neue Gewerbezweige in England einzubürgern, sondern deren ganze Lebensweise von den Historikern (vgl. vor allem Smiles) als diejenige besonders fleißiger, sparsamer, nüchterner und ehrlicher Menschen geschildert wird, so daß das Wort „ehrlich wie ein Hugenotte“ entstehen konnte. Schon im 18. Jahrhundert wird von ausländischen Reisenden in England als besondere Eigenart des englischen Kaufmannes seine absolute Ehrlichkeit, seine unbe-



dingte Abneigung gegen das Feilschen, hingegen sein Prinzip der „festen Preise“ hervorgehoben. Diese ganze soziologische Eigenart ist unzweifelhaft sehr stark von der religiösen Seite her beeinflußt worden, die den Gewinn verherrlichte, aber ihn gleichzeitig in seiner Würdigung von strengen ethischen Regeln und Richtlinien der Wohlanständigkeit abhängig machte; unzweifelhaft hat sich das englische Geschäftsleben hierin schon frühzeitig in seinen Sitten und Usancen von demjenigen südeuropäisch-romanischer Länder unterschieden.

Als eine andere Wirkung dieser wirtschaftlichen Ethik offenbart sich freilich ebenso frühzeitig ihr asoziales, vielfach nach unseren heutigen Begriffen, anti-soziales Gepräge. Die außerordentliche, ethisch gestützte Wertung des Besitzes einerseits, die Auffassung, daß der einzelne kraft seiner eigenen Energie zu solchem Besitze gelangen könne und müsse, läßt den „Armen“ sowie den besitzlosen Arbeiter als untergeordnetes Glied der Gesellschaft erscheinen, dem sich nur dann Mitleid und soziale Fürsorge zuwenden, wenn er durch offensichtliches Nichtverschulden wie durch Krankheit, Invalidität, Alter zu seinem „Unglück“ gekommen ist. Im übrigen steht der englische Puritaner auf dem Standpunkt, daß alle Armut, insbesondere die Arbeitslosigkeit, auf der Schuld des einzelnen beruhe, da die göttliche Fürsorge für jeden, der arbeiten „wolle“, Arbeitsgelegenheit geschaffen habe. Während die Königin Elisabeth und ihre Nachfolger in paternaler Weise, welche sich mit ihrer Gesamtauffassung von den wirtschaftlichen Verpflichtungen der Staatsgewalt deckte, für die Armen und sogenannten „labouring poor“ (arbeitsfähige Arme) zu sorgen versucht hatten — berühmt das Armengesetz der Elisabeth vom Jahre 1601 —, hat die Cromwellsche Ära des Puritanismus das System der Arbeitshäuser geschaffen, in welchen der arbeitslose Arbeiter durch rigorose Strenge und Entbehrung zur Arbeit „erzogen“ werden sollte. Erst in allerneuester Zeit — seit den Sozialgesetzen Lloyd Georges zu Anfang des 20. Jahrhunderts — hat sich ein Umschwung der Meinung in England vollzogen und die These, daß der Arbeiter für sein eigenes Schicksal verantwortlich sei, ist durch die Erkenntnis ersetzt worden, daß der Staat durch Versicherungsgesetze und Unterstützungen für die unvermeidlichen Schicksale des Berufes mitzusorgen verpflichtet sei. Auch gegen die Arbeitshäuser als einer veralteten Institution der Armengesetzgebung wendet sich heute der aufgeklärte Sinn englischer Sozialpolitik.

Während der puritanische Geist auf dem Gebiete der Sozialfürsorge, wie wir sie heute auffassen, versagen mußte, hat er für die Entfaltung

der produktiven Kräfte der Wirtschaft den Engländern Unschätzbares geleistet. Er verbindet sich in wunderbarer Weise mit einem dem englischen Volke vielleicht von Natur schon eingewurzelten Sinn zur Freiheit, er gibt diesem für lange Zeit die ethische Stütze. Die puritanische Revolution Cromwells (1640—1660) bedeutet den Beginn eines heute noch in England fühlbaren Wirtschaftsliberalismus ganz spezifischer Art. Zu den besonderen frühzeitigen Errungenschaften desselben gehören: die schon erwähnte Beseitigung der industriellen Monopole, damit die Freisetzung der Unternehmungslust und Unternehmungsleistungsfähigkeit des Einzelnen, weiter eine weitgehende religiöse Toleranz, welche in früheren Zeiten wirtschaftlich von besonderem Werte war, weil alle religiösen Unterdrückungen zugleich eine Unterdrückung gerade der besten Wirtschaftssubjekte bedeuteten und eine ständige, überaus verhängnisvolle Unruhe in das Wirtschaftsleben brachten. Die Toleranzakte von 1689 bedeutet den letzten, entscheidenden Schritt auf diesem Gebiet auch für den Fortschritt der englischen Wirtschaft. Mit dieser Toleranz hängt die starke Bereitwilligkeit zusammen, trotz eines dem Engländer angeborenen insularischen Snobismus, der besonders auf politischem Gebiete stark zum Durchbruch zu kommen pflegt, wirtschaftlich wertvollen Ausländern Gastrecht und neue Heimat zu geben. Wir haben bereits die wichtige Rolle erwähnt, welche die protestantischen Immigranten für die Heranbildung der englischen Industrie gespielt haben. Mit derselben Bereitwilligkeit haben zu Ende des 19. Jahrhunderts die Engländer russische und polnische Juden aufgenommen und nicht daran Anstoß genommen, daß ein ganzes Viertel Londons, zunächst unter sehr traurigen, später sich bessernden sozialen Bedingungen von ihnen bewohnt wurde, daß deutsche Bankfilialen sich in der City niederlassen konnten, daß das Gros der Londoner Kellner und Friseure von Deutschen gestellt wurde. Immer wieder wird bewundert, wie rasch sich Ausländer in England „akklimatisieren"; die Möglichkeit hierzu liegt unzweifelhaft darin, daß die freiheitlichen Institutionen Englands den Fremden oder Anderskonfessionellen oder Andersrassigen die Möglichkeit geben, sich in engstem Maße den englischen Sitten und Einrichtungen anzupassen. Überaus interessantes Material über die Freiheit des persönlichen Aufstieges in England, über die erstaunliche Karriere der Begabten, welche nicht von äußerlichen Fesseln in diesem Aufstieg behindert werden, gibt neuerdings die höchst beachtenswerte Arbeit von R. Kircher „Engländer" (1926), am erstaunlichsten vielleicht der Fall des Rufus Isaaks, der, als Sohn eines Händlers in der City von London im Jahre 1860 geboren,

es nach einem wechselvollen Leben zunächst zum Baronet brachte, dann als „Earl of Reading, Viscount Erleigh und Viceroi of India" das prunkvollste Amt bekleidete, das die englische Krone zu vergeben hat.

Die Trennung öffentlicher und privater Stellung des Einzelnen führt in England frühzeitig dahin, daß sich zwar die „Gesellschaft" in snobistischer Weise nach Cliquen und Gruppen verkapselt, daß aber im nicht-privaten Leben der in anderen Ländern so gefährliche Protektionismus und Nepotismus in der Bekleidung hoher Ämter durch Angehörige gewisser Schichten ausscheidet. Diese frühzeitige Demokratisierung der englischen Gesellschaft — neuerdings durch die politische Zurückdrängung einer noch übriggebliebenen Institution „vererbter" Ansprüche, des House of Lords, von neuem betont — hat der englischen Wirtschaft schon frühzeitig die wertvollsten Elemente zu Leitern und Beherrschern zugeführt. Es ist bezeichnend, daß schon Defoe in seinem „Complete Gentleman" und seinem „Complete English Tradesman" — zwei vom Standpunkt soziologischer Historie höchst lesenswerten Schriften — die Bedeutung der Tatsache betont, daß die Adelskreise Englands keineswegs daran Anstoß nähmen, ihre jüngeren Söhne in Handel und Gewerbe zu stecken, und daß Josiah Tucker, der politische Arithmetiker, in seinem „Essay on Trade" schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts schreiben kann: „England erfreut sich Frankreich gegenüber eines ersichtlichen Vorteils dadurch, daß die ganze Masse unseres Volkes im Handel tätig sein kann, ohne daß der Familie daraus eine Mißachtung entsteht. Der Beruf eines Kaufmannes gilt als ebenso ehrenwert wie der eines Offiziers. Kein Mensch braucht das Geschäft zu verlassen, wenn er reich geworden ist, um als Gentleman respektiert zu werden. Und geradeso ist es durchaus nicht unpassend für jüngere Brüder unserer ältesten Adelsfamilien, für Handel und Geschäft erzogen zu werden."

Die Herausbildung eines „homo oeconomicus" schafft in England frühzeitig die für alle kapitalistische Wirtschaft wichtigste soziologische Grundlage. Aber es wäre verkehrt, diesen Wirtschaftsmenschen einfach als den Ausdruck bloßer „Geschäftlichkeit" abzutun. Er ist mehr. Er ist der Ausdruck einer tiefgreifenden Welt- und Lebensanschauung. Das praktisch Wirtschaftliche wird in England geistig fundiert durch die Lehren der klassischen englischen Nationalökonomie und der englischen Moralphilosophie des 17. und 18. Jahrhunderts. Gerade diese philosophischen Hilfskräfte sind der Herausbildung eines Wirtschaftsmenschen zugute gekommen. Wie der kirchliche Puritanismus darauf ausging, das Selbstverantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen

gegenüber Gott zu stärken, wie die religiöse Toleranz die Unabhängigkeit der Meinung des Einzelnen vom Zwang anderer sicherstellen wollte, so lehrt die Philosophie jener Zeit die Lehre vom atomistischen Mechanismus mit einer mit Hobbes beginnenden Verherrlichung des verständigen Eigennutzes des Menschen als seinem leitenden Triebe, und die Anerkennung dieses Triebes und die Vorstellung eines durch ihn auf göttlichem Wege herbeigeführten Ausgleiches materieller Konflikte werden Grundlage staatsrechtlicher, wirtschaftspolitischer und soziologischer Erörterungen, wie wir sie bei Shaftesbury, Mandeville, Hume und anderen vorfinden. Mit Recht schreibt unser großer Philosoph Windelband von dieser atomistisch-mechanistischen Auffassung des Staates: „Seine Elemente sind die Menschen, von denen jeder das Recht seiner Selbstsucht geltend zu machen sucht, und der Staat selbst ist nur das System, in welchem die Mächte des menschlichen Egoismus sich gegenseitig stützen und tragen...“ (Die Geschichte der neueren Philosophie. Leipzig 1907.)

Aus diesen Gedankengängen, freilich noch stark unterstützt von der französischen Philosophie der Zeit, wächst die Lehre vom Wettbewerb, mit welcher der Begründer aller Nationalökonomie, Adam Smith, sein großes Werk einleitet. Der Gedanke von der Selbstentfaltung des einzelnen, die hieraus abgeleitete Notwendigkeit und Begründung der Arbeitsteilung, auf das Leben der Nationen analog übertragen, die Begründung des internationalen freien Wettbewerbes, alias Freihandels, die immer wiederkehrende Ablehnung staatlicher Einmischung, behördlicher Bevormundung, aber auch staatlicher Unterstützung einzelner, sind tief in den wirtschaftlichen Volkscharakter der Engländer übergegangen, sind zu einer ganz anderen Verschmelzung mit demselben gelangt als in irgendwelchen anderen Ländern, welche Bestandteile dieser Vorstellungen angenommen haben. Es hat zum Beispiel in Deutschland in den sechziger und siebziger Jahren bekanntlich eine Zeit des „Liberalismus“ in Anlehnung an das englische Vorbild gegeben. Aber diese vorübergehende Epoche hat keineswegs im deutschen Volke einen Grund von Gesamtliberalismus, von Kulturliberalismus hinterlassen, wie er heute noch in England zu finden ist, gleichviel, ob man nun Hochkonservative, Mittelklasse oder Arbeiterschaft auf eine solche Gesinnung allgemein liberaler Prinzipien (die von den Parteiprogrammen gelöst sind) betrachtet. Die Lehre, daß man den Einzelnen möglichst selbständig belassen solle, daß der Wettbewerb das eigentlich treibende Element aller Wirtschaft sein solle, die Anerkennung möglichst großer Selbstverantwortung des Individuums, das ist gerade als

volkscharakterologisches Element in England nicht geschwunden, wiewohl in der Praxis — später noch eingehend zu erörternde — mannigfache Umstände eine Abkehr von früheren Wirtschaftsmethoden herbeigeführt haben. England ist immer noch das „wirtschaftsliberalste" Land der Welt. Daß aber dieser Wirtschaftsliberalismus nicht nur eine opportunistische Rechenmethode ist, sondern daß immer wieder der Versuch gemacht wird, ihn ernsthaft geistig zu verankern, zeigte im Jahre 1928 der große Bericht der liberalen Partei Englands „England's Industrial Future", in welchem den Eigenheiten desselben tiefgründig Rechnung getragen wird. Es werden dort von neuem die liberal-individualistischen Prinzipien formuliert; sie bestehen danach in etwas Dreifachem: erstens in der Notwendigkeit einer Dezentralisation, welche die Aufgabe haben soll, „die Macht und Verantwortung für eine Handlungsweise so nahe wie möglich an die Handlung selbst zu verlegen, ohne daß erst eine lange Kette von Gliedern ihren Endpunkt bestimmt." Zweitens: in dem Wunsche, bei aller vorhandenen Systematik der Organisation ein „empirisches" System aufrechtzuerhalten, bei welchem sich Fortschritte auf Grund von „Versuchen und Irrtümern" ergeben. Drittens: in dem Prinzip, die Leistungsfähigkeit eines Systems durch den Wettbewerb „einzelner" und nicht durch „Methoden" erproben zu können, den einzelnen also nach Möglichkeit auf „seinen eigenen Füßen zu belassen" und ihm durch das Medium des egoistischen Privatinteresses stärker, als es die Bureaukratie zu gewährleisten vermag, einen Stimulus für besondere Leistungsfähigkeit zu gewähren (man vergleiche S. 64—65 des Berichtes). Man erkennt auch aus diesen Leitsätzen wieder, wie tief der Sinn für individuelle Entfaltung heute noch im Engländer haftet, wie er trotz aller Veränderungen der Zeit als volkscharakterologische Eigenart von weittragender wirtschaftlicher und sozialpsychologischer Bedeutung nicht geschwunden ist.

III. Landwirtschaft und Agrarprobleme

Es ist nicht angebracht, den Engländer und die englische Wirtschaft ausschließlich vom Standpunkt des Händlers, Fabrikanten oder Seefahrers anzusehen. Die Vergangenheit und Blüte der englischen Landwirtschaft sichern ihr einen bedeutsamen Platz im früheren Aufbau der englischen Wirtschaft, und obschon heute nur noch ca. 22 % der Bewohner des Inselreiches Landbewohner sind, und obschon die Weizenanbaufläche Großbritanniens von ca. 3 Millionen acres (ein acre gleich 0,45 ha) im Jahre 1882 auf 1,7 Millionen im Jahre 1913 und in den

letzten Jahren vielfach noch unter diesen Stand herabgegangen ist, spielt die Landwirtschaft noch immer eine bedeutsame Rolle im englischen Wirtschaftsleben. Schon deshalb, weil das „Land" — das country — ein Bestandteil des englischen Volkslebens ist, an welchem weite Schichten mit einer besonderen Liebe und Pietät hängen, weil Agrarprobleme nicht nur vom Standpunkt nüchterner Rechenkunst behandelt werden, sondern mit ihnen ein gut Teil städtischer und parteipolitischer Sympathien verknüpft ist. Landprogramme und Debatten über eine Besserung der agrarischen Verhältnisse haben in den letzten Jahrzehnten einen breiten Raum in der englischen Parlamentstätigkeit eingenommen, einen Raum, der weit über den Rahmen der rein rechnerisch gemessenen Bedeutung der englischen Landwirtschaft hinausreicht.

Man kann am besten drei große Epochen in der Entwicklung der englischen Landwirtschaft unterscheiden. Die erste ist eine Zeit großen Glanzes. Um die Wende des 18. Jahrhunderts nimmt die englische Landwirtschaft in technischer Beziehung, ganz besonders aber der englische Ackerbau, eine besondere Stellung unter den europäischen Ländern ein. Wir wissen aus dem mehrbändigen Werke unseres eigenen Agrarklassikers Albrecht Thaer, welche Bedeutung das Beispiel des englischen Ackerbaues, aber auch der musterhaften englischen Viehzucht, für den Fortschritt der Landwirtschaft überhaupt hatte. Besonders zu erwähnen sind die Fortschritte in dem Bewirtschaftungssystem des Bodens, die Einführung und Einbürgerung neuer Fruchtwechselsysteme, besonders die Ausdehnung des Futterrübenbaues und des Norfolker Fruchtwechselsystems, die frühe Anwendung von Maschinen auf die Landwirtschaft — im Zusammenhang mit dem frühzeitigen Aufkommen der Maschinenwirtschaft in England überhaupt —, die Anwendung der Drainage, verbesserte Methoden der Düngung, die Ersetzung der Gemeinweiden durch eine geordnete Weidewirtschaft (sogenannte Einhegungen, enclosures), Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften zur Förderung der Landwirtschaft und von Zeitschriften (Annalen) zur Verbreitung wissenschaftlicher Fortschritte, Abfassung von für die damalige Zeit außerordentlich wichtigen Einzelbeschreibungen jeder einzelnen Grafschaft in landwirtschaftlicher Beziehung usw. Alles in allem bietet England um 1800 herum das Bild einer mustergültigen, in agrartechnischer wie agrarorganisatorischer Beziehung überaus fortschrittlichen Landwirtschaft. Unterstützt wird diese Entwicklung durch die besondere Gunst der Wirtschaftslage. Die Napoleonischen Kriege, welche für den englischen Verbraucher und

Fabrikanten durch die Absperrung vom Kontinent ein Unglück ersten Ranges bedeuteten, hatten für die Landwirte den Vorteil hoher Weizen- und sonstiger Agrarpreise gebracht. Denn England war schon damals zu einem gewissen Teile auf die Einfuhr (damals aus Norddeutschland) von Getreide angewiesen und fand sich jetzt von den Zufuhren abgeschlossen. Die hohen, hierdurch herbeigeführten Getreidepreise kamen den Bodenbesitzern und Landwirten zugute und ermöglichten die Anwendung technischer Verbesserungen, deren Kostspieligkeit bei minder „rentablen" Preisen vielleicht deren Nichtanwendbarkeit herbeigeführt haben würde. Mit dem Fortfall dieser besonderen Umstände, dem Sturze Napoleons und dem Wiedereinsetzen normaler Handelsverhältnisse im Jahre 1813 ändert sich diese Sachlage zugunsten der englischen Verbraucher, aber zum Nachteil der Landwirte, die auf die Dauer der hohen Preise gerechnet hatten. Es setzte eine Periode großer Agrarkrisen in den zwanziger und dreißiger Jahren ein. Während man hofft, durch Schutzzölle (1815—1846) dieser Krisen Herr zu werden, läßt sich auf die Dauer das hohe Preisniveau der Zeit von 1806 (Kontinentalsperre) bis 1813 nicht halten, so daß die Landwirtschaft in Not gerät, während die industrielle und kommerzielle Bevölkerung im Jahre 1846 das Joch der hohen Getreidezölle (Anti-Kornzollbewegung, Cobden, Bright, Sir Robert Peel) abschüttelt und der absolute Freihandel etabliert wird.

Die Anpassung, welche die englische Landwirtschaft nunmehr an diese neuen Verhältnisse vornehmen muß, bildet die Hauptaufgabe der zweiten wichtigen Epoche, welche man von 1846 bis zu Ende der siebziger Jahre setzen kann. Wieder kommt die Technik, worunter wir dieses Mal auch besonders die Anwendung neuer agrikulturchemischer Erkenntnisse rechnen müssen, der Landwirtschaft zugute. Die englische Agrarwirtschaft auf wissenschaftlicher Grundlage feiert neue Triumphe. Die Begründung der Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft, der Royal Agricultural Society, die noch heute existiert, und deren Wirken mit Namen wie Lawes, Pusey, Voelker und Liebig für immer verknüpft ist, hat einen besonderen Anteil an diesen Fortschritten. In den ersten 30 Jahren nach 1846 sind auch die Preisverhältnisse „trotz" des Freihandels nicht so ungünstig, wie man in Kreisen der Landwirtschaft erwartete; andererseits gibt der wachsende Wohlstand der städtischen Bevölkerung der Agrarwirtschaft neue Absatzmöglichkeiten, so daß in jener dreißigjährigen Epoche der Wohlstand der Landwirtschaft von neuem erblühen kann.

Der Umschwung — die dritte Epoche — erfolgt, wie auch in

anderen Ländern Westeuropas, mit dem Einsetzen der überseeischen Agrarkonkurrenz in den siebziger Jahren. Dem billigen amerikanischen Weizen, später demjenigen Südamerikas, Kanadas, Australiens, Rußlands und Rumäniens sind die englischen Ackerbauer nicht gewachsen. In dem Lande des Freihandels, das keine Zollwälle gegen den Ansturm der neuen Nahrungsmitteleinfuhren errichtet, sind die Krisen, welche nun in den achtziger und neunziger Jahren entstehen, besonders groß. Wenn man dennoch konstatieren kann, daß die gesamte landwirtschaftlich benutzte Fläche Großbritanniens nur von 32,3 Millionen Acres im Jahre 1882 auf 31,9 Millionen im Jahre 1913 zurückgeht und im Jahre 1927 immer noch 31 Millionen betragen hat, so erkennt man schon hieraus, daß diese Krisenperiode mehr eine solche der Umwandlung als etwa des völligen Niedergangs hat sein müssen. Was man an Ackerbaufläche, insbesondere Getreideanbaufläche, hat verschwinden lassen müssen, ist durch eine entsprechende Zunahme des Weidelandes zum großen Teil wieder ersetzt worden. England ist zu einem Agrarlande mit ausgesprochener Viehzucht geworden. Wo die Natur, wie im Westen Englands und in Wales, der Weidewirtschaft besonders günstig war, ist dieser Übergang schneller und viel schmerzloser vor sich gegangen als in den östlichen und nördlichen Grafschaften, welche stärker als Ackerbaugebiete hervortraten. Aber bei der bald einsetzenden Konkurrenz überseeischer Länder in animalischen Erzeugnissen — Gefrierfleisch, Butter, Käse aus Nordamerika, Südamerika, Australien, dazu später die Molkereikonkurrenz Dänemarks — war es mit einem bloßen Übergang von der Acker- zur Weidewirtschaft nicht getan; die englischen Landwirte sahen sich schließlich gezwungen, in erster Linie solche Erzeugnisse zu liefern, in denen wegen ihrer leichten Verderblichkeit (Milch, Sahne, frische Eier, Beerenobst, frisches Gemüse) eine Konkurrenz so gut wie nicht stattfand, oder in anderen Branchen der Landwirtschaft zu der Erzeugung von Qualitätswaren überzugehen, in denen ebenfalls der Wettbewerb der ausländischen Landwirtschaft nicht so empfindlich war, wie der Züchtung besonderer Obstsorten, der Erzeugung erstklassigen Fleisches, zur Qualitätsgeflügelzucht, zur Produktion von Frühgemüse und Obst in Glashäusern, zur Herdbuchviehzucht usw. Diese ganze überaus energisch von den englischen Landwirten betriebene Übergangswirtschaft bewirkte, daß schon zu Anfang des neuen Jahrhunderts die heftige Agrarkrisis einem langsamen Gesundungs- (man würde heute sagen: Wiederaufbau-) Prozeß Platz gemacht hatte. Nach schweren Zeiten in der Kriegsperiode (Arbeitermangel, Pferdemangel, Düngemittelnot usw.) hat heute die

englische Landwirtschaft immerhin ihre Stellung dahin behaupten können, daß sie im Jahre 1927 nach Angaben des Ministry of Agriculture eine Einnahme von 225 Millionen Pf. Sterling, also ca. 4½ Milliarden Reichsmark aus Farmen nachweisen konnte; davon entfielen freilich allein 155 Millionen auf Viehzucht und Molkereiwirtschaft. Der Verkauf frischer Milch war der größte Einzelposten der Landwirtschaftsproduktion mit allein 49 Millionen £. Diese Summe übertraf charakteristischerweise die Summe, welche die Weizenerzeugung brachte, um nicht weniger als das Vierfache!

Der von uns skizzierte agrarische Umwandlungsprozeß aber erstreckt sich keineswegs allein auf die Probleme der Erzeugung. Der Übergang von einer Erzeugung zur anderen kann sich in der Landwirtschaft nicht ohne gleichzeitige Umwälzungen vollziehen, welche tief in das organisatorische Gefüge der Landwirtschaft eingreifen, und zwar um so empfindlicher, als bekanntlich die Organisation der Agrarwirtschaft auf sehr starken und schwer beweglichen Traditionen aufgebaut zu sein pflegt. In den beiden erstgenannten Epochen dominierte in England gleichzeitig mit dem Höhepunkt der Ackerwirtschaft und des groß angelegten Getreidebaues der landwirtschaftliche Großbetrieb. Das „große Gut" war nach Ansicht der Agrarpolitiker die Quintessenz agrarischer Weisheit. Sie hatten nicht unrecht, solange Getreidebau und Ackerwirtschaft die Hauptrolle im Landwirtschaftsbetriebe spielten. Die Entwicklung also der ländlichen Betriebsgrößen ging in jener Zeit, noch gestützt durch die Lehren der Sachverständigen, nach Bildung großer Güter. Diese Entwicklung wurde in England dadurch gefördert, daß der letzte Rest des alten Bauernstandes (der ursprüngliche Teil war weit früher, zur Zeit Heinrichs VIII., zugrunde gegangen, als die „Schafe den Bauern fraßen", das heißt die großen Weidefarmen für die Wollwirtschaft aus kleinen Gütern gebildet wurden) während der Napoleonischen Kriege und kurz nachher von den großen Grundbesitzern aufgekauft worden war, da der Getreidebau rentabler in Großgütern betrieben wurde und die Bauern (yeomen, freeholders) der Versuchung, ihre Höfe zu ausgezeichneten Preisen zu verkaufen, nicht widerstehen konnten. In einem Lande aber, das so gut wie ausschließlich das Pachtsystem kennt, ist natürlich die Bildung großer Betriebe aus kleinen eine Leichtigkeit gewesen, so daß während des ganzen 19. Jahrhunderts bis zum Einsetzen der Krisen in den achtziger Jahren England eine Entwicklung zum landwirtschaftlichen Großbetriebe durchmachte.

Mit dem Umschwung in den Absatzverhältnissen, dem Hervortreten

von Viehzucht, Molkereiwirtschaft, Geflügelzucht, Gemüse- und Obstbau usw. neben, zum Teil an Stelle von Getreidebau, gelangte — nicht ohne beträchtliche Opposition seitens der altenglischen Agrarier — die Ansicht zum Durchbruch, daß auf diesen Gebieten der landwirtschaftlichen Erzeugung der kleine Landwirt mit seiner emsigen Arbeit und seinem intensiven Interesse an der Arbeit vielleicht noch bessere Aussichten habe als das große Gut. Insbesondere da auf diesen Gebieten die Anwendung kostspieliger Maschinen und Geräte nicht dieselbe wichtige Rolle spielt wie im Getreide bauenden Großbetriebe. Diese Ansicht verstärkte sich, als sich infolge der starken Abwanderung nach den Städten (rural exodus) der Arbeitermangel in der Landwirtschaft immer heftiger fühlbar machte, während der kleine Landwirt in der Mitarbeit seiner Familie den Arbeitermangel zum Teil ausgleichen konnte. Auch die Schwächen des kleinen Betriebes im Absatz ließen sich durch genossenschaftliches Vorgehen, durch genossenschaftlichen Verkauf, gegenüber dem großen Gute ausgleichen. So entstand der Wunsch und die Tendenz, die großen Güter wieder nach Möglichkeit zu kleineren zurückzubilden. Es entstand die sogenannte „Small-Holdings"-Bewegung, eine Bewegung mit dem Ziel, durch gesetzgeberische Maßnahmen die Rückbildung zum landwirtschaftlichen Kleinbetriebe zu bewirken, wo dieser sich nicht von selbst durchsetzen konnte.

Diese gesetzgeberische Aktion schien durch ganz besondere Umstände bedingt, welche gerade in der englischen Landwirtschaft bewirkten, daß die Rückbildung kleiner Güter trotz der für sie günstigen ökonomischen Umstände nur sehr langsam vonstatten ging. Für den Bauer galt wirklich die Erfahrung, welche schon der Dichter Goldsmith in seinem Gedicht „The Deserted Village" (schon damals Landflucht wegen der Vergrößerung der Güter und der Enteignung kleiner Pächter) im 18. Jahrhundert prophezeit hatte:

„... a bold peasantry, the country's pride,
if once destroyed can never be supplied."

Eine Renaissance des englischen Bauern scheiterte an den englischen Bodenverhältnissen. Bekanntlich herrscht in England eine Latifundienwirtschaft, welche den Bodenbesitz in relativ wenigen Händen konzentriert hat. Trotz der agrarisch schlechten Zeiten aber hält der englische Großgrundeigentümer mit großer Zähigkeit an seinem Besitz fest. Der Bodenbesitz wird in England nicht nur aus ökonomischen Gründen geschätzt; der Landbesitz ist der Ausdruck eines traditionell gesellschaftlichen Glanzes, Mittel der Betätigung von Sport und Jagd; immer noch zu einem Teile bietet er die Möglichkeit poli-

tischen Einflusses. Schon im 18. Jahrhundert haben sich reich gewordene Kaufleute und Fabrikanten Güter gekauft, um in die Reihe der landed gentry einzurücken, und dieses Bestreben ist im Laufe der Zeit und selbst unter sich ändernden gesellschafltichen Vorbedingungen immer stärker geworden. Der Reiche aber, der sich Grund und Boden kauft, erwirbt denselben nicht mit ausschließlich rechnerischen Zielen, er ist bereit, einen Preis für den Boden zu bezahlen, der über den rein „ökonomischen“ Preis hinausgeht, der höher ist als der bloße „kapitalisierte Ertragswert“. Diese Erscheinung ist in fast allen Ländern in der Nähe großer Städte gegeben — denn auch der kleine Mann zahlt für stadtbenachbarte Parzellen Preise, die höher zu sein pflegen, als es der Rentabilität entspricht, — aber in England mit seiner kleinen Binnenfläche ist dieser Zustand besonders ausgeprägt. Derjenige aber, der in England kleiner Bauer werden wollte, wäre nicht in der Lage, diesen Mehrpreis über den Marktwert des Bodens zu bezahlen, — selbst bei den im Verlaufe der Agrarkrisen an sich und absolut gesunkenen Bodenpreisen. Der „hohe“ Bodenpreis steht also der Rückbildung des Bauerngutes entgegen. Nicht viel anders aber steht es mit der Schaffung kleiner Pachthöfe. Den großen Grundbesitzern ist von jeher der große Pächter, der Gentleman-Farmer, lieber gewesen als der kleine; er ist zahlungsfähiger, politisch brauchbarer, sein Hof erfordert nicht so viele Reparaturzuschüsse wie die Summe vieler kleiner Güter. Es bestand wenig Sympathie für kleine Farmer auf seiten der Großgrundbesitzer, man ließ den großen Pächter auf seinem Hof, selbst wenn man annehmen konnte, daß die Schaffung kleiner Güter rentabel hätte sein können. Auf diese Weise ist die Rückbildung zum kleineren Betrieb in der englischen Landwirtschaft selbst unter für diesen günstigen ökonomischen Vorbedingungen verzögert worden.

Man versucht nun, diesem Mißstande auf dem Wege der Gesetzgebung abzuhelfen, indem man eine staatliche „innere Kolonisation“ geschaffen hat, welche vor dem Mittel der Zwangsenteignung von Boden oder einer Zwangspachtung nicht zurückscheut. Die Anfänge dieser bekannten Small-Holdings-Acts gehen auf Männer wie Jessie Collings und Joseph Chamberlain (den älteren) zurück, sie sind später durch D. Lloyd George stark gefördert worden. Das erste Gesetz dieser Art datiert schon aus dem Jahre 1887 als Erfolg einer Propaganda, die sich mit dem Schlagwort „three acres and a cow“ populär machte, indem sie die Schaffung von Parzellen für den besitzlosen englischen Landarbeiter befürwortete, so daß mindestens jeder Arbeiter eine Kuh halten könne. Es folgte dann der erste Small-

Holdings-Act von 1892, der dann in einem Gesetz vom Jahre 1907 (7. Edw. VII Ch. 54) eine grundlegende Ergänzung erfuhr. Es ist im Laufe der Zeit ein großzügiger Apparat von Maßnahmen und Behörden geschaffen worden, der es Gutsanwärtern ermöglichen soll, durch Vermittlung der Grafschaftsräte und zum Teil im Enteignungsverfahren oder auf dem Wege zwangsweiser Abpachtung kleine Güter zu übernehmen. Das Eingreifen in das freie Grundeigentum erschien zunächst einem großen Teil des politischen Englands als ein Eingriff in geheiligte Grundbegriffe der Wirtschaft. Heute gehen die Meinungen zwischen Konservativen und Liberalen nicht mehr darin auseinander, daß angesichts der eigenartigen Bodenpreisverhältnisse etwas staatlicherseits geschehen muß, wenn sich die kleinen Güter weiter vermehren sollen, sondern man unterscheidet sich nur bezüglich der einzelnen Mittel selbst; die Konservativen verlangen nämlich die Schaffung kleiner Bauerngüter, die Liberalen die Schaffung kleiner Pachthöfe, indem sie dem Großgrundbesitzer die Last und Verantwortung für die Verwaltung seines Besitzes belassen wollen, während dem so geschaffenen Pächter weitgehende Rechte (gerechte Rente, langjähriger Pachtvertrag, Ersatz für alle Aufwendungen) garantiert werden sollen. Hier stoßen die wirtschaftspolitischen Gegensätze stark aneinander. Die Frage „Kleinbesitz" oder „Kleinpacht"? beherrscht immer wieder die agrarpolitischen Diskussionen des Parlaments; sie offenbart den Zusammenprall der alten Besitzverfassung mit den Tendenzen der neuen Betriebsentwicklung in der Landwirtschaft Englands, gleichzeitig aber auch die Wichtigkeit, welche immer noch das Agrarproblem in der öffentlichen Meinung Englands spielt.

IV. Die Industrie und ihre Organisation

Die „Industrie Englands" wird heute immer noch, obschon sich auch hier Umwälzungen großen Stils vollziehen, durch die drei großen Stapelindustrien repräsentiert, welche mehr als ein Jahrhundert lang den Hauptbestandteil des industriellen Reichtums Englands ausmachen:

den Kohlenbergbau,
die Eisenindustrie (einschließlich Schiffbau und Maschinenindustrie),
die Textilindustrie.

Der neueste Industriezensus vom Jahre 1924 (der letzte war im Jahre 1907 veranstaltet worden) läßt einen ungefähren Einblick in die

Bedeutung dieser Industriezweige gewinnen. Der Wert der Gesamterzeugung aller Industrien Großbritanniens wird hierbei auf 1125 Millionen £ berechnet, wobei aber die sogenannten industriellen Lieferungsunternehmungen (Gas-, Elektrizitäts-, Wasserwerke sowie Unternehmungen zur Reparatur und Erhaltung von Verkehrswegen, Docks usw.) ausgeschlossen sind. Der Kohlenbergbau war an dieser Summe allein mit 219 Millionen £ beteiligt; die Metallindustrie repräsentierte eine Jahreserzeugung von 356 Millionen, wobei wiederum auf Hochöfen und Walzwerke allein ca. 50 Millionen fielen, 117 Millionen auf die Maschinenindustrie, 45 Millionen auf Automobil- und Fahrradindustrie, 22 Millionen auf den Schiffbau. Die Textilindustrie — an der Spitze immer noch mit nicht weniger als 82 Millionen die Baumwollindustrie — war an dem Gesamtergebnis mit 205 Millionen beteiligt. Diesen drei großen Gruppen gegenüber erscheint das Ergebnis des übrigen Teils der englischen Großindustrie zersplittert; keine der anderen Einzelindustrien reicht in ihrer Ereugungskraft an diese drei Gruppen heran, wenngleich die Industrie der Lebens- und Genußmittel für 130 Millionen und die Papierindustrie für ca. 93 Millionen £ im Jahre produzierte. Es ist aber zu bedenken, daß jene drei großen Industriegruppen — zumindest zwei von ihnen — außer den alten Stapelproduktionen, wie etwa derjenigen der Hochöfen und Walzwerke, der Baumwollspinnereien oder Wollwebereien, auch moderne, neu hinzugekommene Zweige umfassen, wie zum Beispiel die Automobilfabrikation oder die Kunstseidenindustrie.

Das starke Hervortreten der drei genannten industriellen Erzeugungsgruppen macht diese ohne weiteres zu einem wertvollen Maßstab des industriellen Wohlstandes Großbritanniens überhaupt.

Freilich hat in dem letzten Jahrzehnt — der Nachkriegsepoche — keine dieser Gruppen, von einer kurzen Aufschwungsperiode unmittelbar nach 1918 abgesehen, eine befriedigende Entwicklung genommen, was zum Teil mit der allgemeinen Weltwirtschaftskrisis zusammenhängt, zum Teil aber auf eine spezifische Ungunst der Absatz- und Produktionsverhältnisse, zum Teil auch auf Organisationsschwächen dieser Industriekomplexe zurückzuführen ist.

Der englische Kohlenbergbau beherrschte bis zum Ausgang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts das Weltgeschäft. Englische Kohle hatte an vielen Punkten der Welt, teils an England so nahegelegenen wie der Westküste Frankreichs, den deutschen Nordseegebieten, Italien, teils und in überragendem Maße auf den überseeischen Märkten — vor allem in Südamerika und Südafrika — eine Art Monopolstellung, ganz ab-

gesehen davon, daß englische Bunkerkohle Schiffe aller Nationen in der ganzen Welt-Seewirtschaft belieferte. Aber schon im Jahre 1902 konnte der Kohlenmagnat D. A. Thomas (der spätere Lord Rhonnda) in einem Aufsehen erregenden Vortrag vor der Kgl. Statistischen Gesellschaft nachweisen, daß die englische Kohle im Begriff sei, Absatzgebiete zu verlieren anstatt hinzuzugewinnen. Der Weltkrieg hat diese Tendenz noch wesentlich verschärft. Viele überseeische Länder haben unter dem Druck des Krieges — und der Behinderung des Seeverkehrs — eigene Kohlenförderungen erschlossen, die Verwendung der Ölfeuerung, die Anlage der Großkraftwerke hat dem Kohlenverbrauch Abbruch getan, dazu verursachte das Ärmerwerden Europas einen Rückgang des Kohlenbedarfs. Alle diese Umstände erklären bereits zur Genüge den empfindlichen Rückschlag, welchen Kohlenförderung und Kohlengeschäft Englands nach dem Kriege erfahren haben. Umstände der inneren Volkswirtschaft kamen hinzu: die stark verkürzte Arbeitszeit in den Gruben (seit 1919 der Siebenstundentag), die, wie sich neuerdings herausgestellt hat, sehr rückständige technische Verfassung einzelner Gruben, das Bestehen kleiner und kleinster Betriebe, wie man sie in anderen Ländern modernen Kohlenbergbaues kaum kennt, haben die Gesamterzeugungskosten im englischen Kohlenbergbau ungebührlich erhöht und damit seine Konkurrenzfähigkeit zu den Preisen des Weltmarktes stark erschüttert. Der unheilvolle Kohlenstreik von 1926/1927 hat eine weitere, fast einer Deroute ähnliche Verschlechterung der Lage geschaffen, von der sich der englische Kohlenbergbau erst langsam erholen konnte. Unter diesen Umständen erklären sich die folgenden Zahlen einigermaßen einfach; es betrug im Vereinigten Königreich:

	1913:	1927:
die Kohlenerzeugung (1000 Tons) .	287 430	258 581
die Kohlenausfuhr (1000 Tons) . .	94 424	67 986
Prozentsatz der Arbeitslosen . .	0,4 %	18,4 %

Der eingehende amtliche Bericht über den englischen Kohlenbergbau (1926) hat gleichzeitig mit einer Aufhellung der Ursachen der Bergwerkskrisis auf die möglichen Abhilfemaßnahmen hingewiesen. Sie bestehen unter anderem in der stärkeren Konzentration der Grubenbetriebe und in der Bildung von Kartellen. Es ist eigentümlich, daß der englische Kohlenbergbau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Kartell von außerordentlicher Stärke besessen hat, die sogenannte Newcastle Vend, das die Gegend von London ausschließlich mit nordenglischer Kohle belieferte. Das Kartell brach in den vierziger Jahren

zusammen, als der regere Eisenbahnverkehr die Versendung von Kohle aus allen Teilen Englands möglich machte, so daß die Monopolstellung der nordenglischen Kohlendistrikte, die ihre Kohle an der Küste entlang versandt hatten, gebrochen wurde. Seit jener Zeit sind alle Versuche einer Zusammenfassung der gemeinsamen Interessen in Verbände der Unternehmer gescheitert. Was wir früher als einen besonderen Vorteil des englischen Wirtschaftsterritoriums bezeichneten, das Vorhandensein von Kohle in allen Distrikten, wirkt vom organisatorischen Standpunkt heute nachteilig, indem diese örtliche Zersplitterung der konzentrativen Zusammenfassung entgegenarbeitet.

Die englische Eisen- und Stahlindustrie leidet weniger als der Kohlenbergbau unter Mißständen der Betriebsverfassung und der technischen Rückständigkeit als unter der allgemeinen Überproduktion von Eisen und Stahl in der Welt, wie sie eine Folge der Kriegsjahre und des in jener Zeit enorm erweiterten Produktionsgehäuses ist. Nach Angaben des englischen Economist vom 11. Februar 1928 hat sich die Roheisenerzeugung der Welt von 77,9 Millionen Tonnen im Jahre 1913 auf schätzungsweise 84,11 Millionen im Jahre 1927 erhöht, die entsprechenden Ziffern für die Stahlerzeugung sind: 75,15 und 98,77 Millionen Tonnen. Die Erzeugung des Vereinigten Königreiches hingegen ist beim Roheisen von 10,6 Millionen im Jahre 1913 auf 7,29 Millionen im Jahre 1927 zurückgegangen, die Stahlerzeugung hat sich freilich von 7,66 auf 9,10 Millionen erhöht, aber diese Erhöhung ist kein unbedingter Beweis für eine rentable Absatzmöglichkeit der Mehrerzeugung, vielmehr herrscht in der englischen Stahlindustrie nach wie vor Überproduktion, und die relativ gute Produktionsziffer von 1927 erklärt sich zum Teil aus der sehr geringen von 1926 (3,60 Millionen), die unter dem Zeichen von Generalstreik und Kohlenmangel stand. Die Ausfuhr von Erzeugnissen der englischen Eisenindustrie betrug im Jahre 1927 ca. 4,2 Millionen gegen 4,9 Millionen Tonnen im Jahre 1913, die Beschäftigungslosigkeit erreichte bei den Hochöfen 14,6 %, bei der Stahlerzeugung 18,3 % der Arbeiterschaft. Auch in dieser Industrie wird viel davon abhängen, inwieweit England in der Lage ist, sich zu strafferen organisatorischen Gebilden umzuformen. Die bedeutendsten englischen Stahlindustriellen haben einen Anschluß an das Kartell der kontinental-europäischen Eisenindustriellen verlangt, aber auch hier ist die Zersplitterung der englischen Betriebe zunächst noch ein Hindernis gewesen. Dieser endgültige Zusammenschluß aller europäischen Stahlindustriellen wird aber auch in England von sachverständiger Seite mit besonderem Hinweis auf das Anwachsen der amerika-

nischen Konkurrenz auf dritten Märkten immer wieder gefordert, und da die Konzentrationsbewegung in der englischen Eisenindustrie im Zunehmen begriffen ist, so wird gerade von dieser Seite des internationalen Zusammenschlusses her eine Besserung in der Lage derselben am ehesten erwartet werden können.

Pessimistischer muß man die Lage der englischen Textilindustrie beurteilen. Hier liegen die Schwierigkeiten der langjährigen Depression, die in der Baumwollspinnerei zur jahrelangen Kurzarbeit (36 Stundenwoche) geführt haben, nicht auf organisatorischem Gebiet, sondern in dem Rückgang des internationalen Verbrauches nach dem Kriege, in der starken Selbständigmachung des fernen Ostens (Indiens) vom englischen Bezuge — als einem der wichtigsten Abnehmer Lancashires — und zum Teil auch an der Konkurrenz der Kunstseide. Bezeichnend ist, daß die Zahl der Baumwollspindeln heute im Vereinigten Königreich mit ca. 60,5 Millionen im Jahre 1927 größer ist als im Jahre 1913, wo sie nur 58,4 Millionen betrug, daß aber die Einfuhr des Rohmaterials, der Baumwolle, im Durchschnitt der Jahre 1910—1913 ca. 2 Milliarden engl. Pfund, 1927 nur 1,5 Milliarden lbs. betrug. Dies ist charakteristisch für die herrschende Überproduktion resp. Übersteigerung des Produktionsapparates. Der Rückgang in der Ausfuhr von Baumwollstückwaren belief sich im gleichen Zeitraum von 6,6 Milliarden Linear Yards auf ca. 4,2 Milliarden im Jahre 1927.

Die Depression im englischen Schiffbau beruht ebenfalls auf dem internationalen Überangebot, wie dieses so viele weltwirtschaftlich wichtige Produktionen kennzeichnet, also hier an dem Überangebot an Frachtraum. Im Juni 1914 gab es nach den hierfür entscheidenden Berechnungen von Lloyds Register 49 Millionen Groß Tons Handelsfrachtraum in der Welt bei Zugrundelegung aller Schiffe über 1000 Groß Tons. Der Weltkrieg hat trotz der außerordentlichen Abstriche, welche die Versenkungen und Zerstörungen sowie die Abnutzung der vorhandenen Handelsdampfer, die militärisch verwendet wurden, brachten, eine viel größere Handelsflotte hinterlassen; sie beträgt heute nicht weniger als 65 193 000 Groß Tons (Juni 1927). Dieser Zuwachs ist bedingt durch die Vermehrung der amerikanischen, aber auch der japanischen, holländischen, skandinavischen Handelsflotten. Daß sich bei dieser Zunahme an Frachtraum und gleichzeitigem Rückgang des Welthandelsvolumens für den Frachtenmarkt eine höchst ungünstige Situation ergeben mußte, ist begreiflich. Während die Preise so gut wie aller Waren heute ca. 40—50% höher stehen als 1913 (die Indexziffer betrug, wenn man die Zeit von 1900—1901 gleich 100 setzt, im

Juli 1914 in England 116,6, im Dezember 1927: 179,3), steht der Frachtratenindex zu Ende 1927 109,64 gegen 100 im Jahre 1913. Es ist unter diesen Umständen leicht verständlich, daß nicht nur die Schiffahrt, sondern auch die englische Werftenindustrie schwere Zeiten durchmacht. Die Arbeitslosenziffer betrug im englischen Schiffbau im Jahre 1927 nicht weniger als 25%.

Diese düsteren Feststellungen dürfen aber nicht dazu führen, daß man die Lage der englischen Industrie durchweg als so ungünstig bezeichnet, wie es in den genannten großen Industrien der Fall zu sein scheint. Es hat sich nach dem Kriege der Begriff der sogenannten „sheltered industries" herausgebildet, nicht weil diese Industrien erst nach dem Kriege entstanden wären, sondern weil sie in ihrer Immunität vor fremden Wettbewerb und in ihrer Unabhängigkeit vom Auslandgeschäft in einen Gegensatz zu den notleidenden Industrien traten: zu diesen „geschützten" Industrien gehören zum Beispiel das Baugewerbe, die Verkehrsanstalten, die schon erwähnten Lieferungsgesellschaften für Gas, Wasser, Elektrizität, das Gasthaus-, das Bäckereigewerbe usw. Die Lage dieser „sheltered industries" ist erheblich besser als diejenige anderer Gewerbe. Dazu kommt eine zweite Gruppe von Industrien, die sich in einem relativen Wohlstand befinden; alle jene Industrien nämlich, in welchen sich England auf dem englischen wie auf dem Weltmarkt einer besonderen Vorherrschaft erfreut, sei es durch die Qualität, sei es durch Eigenart der Erzeugnisse. Die englische Textilindustrie hat viele Spezialbranchen, in welchen die Produktion qualitativ unerreicht in der Welt ist. Dazu gehört zum Beispiel die Herstellung feiner Garne und Nähgarne, die Kalikodruckerei; auch die Färberei und Bleicherei steht auf großer Höhe. Es gibt hier eine große Reihe gut rentierender Unternehmungen wie zum Beispiel die Weltfirma Coats auf dem Gebiete der feinen Baumwollgarne. Auch die englische Portlandzementindustrie, die Whiskybrennerei, die Seifenindustrie (Sunlight), die Tabak- und Zigarettenindustrie sind Gebiete, die sich im Sturm der Wirtschaftskrisis gut gehalten haben. Dazu kommen dann als dritte Gruppe verschiedene „neue" Industrien, deren Wohlstand in einen Gegensatz zu vielen der alten Stapelindustrien tritt: die Kunstseidenindustrie mit dem außerordentlich gut rentierenden Unternehmen von Courtaulds, das bekanntlich zu den deutschen Glanzstofffabriken in Elberfeld und zu der Snia Viscosa in Italien enge Beziehungen unterhält, dann die Erdölraffinerie, die sich von Amerika unabhängig zu machen sucht, und die Automobilindustrie.

Infolge dieser Gegensätze in der Lage vieler Industrien zu derjenigen

der alten Stapelindustrien ist in letzter Zeit vielfach die Frage auf-getaucht, ob England nicht einen allmählichen Übergang zu neuen Industrien vollziehen könne und werde. Diese Möglichkeit scheint kaum wahrscheinlich. Natürlich wird England jede Möglichkeit wahrnehmen müssen, an die Stelle von minder rentierenden Teilen seiner alten Industrien neue zu setzen, um dem Abbruch auf der einen Seite einen neuen Plusposten gegenüberzustellen. Aber die von uns zunächst gegebenen Zahlen des Industrie-Zensus haben ja deutlich genug zeigen können, welche überragende Bedeutung die alten Industrien noch heute einnehmen; ihr weiterer Rückgang würde Englands Industrie vor schwere und kaum zu überwindende Folgen stellen, welche jedenfalls nicht einfach durch eine besondere Weiterentwicklung von Spezial- und Qualitätsindustrien oder neuen Produktionszweigen wett gemacht werden könnten.

Demgegenüber liegen Abhilfemomente auf dem Gebiete der industriellen Organisation. Unzweifelhaft ist die englische Industrie hier auf mannigfachen Gebieten rückständig. Ein amtlicher Bericht, der im Jahre 1918 über englische „Industrial and Commercial Policy after the War" als Blaubuch herausgegeben wurde, deckte mit einer verblüffenden Offenheit die Mängel der industriellen Organisation Englands auf. Es wurde auf den starken Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Technik (Praxis) in Deutschland verwiesen, auf die engen Beziehungen des Großkapitals der deutschen Banken zur Industrie, es wurde ferner hervorgehoben, daß England Deutschland gegenüber schon deshalb im Hintertreffen sei, weil Deutschland „später" als England auf den industriellen Plan getreten sei und daher von vornherein mit moderneren Methoden und Techniken habe arbeiten können; in der Tat scheint auch heute wiederum die vergleichsweise günstige Lage neuer englischer Fabriken dieses Moment besonders zu unterstreichen. Vor allem aber hat man es in der englischen Industrie lange als Mangel empfunden, daß die einzelnen Unternehmungen und Betriebe zersplitterter sind als in Deutschland und den Vereinigten Staaten, und daß die Kartell- und Trustbildung daher geringer ist als dort.

Damit wird eines der wichtigsten neueren Kapitel der Industrieentwicklung angeschnitten. Man fängt auch in England an — zu beachten die neue Schrift von Patrick Fitzgerald, Industrial Combinations von 1926 —, dem Trustproblem eine besondere Beachtung zu schenken, wobei die ursprünglich sehr starken Bedenken gegen jede Monopolbildung, welche, wie wir feststellen konnten, auf jahrhundertelangen Tradi-

tionen beruht, im Verblassen ist. Man ist sich in den Kreisen der englischen Wirtschaft darüber klar, daß zwar die industriellen Kartelle und Trusts das gerade Gegenstück zu der englisch-traditionellen Lehre und Befürwortung des freien Wettbewerbes sind, aber man beginnt zu begreifen, daß diese Konzernbildungen nicht die bloße Wirkung einer Verteuerung für den Verbraucher haben müssen, sondern durch organisatorische Verbesserungen, einheitlichere Geschäftsführung und ökonomische Vereinheitlichungen zu einer Ermäßigung der Kosten beitragen können. Nicht umsonst ist zum Beispiel amtlicherseits eine Zusammenfassung der Betriebe als eines der Heilmittel der Kohlenbergbaukrisis empfohlen worden.

Die Kartell- und Trustbildung, besser gesagt die Konzernbildung zunächst, hängt aber nicht allein von einer solchen Erkenntnis ab, wiewohl natürlich zuzugeben ist, daß in einem Lande mit so ausgeprägten individualistischen Unternehmerpsychen wie in England der Zusammenschluß besondere Hemmungen erleiden mag. Der privatwirtschaftliche Zweck aller Kartellierung, der zunächst den öffentlichen Interessen entgegengesetzt sein mag, die Erhöhung der Inlandpreise ist nur dann möglich, wenn dieselbe nicht durch stärkere Einfuhr vom Auslande sofort wieder wettgemacht wird. England als bis vor kurzem völliges Freihandelsland konnte nicht wie andere Länder Schutzzölle durch Kartellierung preistechnisch ausnutzen. Es fehlte damit ein großer Anreiz zur Kartellbildung. Dennoch hat es schon seit mehr als 30 Jahren zahlreiche Kartelle und Trusts in England gegeben, vor allem nämlich da, wo trotz des Freihandels eine Immunität vor fremdem Wettbewerb bestand und besteht, also in Qualitätsindustrien mit ausgesprochen englischem Charakter oder dort, wo der innere Markt oder der Weltmarkt durch besondere Umstände auf englische Erzeugnisse angewiesen waren. Wir haben in allen Zweigen der englischen verfeinerten Textilindustrie wichtige Kartelle und Trusts, dann in der Kunstseidenindustrie, der Portlandzementindustrie, der Salzgewinnung (Salt Union), der chemischen Industrie (Imperial Chemical Industries Lmtd.), große Zusammenschlüsse in den Erdölgesellschaften (Persian Oil, Shell usw.), der Tabakindustrie, der Schienenfabrikation (internationales Kartell), der Seifen-, Glas-, Tapeten-, Kabelindustrie usw. Der amtliche Report on Trusts vom Jahre 1919 stellte fest, daß es kaum irgendein Gebiet englischer Industrien gäbe, auf welchem die monopolistische Organisation in Form von Verbänden nicht hier oder dort existierte, wenngleich die Stärke derselben nicht immer derjenigen deutscher Kartelle oder amerikanischer Trusts gleicht. Immerhin sind

gerade die so wichtigen Gebiete des Kohlenbergbaues, große Teile der Eisenindustrie und die gewöhnliche Baumwollspinnerei (im Gegensatz zu sonstigen Stadien der Baumwollindustrie) nicht vertrustet.

Für die Fortbildung der Kartell- und Trustorganisation in England ist nicht nur das Vorhandensein einer gewissen Immunität vor der Konkurrenz des Auslandes entscheidend. Es muß auch die innerwirtschaftliche Konzentrationsbewegung der Einzelunternehmungen den Boden für die Verbandsbildung vorbereiten. Wo noch das alte traditionelle englische Familiengeschäft besteht, wo die Erzeugung in jahrhundertealten Industrien zersplittert ist, erscheint die Bildung von gemeinsamen Verbänden oder die Fusion immer noch auf große Schwierigkeiten zu stoßen, die sich dann zum Teil auch aus dem individualistischen Sinn der Unternehmer erklären. Demgegenüber haben sich auch in England Kartelle und Fusionen dort herausgebildet, wo die Konzentration der Betriebe der Vielheit derselben entgegenarbeitete. Es mußte also ein Fusionsprozeß der Kartellierung resp. der endgültigen Vertrustung der noch vorhandenen Unternehmungen in ein monopolistisches Gebilde vorausgehen, so wie jetzt in der englischen Eisenindustrie 8—9 riesige gemischte Unternehmungen übriggeblieben sind, die unzweifelhaft die Vorläufer eines kommenden, gemeinsamen Zusammenschlusses bilden; oder es mußte die rentable Betriebsgröße eines Unternehmens gleich bei der Begründung der Industrie einen solchen Umfang aufweisen, daß neue Konkurrenten nur langsam und in geringerer Zahl hinzutraten. Dies letztere ist bei den sogenannten „neuen" Industrien der Fall, wie bei der Kunstseide, der chemischen Industrie oder den Erdölunternehmungen. Hier hat sich dann auch ohne weiteres eine Zusammenfassung der Produktion herausgebildet, die in einem Gegensatz zu der Zersplitterung in manchen alten Stapelindustrien steht.

Es wird sich also für die Weiterentwicklung der englischen Industrie als entscheidend herausstellen, inwieweit die alten Industrien den Wegen zu folgen wissen, welche neue Industriezweige ihnen gewiesen haben. Es ist neuerdings die Notwendigkeit solcher Fortschritte auch offiziell in England anerkannt worden, und die Maßnahmen, welche nach dieser Richtung getroffen worden sind und sich heute in der Weiterentwicklung befinden, verdienen Beachtung. Auch in England hat eine starke Tendenz zur Rationalisierung, Vereinfachung und Vereinheitlichung der industriellen Erzeugung eingesetzt. Zunächst handelt es sich um eine stärkere Durchführung der Standardspezifikationen. Eine private Organisation, die im Jahre 1918 einen halb

offiziellen Charakter erhielt, die British Engineering Standard Association, ist der heutige Mittelpunkt dieser Bewegung. Ihr Ziel ist: für den gesamten Komplex der britischen Industrie Standardisierung und „simplification" anzuregen und durchzuführen und hierdurch „volkswirtschaftliche Verschwendung zu verhüten, die Erzeugung zu erleichtern... und den Wettbewerb Englands auf den Weltmärkten zu unterstützen". Die Fortschritte auf diesem Gebiete sind nach Angaben des amtlichen Berichtes über Industrial and Commercial Efficiency vom Jahre 1927 beträchtlich. Zu bedenken bleibt natürlich, daß die englische Industrie einen guten Teil ihrer Erfolge in der Versorgung auswärtiger Märkte der Differenzierung ihrer Erzeugung verdankt, so daß eine Standardisierung und Typisierung hier naturgemäß eine ökonomische Begrenzung finden muß, wenn unter ihr nicht der Absatz leiden soll. Schon aus diesem Grunde kann England nicht in dem gleichen Maße standardisieren wie etwa die Vereinigten Staaten von Amerika, die in erster Linie ihr gewaltiges, einheitliches Innenmarktgebiet zu versorgen haben.

Ein weiteres überaus wichtiges Gebiet der Neuorganisation der englischen Großindustrie liegt auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung. Es hat wohl einige Zeit gedauert, bis sich englische Unternehmerkreise davon überzeugt haben, daß auf dem bloßen traditionellen empirischen Wege, das heißt auf dem Wege einer gewissermaßen zufälligen Erfahrung, wie sie gelegentlich aus der Praxis sich ergibt, die modernen Fortschritte der Industrie sich nicht gewährleisten lassen, daß vielmehr andauernde systematische, in ihrer unmittelbar „praktischen" Bedeutung vielleicht zunächst gar nicht so einschneidende wissenschaftliche Fach- und Laboratoriumsarbeiten nötig sind, um nach vielen theoretischen Versuchen zu großen, praktischen Resultaten zu gelangen. Heute darf man nicht mehr behaupten, daß diese Erkenntnis den Engländern abgehe, vielmehr ist man auch in England heute davon überzeugt, daß man viel zu lange mit der Einbürgerung von Technischen Hochschulen und wissenschaftlichen Arbeitsstätten nach deutschem Muster gewartet hat. Besonders nach dem Kriege ist das rege Interesse an der in den unmittelbaren Dienst der Großindustrie gestellten wissenschaftlichen Forschung erwacht. Es konzentriert sich heute in der sogenannten Research-Bewegung. Diese wiederum findet ihren Ausdruck und ihre Träger in dem im Jahre 1916 begründeten Department of Scientific and Industrial Research sowie in den Industrial Research Associations, Verbände, die auf genossenschaftlicher Basis organisiert sind und im Jahre 1926 bereits

auf 26 angewachsen waren. Auch Einzelinstitute der Forschung sind errichtet worden, so das National Physical Laboratory, auf dem so wichtigen Gebiete der Brennstoff-Forschung die Fuel Research Division, ferner besondere Forschungsinstitute für das Bauwesen, die Holzwirtschaft, die Baumwollversorgung und ihre Förderung in kolonialen Gebieten.

So wichtig für die Entfaltung der englischen Industrie das individualistische Prinzip, Ellenbogenfreiheit der Unternehmer, Einzelgeschäft, eigene Initiative, das Lernen im Fabrikbetriebe gewesen sind, so wichtig muß es heute für die englische Industrie sein, sich diejenigen Vorbedingungen zu schaffen, welche die moderne Struktur der Wirtschaft, insbesondere der Industriewirtschaft erfordert: nämlich Zusammenfassung der Kräfte, Gesellschaftsform, Konzentrations- und Konzernbildung, Rationalisierung des Betriebes und Anwendung wissenschaftlich zu erwerbender Kenntnisse und Verfahren. Mitten in diesen neuen Strömungen bewegt sich heute die Entwicklung des englischen Großgewerbes.

V. Außenhandel und Handelspolitik

Man tut gut, den englischen Außenhandel von heute nach drei Gesichtspunkten zu betrachten, einmal den Wert des Ein- und Ausfuhrgeschäftes, zweitens das Volumen desselben, drittens seine Richtung oder weltwirtschaftliche Verteilung.

Die Unterscheidung zwischen „Wert" und „Gewicht" des Außenhandels, insbesondere der englischen Ausfuhr — die uns in diesem ganzen Abschnitt mehr interessieren wird als die Einfuhr —, war vor dem Weltkriege weniger notwendig als heute. Denn inzwischen hat eine wesentliche Erhöhung der Preise aller Art stattgefunden, so daß „Wert"-Posten, welche heute gegenüber 1913 als „groß" erscheinen mögen, gewichtsmäßig gemessen erheblich kleiner als damals sein können. Eine bloße Vergleichung der Wertziffern würde also von der Entwicklung der wirklichen Bedeutung des Außenhandels, insbesondere der Ausfuhr, für die englische Wirtschaft ein irreführendes Bild geben.

Was uns an dem Wert des englischen Außenhandels heute interessiert, ist vor allem die Tatsache, daß der Wert des Einfuhrüberschusses, damit also die Passivität der englischen Handelsbilanz seit 1913 sehr stark angestiegen ist. Man rechnete in Friedenszeiten mit einer Passivität der englischen Handelsbilanz von über drei Milliarden Mark. Im Jahre 1913 zum Beispiel betrug der

Wert des Einfuhrüberschusses 185 Millionen £. Diese angebliche „Abhängigkeit" vom Auslande brauchte keinen Engländer zu erschrecken. Sie wurde durch andere Posten, nicht der Handels-, aber der weit wichtigeren Zahlungsbilanz mehr als aufgewogen. Die Schiffahrtsdienste zum Beispiel, welche das Land der größten Handelsmarine allen Nationen leistete, hatten in jenem Jahre allein Geldwert von ca. 94 Millionen £, das Einkommen aus überseeischen Investierungen wurde mit 210 Millionen geschätzt, alles in allem verblieb damals aus der Zahlungsbilanz trotz der Passivität der Handelsbilanz ein Überschuß von nicht weniger als 181 Millionen £, den England zu neuen auswärtigen Anlagen benutzen konnte. Wie anders das Bild zehn Jahre später im Jahre 1924! Die Passivität der Handelsbilanz ist auf 341 Millionen £ angewachsen, fast auf 7 Milliarden Mark. Das Einkommen aus der Schiffahrt hat sich nicht entsprechend gesteigert, während dasjenige aus fremden Investierungen sogar zurückgegangen ist. Nur 29 Millionen £ verbleiben als Überschuß der Handelsbilanz. Die Zahlungsbilanz konnte wohl eine Passivität der Handelsbilanz ausgleichen, nicht aber ist sie auf die Dauer einer solchen von der heutigen Höhe gewachsen. Diese Überpassivität der Handelsbilanz Englands scheint aber zunächst nicht im Abnehmen begriffen zu sein. Sie betrug im Jahre 1927 wiederum 387 Millionen £, also fast 7,8 Milliarden Mark.

Dieses für die englische Wirtschaft wenig erfreuliche Phänomen findet eine einfache Erklärung. Der Einfuhrbedarf Englands an Lebens- und Genußmitteln sowie an den für die Industrie so wichtigen Rohstoffen hat kaum nachgelassen, im Gegenteil, er hat sich wahrscheinlich noch hier und da gesteigert, wie etwa der Bedarf an fremden Eisenerzen für die Hüttenindustrie oder derjenige von Erdöl und seinen Erzeugnissen für den Kraftwagenbetrieb und die Motorschiffe. Dagegen hat die englische Fertigerzeugung, welche den wichtigsten Bestandteil der englischen Ausfuhr darstellt — auf dem Gebiet der industriellen Rohstoffausfuhr kommt als einziger wichtiger Posten nur die Kohle in Frage — durch die Bedarfseinschränkung vieler Länder, durch die starke Absperrungspolitik nach dem Kriege (vor allem in den Vereinigten Staaten und den neugeschaffenen Kleinstaaten wie Polen, Tschechoslowakei, Randstaaten usw.) und durch die größere Selbstversorgung überseeischer Gebiete mit Fertigwaren (wieder die Vereinigten Staaten, dann englische Kolonien, auch Südamerika) ganz erhebliche Einbußen erlitten.

Deutlich freilich können, wie schon angedeutet, diese Tatsachen erst

dann werden, wenn wir Einfuhr und Ausfuhr der letzten Zeit nicht nach den Werten mit derjenigen vor dem Kriege vergleichen, sondern wenn wir Gewichtsvergleiche vornehmen. Dieses hat zum ersten Male der bekannte großzügig angelegte und mit Unterstützung des Handelsamtes verfaßte Bericht des Committee on Industry and Trade „Survey of Overseas Markets" vom Jahre 1925 unternommen. Wir verdanken diesem Berichte die wertvollsten Einblicke in die Entwicklung und Struktur des englischen Außenhandels. Wir finden hier die Wertziffern des Außenhandels von 1924 auf Grund des Preisniveaus von 1913 umgerechnet, wodurch sich dann schätzungsweise ergibt, wie groß Einfuhr- und Ausfuhrmengen im letztgenannten Jahre auf Grund der Verhältnisse der Vorkriegszeit gewesen sein müssen. Der Bericht setzt die Ziffern für 1913 gleich 100. Dann ergibt sich, daß die Ziffer für die Nahrungsmitteleinfuhr im Jahre 1924 gleich 125,2 war, während die Fabrikatausfuhr einen Rückgang der Ziffer von 100 auf 78,6 aufweist. In diesen beiden Ziffern, welche dartun, wie sehr das Volumen der Nahrungsmittelzufuhr gestiegen, wie stark andererseits das Volumen der Fabrikatausfuhr gesunken ist, liegt der eigentliche Schlüssel für die Verschlechterung der englischen Handelsbilanz in der Nachkriegszeit.

Für die Beurteilung der Lage des englischen Außenhandels ist nun weiter von jeher die Richtung desselben oder seine weltgeographische Verteilung maßgebend gewesen. Obschon es sich hier traditionellerweise in der Statistik um eine äußerliche Dreiteilung zu handeln scheint, ist diese doch von tieferer Bedeutung gerade für die schwierigen Probleme des englischen Außenhandels geworden. Man unterscheidet:

1. den Außenhandel des Vereinigten Königreiches mit europäischen Gebieten,
2. denjenigen mit überseeischen nichtbritischen Gebieten und
3. mit den Kolonien und Dominions.

Wir geben hier die letztverfügbaren Ziffern dieses Außenhandels, nach drei Gruppen geteilt, wieder, nämlich für die Zeit vom Januar 1928 bis Juli 1928 (mit Vergleichen früherer Jahre), wobei gesagt werden kann, daß die entsprechenden Jahresergebnisse sich nicht wesentlich von denen des Halbjahres unterscheiden dürften. Danach betrug in Millionen Pfund Sterling die Einfuhr respektive die Ausfuhr (Quelle: Economist vom 25. August 1928, S. 345—46):

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1914	1927	1928	1914	1927	1928
Europäisches Gebiet .	148	218	213	88	106	112
Ausland über See . .	132	213	201	72	78	85
Kolonien usw. . . .	94	185	190	94	157	157

Es ergeben sich aus diesen Ziffern folgende recht beachtliche Resultate: Es ist zwar die Einfuhr aus den Dominions und die Ausfuhr dorthin seit 1914 — auch gewichtsmäßig, wenn man eine etwa 50 bis 60%ige Preissteigerung annimmt — nicht unerheblich gestiegen. Allein zweierlei bleibt zu bemerken: erstens übertrifft die Ausfuhr Englands nach nichtkolonialen Gebieten noch immer in ihrer absoluten Höhe die Ausfuhr nach den britischen Besitzungen. Die letztere betrug im Halbjahre 1914 ca. 60 Millionen weniger als die übrige Ausfuhr, im Halbjahre 1928 freilich nur noch 40 Millionen weniger. Ob diese Tendenz einer relativen Steigerung der kolonialen Seite des Außenhandels von Dauer sein wird, läßt sich freilich heute noch nicht sagen, aber jedenfalls zeigt die koloniale Ausfuhr keine ungünstige Tendenz, wenn man sie mit der Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges vergleicht. Zweitens: Der koloniale Handel Englands weist nach den obigen Ziffern ein stärkeres Übergewicht nach der Einfuhrseite als nach der Ausfuhr auf. Während Einfuhr und Ausfuhr im ersten Semester 1914 je 94 Millionen £ betrugen, ist der Wert der Einfuhr aus den Kolonien bis 1928 auf 190, der Wert der Ausfuhr nach den Kolonien nur auf 157 Millionen £ gestiegen. England hat also im Laufe der letzten 15 Jahre im Außenhandel mit seinen Kolonien als Importeur an Bedeutung gewonnen, als Exporteur dorthin an Bedeutung relativ verloren. Es besteht, wie es der „Economist" ausgedrückt hat, „ein erheblicher Einfuhrüberschuß kolonialer Waren in der englischen Außenhandelsbilanz mit den Dominions". Diese Tatsache aber ist auffallend, wenn man bedenkt, daß die Dominions den englischen Waren Vorzugszölle eingeräumt haben, welche diese vor den Waren des nichtbritischen Auslandes in den Dominions begünstigen sollen. Nach wie vor ruht das Schwergewicht des britischen Außenhandels jedenfalls auf nichtkolonialen Gebieten.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Beziehungen des Außenhandels zu überseeischen nichtbritischen Gebieten. Greifen wir die wichtigsten heraus, so betrug im Zeitraum Januar bis Juli in Millionen Pfund Sterling Einfuhr respektive Ausfuhr Englands:

von resp. nach	Einfuhr 1914	Einfuhr 1928	Ausfuhr 1914	Ausfuhr 1928
Vereinigte Staaten . .	70	95	17	23
Argentinien	18	40	9,6	16
Japan	2,0	4,7	5,1	7,3
China	1,9	5,9	8,4	6,2
Uruguay	1,5	5,0	1,1	1,4
Chile	2,9	5,4	2,5	2,5
Asiatische Türkei . . .	1,6	0,4	2,8	0,4
Ägypten	11	14	4,9	5,8

Man erkennt: vielfach ist auch hier die Einfuhr Englands, voraussichtlich auch gewichtsmäßig geschätzt, gestiegen, die Ausfuhr jedoch in den meisten Fällen wohl kaum wertmäßig so stark, daß man eine Gewichtszunahme annehmen kann; da, wo die Zunahme der Wertausfuhr selbst einigermaßen erheblich ist, bleibt sie — wie im Falle Japans — hinter der Zunahme der Einfuhrziffern zurück. Relativ günstig scheinen die Ziffern der Vereinigten Staaten für England; aber es bleibt zu bedenken, daß die absolute Höhe der Einfuhr aus den Vereinigten Staaten schon seit langem für England ein so großes Debet gegenüber der Ausfuhr dorthin bedeutet, daß deren vergleichsweise günstige Entwicklung hier wenig ins Gewicht fallen kann.

Während sich unzweifelhaft die Ausfuhrbilanz Englands gegenüber den überseeischen Ländern nicht gebessert hat, scheint diese hinsichtlich des europäischen Geschäftes zumindest nicht eine gleiche Abschwächung aufzuweisen. Wenn man den Handel mit Rußland, als besonderen Erschütterungen unterworfen, herausnimmt, so würde sich ergeben, daß Englands Ausfuhr im ersten Halbjahr 1914 nach europäischen Gebieten 80 Millionen £ betrug, dagegen im gleichen Zeitraum 1928 immerhin noch 111 Millionen, was ein nicht unerheblich besseres Ergebnis ist als die Steigerung von 72 auf 85 Millionen nach fremden Überseeländern. Die Bedeutung des europäischen Geschäftes für England wird aber noch ersichtlicher, wenn man die Entwicklung des Außenhandels in einzelnen Industriezweigen ins Auge faßt, insbesondere solchen, bei denen sich durch besondere Umstände die überseeischen Absatzchancen verschlechtert haben. So führte zum Beispiel die Baumwollindustrie im Jahre 1913 37,4 Millionen Pfund Baumwollgarne nach Britisch Indien aus, dagegen im Jahre 1927 nur 21,5 Millionen; demgegenüber stieg die Ausfuhr nach Europa von 134 Millionen auf 146 Millionen Pfund.

Welches sind nun die Ergebnisse dieser Zahlen für die Fragen

der englischen Handelspolitik? Sie haben gerade in den letzten Jahren für die Probleme derselben eine entscheidende Bedeutung erhalten. Schon seit der großen Agitation Joseph Chamberlains um die Wende des Jahrhunderts und dem damaligen Einsetzen der ersten neuen großen Schutzzollbewegung, die seit dem Zusammenbruch der ursprünglichen Schutzzölle im Jahre 1846 zu verzeichnen ist, hat das Argument, daß England durch eine Schutzzollpolitik einen engeren wirtschaftlichen Anschluß an die Kolonien suchen müsse, eine große Rolle gespielt. Man sprach von der Gründung eines britischen „Zollvereins", der alle Reiche Britanniens als eine innerlich freihändlerische Einheit zusammenfassen und allen fremden Ländern gegenüber Zölle einführen solle; man befürwortete später ein großzügig ausgebautes System von Vorzugszöllen — unter Fortlassung der Zollvereinsidee —, nach dem britischen Waren in den Kolonien und kolonialen Waren im Mutterlande eine Bevorzugung eingeräumt werden solle. Dieses System ist inzwischen — zumindest einseitig, nämlich von den Kolonien aus — verwirklicht worden, indem diese — vor allem Kanada, Australien und Südafrika — schon seit einigen Jahrzehnten den englischen Waren „preferential duties" eingeräumt haben. Es ist begreiflich, daß der Weltkrieg diese schutzzöllnerische Bewegung noch wesentlich verstärkt hat; schon die Dankesschuld, die man in England den Kolonien gegenüber wegen ihrer loyalen und freigebigen Unterstützung im Kriege empfindet, regt immer wieder den Gedanken an, ihnen wirtschaftlich entgegenzukommen und das kommerzielle Band zwischen Mutterland und Kolonien, das durch die handelspolitische Autonomie der Kolonien (ebenfalls seit der Ära des Freihandels und als natürliches Korrelat desselben) gelockert wurde, wieder zu festigen. Das kolonialpolitische Argument für Schutzzölle ist daher eines der stärksten unter den neuen Schutzzollargumenten gewesen. Allein die nackten wirtschaftlichen Tatsachen sprechen in diesem Falle, wie so häufig, eine andere Sprache als die politischen Sentiments. Schon v. Schulze-Gävernitz hat in seinem einschlägigen Buche über dieses Thema „Englischer Freihandel und britischer Imperialismus" eingehend dargelegt, wie die wirtschaftspolitischen Gegensätze zwischen Mutterland und Kolonien gelagert sind, und weshalb sie immer wieder die geplanten zollpolitischen Zusammenschlüsse beider verhindert haben.

Für England wäre es gewiß erwünscht, wenn es für die Ausfuhr seiner Industriewaren in den Kolonien Zollfreiheit genösse oder so niedrige Zölle, daß sie fast dieser Freiheit gleichkämen. Aber das Inter-

esse der Kolonien geht nicht nach dieser Richtung. Die englischen Kolonien sind auf dem besten Wege, sich zu modernen Industrieländern zu entwickeln. Gerade die Kriegsjahre mit ihrer ökonomischen Absperrung vom Mutterlande, wie sie eine Folge der Frachtraumknappheit und der ungeheuer hochgeschraubten Frachtsätze war, haben die Tendenz zur Schaffung eigener Industriezweige noch gefördert. Die großen Dominions legen heute ein weit geringeres Gewicht darauf, Versorger der Welt mit Agrarerzeugnissen und mannigfachen Rohstoffen für die Industrie zu sein, als darauf, diese Rohstoffe selbst zu verarbeiten. Australien wünscht sich eine Textilindustrie zur Ausnutzung seiner Wolle, Kanada baut eine Papierindustrie zur Ausnutzung seiner Wälder, eine Eisenindustrie zur eigenen Verhüttung von Erzen auf, Indien befindet sich mitten in einer starken Entwicklung eigener Baumwollspinnereien und Webereien, ja auch Indien gründet neuerdings eigene Eisenwerke, und Südafrika ist ebenfalls bemüht, „Industrien" ins Leben zu rufen. Wer aber ist der größte Konkurrent der Dominions auf diesen Gebieten? Sicherlich das Mutterland. Selbst wenn man berücksichtigt, daß die Nähe der Vereinigten Staaten diese für Kanada zu dem schwierigsten Wirtschaftswettbewerber auf dem eigenen Markte macht, in der Textilindustrie, zum Teil in der Maschinenindustrie und anderen ist auch selbst hier England noch der Hauptkonkurrent, und in Indien weiß man genau, daß es die Fabriken von Lancashire sind, die in erster Linie das Aufkommen einer eigenen indischen Textilfabrikation erschwert haben. Die „jungen" Industrieländer, welche vermittelst von hohen Zöllen (vor allem Australien und Indien) sich gegen die Einfuhr absperren müssen, um den Boden für ihre nationale Erzeugung zu bereiten, müssen sich notwendigerweise gegen England mit diesen Zöllen richten, wenn diese Zölle Erfolg haben sollen. Ganz besonders Australien, das durch eine weitgehende soziale Gesetzgebung — die vorgeschrittenste der Welt — die Lage seiner Arbeiter so gestellt hat, daß jeder europäische Arbeiter — auch der englische — die von ihnen hergestellten Waren ohne weiteres, was die Arbeitskosten angeht, unterbieten kann, wenn nicht eben die durch die Zölle gewährleisteten höheren Inlandspreise dem kolonialen Selbsterzeugnis den Vorrang sichern würden. Unter diesen Umständen sind die von den Kolonien England gewährten Vorzugs- oder Präferentialzölle den Engländern nur von einem scheinbaren Nutzen. Sie bewirken, daß die Konkurrenz dritter Länder in den englischen Kolonien künstlich abgeschreckt wird; aber wichtiger als dieses Moment müßte für den englischen Exporteur die Möglichkeit

sein, absolut größere Mengen als bisher in den Kolonien abzusetzen, anstatt mit jeder neuen Zollerhöhung eine verringerte Absatzmöglichkeit zu haben. Nicht auf die relative Höhe der Zölle, sondern auf die absolute kommt es der englischen Warenausfuhr an. Gerade aber hier hat die koloniale Handelspolitik England gegenüber seit dem Kriege die gegenteilige Richtung eingeschlagen; die absoluten Zollsätze sind fast überall erhöht worden (vgl. Report on Oversea Markets). Und wie steht es mit den Interessen der Kolonien im Mutterlande?

Gewiß würde England, falls es Zölle auf alle Industriewaren legt, bereit sein, die Kolonien zu präferenzieren. Deren Ausfuhrwaren sind ja, was die Fertigfabrikation angeht, weit weniger gefährlich als diejenigen etwa Deutschlands, Frankreichs, Belgiens oder der Vereinigten Staaten. Allein, nicht an diesen Vorzugszöllen wiederum würde den Kolonien gelegen sein, denn sie haben ja noch genug mit der erst einsetzenden Selbstbelieferung ihrer eigenen Märkte zu tun. Ihnen würde vielmehr daran liegen, für ihre Nahrungsmittel- und Rohstoffausfuhren einen Vorzugszoll auf dem mutterländischen Markt zu erhalten, Kanada für seinen Weizen gegenüber den Vereinigten Staaten, Indien für seine Baumwolle ebenfalls gegenüber den Vereinigten Staaten, Australien für seine Wolle gegenüber der Ausfuhr Südamerikas usw., aber gerade hier stößt das koloniale Interesse auf dasjenige des Mutterlandes. England als großes Nahrungsmittel- und Rohstoffeinfuhrland — das zum Beispiel mit vier Fünfteln seines Weizen-, also Brotbedarfes, auf die Einfuhr angewiesen ist — würde jede Verteuerung ausländischer Nahrungsmittel und Rohstoffe, wie sie selbst niedrige Zölle bringen müßten, als überaus belastend empfinden. Die kolonial-imperialistische „Hilfsbereitschaft" des englischen Verbrauchers findet hier ihre ganz entschiedene Grenze. Er ist nicht bereit, sich zugunsten seiner Dominions sein Brot, seinen Anzug oder seine sonstigen wichtigsten Lebensbedürfnisse verteuern zu lassen. So erklärt es sich, daß die seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts zeitweilig mit großer Energie und großem Propagandaaufwand betriebene Agitation der Konservativen für eine Einführung von Schutzzöllen in England mit dem Hauptzweck einer Bevorzugung der Kolonien — eine Agitation, die von beiden Chamberlains, Lord Balfour, Mr. Hewins und anderen bekannten Parlamentariern betrieben wurde — niemals zum Erfolg geführt hat.

Man hat daher schon vor dem Kriege versucht, der Schutzzollbewegung in England andere Motive zu geben, wie etwa, daß man durch die Zölle, als indirekte Steuern, das Anschwellen der direkten Steuern aus-

gleichen oder verlangsamen müsse; es seien in diesem Sinne die „Zölle" ein Bollwerk gegen den Sozialismus, ein Argument, aus welchem seinerzeit das Schlagwort „Lieber Zölle als Sozialismus" entstehen konnte; aber auch dieser Weg führte die Konservativen nicht zum Ziele eines Einlenkens Englands in die Schutzzollpolitik.

Diese ist vielmehr auch eines der umwälzenden Resultate der Nachkriegszeit gewesen. Einerseits hatte man im Kriege aus militärischen Sicherheitsgründen verschiedene Maßnahmen erlassen müssen, welche Einfuhr und Ausfuhr regelten, Maßnahmen, die nicht sogleich im Jahre 1918 abgebaut werden konnten. Zweitens hatten die Schutzzöllner ein wichtiges Argument hinzugewonnen: man erklärte, daß es nicht wieder dahin kommen dürfe, daß England wie im Falle des deutschen U-Boot-Krieges von der regelmäßigen Zufuhr wichtiger Einfuhren entblößt werde; England müsse eine Reihe von Erzeugnissen, die man als Schlüsselerzeugnisse ansprach (sogenannte key industries) selbst herstellen, um in jedem Falle für solche „lebenswichtigen" Erzeugnisse von der ausländischen Versorgung frei zu sein; dazu gehörten unter anderem chemische Erzeugnisse, Farben, pharmazeutische Produkte, aber zum Beispiel auch optische Gläser und Instrumente, Magnetzünder für Automobile usw. Zu diesem „Sicherheits"-argumente kam dann als besonders verstärkendes Propagandamittel für Schutzzölle die Depression der Industrie hinzu, welche bald nach 1918 einsetzte. Es muß zwar bedacht werden, daß gerade die englischen Großindustrien zum Teil noch heute ihr Desinteressement an Zöllen erklären. So besteht zum Beispiel für den Kohlenbergbau kein Schutzzollinteresse, solange er selbst Exporteur großen Stils ist. Ebenso ist das Interesse in der Eisenindustrie an Schutzzöllen geteilt. Es besteht nur in solchen Unternehmungen, welche nicht selbst exportieren — und auch die englische Eisen- und Stahlindustrie ist, wie wir sahen, Exportindustrie großen Formats —, und welche die Konkurrenz gewisser ausländischer Eisenerzeugnisse in England unangenehm verspüren. Der Schiffbau zum Beispiel ist noch völlig freihändlerisch. Ebenso haben die verfeinerten Zweige der englischen Textilindustrie, die völlig gefestigt auf dem Weltmarkt und erst recht auf dem Innenmarkt dastehen, kein Interesse an Zöllen. Dagegen gibt es und gab es eine Reihe kleinerer Industrien, die schon vor dem Kriege notleidend waren, weil sie den Übergang zur Verfeinerung schlecht mitmachen konnten, ferner neue Industrien, die einen Schutz vor solchen Ländern suchen, welche schon lange in ihrer Erzeugung tätig und erfolgreich sind. So fanden sich nach dem Kriege viel mehr und

viel wichtigere Reflektanten für den Protektionismus als zuvor. Die Folge ist gewesen, daß England heute für ein nicht zu unterschätzendes Gebiet seines Handels schutzzöllnerisch geworden ist.

Das heutige englische Zollsystem ist, weil es aus den verschiedensten Zollgesetzen entstanden ist und diese wiederum verschiedenartige Anlässe hatte, einigermaßen kompliziert. Wir haben erstens sogenannte Revenue-Duties oder Finanzzölle; diese bestanden schon unter dem völligen Freihandelsregime. Sie dienen lediglich dem Ausgleich innerer Steuern (besonders für Genußmittel, also Tabak und Alkohol), entbehren also daher des Charakters des Schutzzolles. Zweitens haben wir die sogenannten Mackenna-Zölle, die im Jahre 1915 erstmalig eingeführt wurden und bis 1924 alljährlich neu bewilligt wurden. Sie wurden von der kurzen Arbeiterregierung unter Ramsay Macdonald beseitigt, aber unter dem Kabinett Baldwin sofort wieder eingeführt. Ihre wesentliche Position ist der Zoll auf Automobile, Lastkraftwagen, Motorräder usw., ihre Höhe ist in der Regel 33⅓ % des Wertes, also eine sehr beträchtliche. Es folgen die Safe-Guarding-of-Industries-Zölle (abgekürzt zumeist S.G.I. genannt) von 1921. Sie zerfallen in die Zölle auf die sogenannten Schlüsselindustrien und spezielle Zölle auf Waren, die als „dumped" angesehen werden, also gewissermaßen Ausgleichszölle gegenüber einer Schleuderausfuhr des Auslandes sein sollen. Auf Grund des ersten Teiles des Gesetzes sind bis Ende 1927 nicht weniger als 6000 Artikel zollpflichtig geworden. Viertens gibt es einzelne durch die Budgetgesetze von 1925 und 1926 eingeführte Zölle mit verschiedenen Zweckbestimmungen: einen Hopfenzoll (die Hopfenbauer Englands sind seit langem „notleidend") und Zölle auf Kunstseide (die bei dem glänzend rentierenden Trustunternehmen von Courtaulds eine recht zweifelhafte Berechtigung haben). Endlich die letzte, aber wichtigste Kategorie in dem ganzen Zollbukett: die eigentlichen Safeguarding-of-Industries-Zölle, wie sie auf Grund einer besonderen Verordnung vom 3. Februar 1925 (White Paper) beschlossen werden können. Diese Zölle sind heute der Grundpfeiler des handelspolitischen Protektionismus in England. Auf Grund derselben werden heute so wichtige Waren wie Glühlampen, Handschuhe, Strumpf- und Wirkwaren, Uhren aller Art, Musikinstrumente, Spitzen und Stickereien, Erzeugnisse der Kleineisenindustrie, Packpapier, Films usw. mit Zöllen belastet. Solche Zölle sollen nach dem neuen Gesetz durch spezielle Finanzgesetze für eine begrenzte Zeitdauer auf bestimmte Industrieerzeugnisse gelegt werden, wenn erstens das

Handelsministerium die Überzeugung gewonnen hat, daß die Voraussetzungen für die Vornahme einer Untersuchung zur Feststellung der Schutzbedürftigkeit der betreffenden Industrien gegeben sind, zweitens, wenn ein vom Handelsministerium eingesetzter Ausschuß sich für die Einführung eines Zolles ausgesprochen hat und Ministerium und Schatzamt zustimmen. Man erkenne den Unterschied zu den sonst in der Weltwirtschaft von heute üblichen Systemen der Zolltarifgesetzgebung; diese beruhen in der Regel darauf, daß die Regierung einen für die Gesamtindustrie ausgearbeiteten Entwurf von Zollsätzen vorlegt, über welchen dann das Parlament sozusagen als Gesamtmaßnahme, freilich unter Veränderungen der einzelnen Positionen nach Kommissionsberatungen, berät und beschließt. In England hingegen ist ein von „Fall-zu-Fall"-System der Zollgewährung eingeführt, dessen Grundlage Ausschüsse von Sachverständigen bilden, welche mit Regierungsvertretern zusammen beraten, und das nur Zölle einer bestimmten Höhe kennt. Dieses System hat seine großen Bedenken. Denn wenn diese Ausschußvertreter wirklich Sachverständige der einzelnen Branchen sein wollen, so liegt die Gefahr einer interessentenmäßigen Einseitigkeit und Beeinflussung derselben nahe; sind sie dagegen dem betreffenden Gewerbe fernstehende „Unparteiische", so kann ihre Unwissenheit Unheil anrichten. Dieses ganze System, zusammenfallend mit einer beschwerlichen Vielheit verschiedener Zollarten, das Nebeneinanderbestehen verschiedener Zollgesetze und die willkürliche Höhe der Zölle nach dem 33⅓ %-Prinzip fordern eine scharfe Kritik der heutigen englischen Handelspolitik, auch von englischer Seite, heraus. Der bedeutsame Bericht der liberalen Partei vom Frühjahr 1928, den wir schon erwähnten, nennt den heutigen englischen Zolltarif „den verrücktesten der Welt".

Unzweifelhaft wird eine Klärung der englischen handelspolitischen Verhältnisse und die Schaffung eines einheitlichen Systems der Handelspolitik notwendig werden. Denn auf die Dauer ist die Unsicherheit des jetzigen Systems, das England halb freihändlerisch, halb schon schutzzöllnerisch erscheinen läßt, wohl kaum möglich. Es ist hier nicht der Ort, eine Voraussage zu stellen oder an bestimmten Möglichkeiten der Entscheidung schon jetzt Kritik zu üben. Aber es darf festgestellt werden, daß ein allgemeiner Übergang Englands zum Schutzoll schweren Bedenken begegnen dürfte. Die Belastung des Volkseinkommens durch Agrarzölle muß in England, das sich in den grundlegenden Nahrungsmitteln nur zum kleinsten selbst versorgt, viel schwerwiegender sein als in Ländern mit überwiegender Selbstversorgung, wie

9*

etwa im Deutschen Reich oder Frankreich. Eine Verteuerung der gewöhnlichen Lebensmittel, besonders des Brotes, im Budget des Arbeiters muß seine Kaufkraft für eben jene besonderen Nahrungsmittel wieder einschränken, für welche der englische Kleinlandwirt sich, wie wir darlegen konnten, in den letzten Jahrzehnten eine gewisse Domäne, auch gegenüber dem Auslande, geschaffen hat. Zölle auf Rohstoffe und Halbzeug für die Industrie müßten deren an sich schon relativ hohe Produktionskosten verteuern. Man darf daran erinnern, daß der englische Schiffbau zum Beispiel und die berühmte Weißblechindustrie von Wales ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt vor dem Kriege gerade mit billigen Grobblechen und Platinen des Auslandes unterstützen konnten, und daß der verschleuderte Prämienzucker Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder den englischen Marmeladen- und Schokoladenfabriken zugute gekommen ist. Wenn sich die englische Fertigindustrie, dem Drängen einzelner notleidender Zweige nachgebend, die Materialien verteuern lassen will, so dürfte sie das in den Erzeugungskosten ihrer Fertigfabrikate bald verspüren, während es den Anschein hat, als ob England gerade durch eine immer stärkere Hinlenkung auf die Erzeugung hochwertiger Fertigwaren am besten seine alte Stellung in der Welt behaupten kann.

Hier harren wichtige, entscheidende Probleme, die das England der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schon erledigt glaubte, einer neuen Lösung, welche auch dieses Mal, wie um 1846, nicht ohne schwere politische Kämpfe gefunden werden wird.

VI. Die Arbeiterfrage und das soziale Problem

Die Arbeiterfrage des 19. Jahrhunderts ist — wenn man von den allgemeinen Fragen der Arbeiterschutzgesetzgebung, später der Arbeiterversicherung, also der Sozialgesetzgebung, absieht — die Frage der Gewerkvereinsbewegung gewesen.

Lujo Brentano hat in seinem klassischen Werke von den „Gilden der Gegenwart" die Entstehung der englischen Trade Unions aufgezeigt, Parallelen zu der Organisation der Gilden (Zünfte, Lehrlings- und Gesellenverbände usw.) herausgearbeitet und in geradezu vorbildlicher Art die Befürwortung der Gewerkvereinsentwicklung, die auch in England, trotz der schon im Jahre 1824 erkämpften Koalitionsfreiheit, keine ungehemmte gewesen ist, zur Darstellung gebracht. Es ist auf dem Gebiete der Arbeiterfrage wie auch auf anderen Gebieten das große Geheimnis der englischen Parteipolitik gewesen, stets den großen Bewegungen der Masse — wenigstens in einem bestimmten

Abstande — zu folgen, anstatt denselben einen so heftigen Widerstand zu leisten, daß dieselben bis zum überschwemmenden Durchbruch gesteigert wurden. Dies gilt ganz besonders für die Fragen der Arbeit. Nicht verneinender Widerstand ist auch hier die Parole gewesen, sondern opportunistische Anpassung an das Mögliche. So ist es, weil die Wünsche der Arbeiter stets innerhalb gewisser erträglicher Zeitspannen und in einem einigermaßen befriedigenden Ausmaß erfüllt wurden, zu keinem Sozialismus in England gekommen. Eine frühe sozialistische Bewegung, die der Chartisten, ist in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgeflackert, aber ohne Bedeutung geblieben. Der heutige „Sozialismus" Englands hat sich in den Vorkriegszeiten von „sozialdemokratischen" Zielen und marxistischen Theorien streng ferngehalten und stellt auch heute noch im Grunde genommen lediglich eine radikale Arbeiterpartei ohne irgendwelchen umstürzlerischen Einschlag dar.

Vom Standpunkt der Gewerkvereinsentwicklung ist sicherlich die Struktur, vor allem auch im Gegensatz zu Deutschland mit seinen verschiedenartigen „Gewerkschaften", die Einheitlichkeit der englischen Trade Unions mustergültig gewesen. Sie haben denn auch Schritt für Schritt erhebliche Vorteile für die Arbeiterschaft erreicht, freilich während des Weltkrieges durch die außergewöhnlichen Umstände wirtschaftlicher Art sich manchen schweren Rückschlag gefallen lassen müssen. Nach der Darstellung Brentanos ist aber dieser Rückschlag nach dem Abschluß des Weltkrieges mehr als ausgeglichen worden. „Die Gewerkvereine haben an sozialem und politischem Ansehen", so schreibt er, „außerordentlich gewonnen. Mitglieder der Arbeiterpartei traten in die Koalitionsministerien Asquith und Lloyd George ein, und zwar traten sie ein nicht auf Grund ihrer persönlichen Eigenschaften, sondern als Vertreter der Gewerkvereinswelt. Diese Anerkennung der Gewerkvereine hat sich nicht auf die Ernennung führender Mitglieder derselben zu Ministern beschränkt, sondern ist in der gesamten Verwaltung zur Geltung gekommen." Wenn Brentano aus diesen und anderen Feststellungen folgert, daß die Gewerkvereine trotz der Rückschläge sozialpolitischer Art, die sich die Arbeiter gefallen lassen mußten und die sie sehr opferwillig auf sich nahmen, „gewonnen, nicht verloren" haben, so muß man angesichts gewisser anderer als von Brentano angeführter Tatsachen, nicht nämlich der politisch-parteipolitischen Tatsachen, einen etwas anderen Schluß ziehen. Zunächst nämlich gibt die heutige Zahl der Gewerkvereinsmitglieder zu denken. Unzweifelhaft hat der Krieg trotz seiner härteren sozialen Be-

dingungen den Zusammenschluß der Arbeiter gefördert. Im Jahre 1920 konnte dann die Zahl der Gewerkvereinsmitglieder ein Maximum von 8300000 Mitgliedern erreichen; aber diese Ziffer ließ sich nicht aufrechterhalten. Sie ging bis 1924 schon wieder auf 5500000 zurück.

Dieser Rückgang ist nicht zufällig, er ist symptomatisch dafür, daß die Gewerkvereinsbewegung maßgebend von der wirtschaftlichen Konjunkturlage beeinflußt zu werden pflegt. Es ist das besondere Verdienst der schon erwähnten großen liberalen Enquête und ihres Berichtes vom Jahre 1928, darauf verwiesen zu haben, daß die „Erfolge" der Trade Unions stets in engem Zusammenhang mit der Wohlstandsentwicklung des Landes standen, daß das, was sie durchsetzen wollten und konnten, von der Frage abhing, ob es die Wirtschaft tragen konnte oder nicht. Dieser Gesichtspunkt ist für die Beurteilung dessen, was die Unions „geleistet" haben, von größter Tragweite; denn man ist allzu leicht geneigt, Errungenschaften derselben ausschließlich auf die Stoßkraft der „Bewegung" zu setzen, anstatt auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen zu berücksichtigen, welche erst dieser Stoßkraft den Erfolg sicherten. Der liberale Wirtschaftsbericht zieht aus seinen statistischen und historischen Darlegungen folgenden Schluß: „Die Lohnhöhe hängt ab a) von der Leistungsfähigkeit unserer Industrie und b) von der Möglichkeit, Absatzmärkte zu finden. Als unsere Produktivkraft sich rasch steigerte und unsere Märkte sich erweiterten, konnten die Löhne ebenfalls rasch in die Höhe gehen, obschon damals noch die Gewerkvereine schwach waren. Als der Fortschritt unserer industriellen Leistungsfähigkeit abflaute und unsere Absatzmärkte sich einengten, stiegen die Löhne nur noch langsam oder sie blieben stationär, wie stark auch die Gewerkvereinsbewegung sein mochte; eine der Ursachen aber für unsere verminderte Leistungsfähigkeit und den Verlust vieler Märkte ist der Kampf in der Industrie gewesen. Soweit die Gewerkvereine also eine Steigerung der industriellen Erzeugung sicherstellen können — und sie können bestimmt in dieser Richtung sehr nützlich sein —, können sie auch zu einer Erhöhung der Löhne beitragen; anders aber nicht."

Dieser Gedankengang grenzt die Bedeutung der Trade Unions im englischen Wirtschaftsleben gegen das Wirtschaftliche hin ab. Man erblickt heute in weiten Kreisen Englands in den Trade Unions nicht mehr Organisationen, welche gewissermaßen in der Isolierung soziale Forderungen erheben und durchsetzen können, sondern verweist sie darauf, daß nur die Einbeziehung dieser sozialen Forderungen in das Ganze des wirtschaftlichen Wohlstandes, also auch der Gesetze der

ökonomischen Produktivität und deren Erfordernisse einen Fortschritt für die englische Wirtschaft bedeuten kann. Leider läßt sich konstatieren, daß ein ausschlaggebendes Ziel der Befürworter der Trade Unions-Bewegung, den „sozialen Frieden" durch eine Verständigung zwischen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbänden besser zu sichern als im chaotischen Aufeinanderplatzen der Gegensätze, im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht erreicht worden ist. Wenn wirklich die Entwicklung, vor allem die Erstarkung der Verbandsbewegung unter den Arbeitern die englische Wirtschaft diesem Ziele nähergebracht haben würde, so müßte sich das aus den Zahlen über die Arbeitskämpfe ergeben. Diese sind:

Arbeitsstreitigkeiten

Zeitraum	Zahl der Streitigkeiten	Zahl der beteiligten Arbeiter	Zahl der verlornen Arbeitstage
1898—1905 . . .	4371	1 345 000	34 500 000
1906—1913 . . .	5561	4 546 000	89 300 000
1919—1926 . . .	6533	11 084 000	357 000 000

Selbst wenn man berücksichtigt, daß in den Ziffern der letzten Periode diejenigen des großen Kohlenarbeiterstreiks von 1926 mitenthalten sind, welcher vielleicht eine nur in Jahren wiederkehrende Erscheinung sein wird, so bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß die letzten Jahre kein Abflauen, sondern eine starke Steigerung der sozialen Kämpfe trotz des Anwachsens der Trade Unions gebracht haben. Hier kann jedenfalls von einem „Fortschritt" nicht gesprochen werden, und das Wort von dem „Siegen" der Gewerkvereine gewinnt eine andere Färbung, wenn man diese Ziffern mitberücksichtigt.

Es bleibt der Eindruck, daß die Gewerkvereinsbewegung, so wichtig und zweckmäßig sie nach vielen Richtungen hin bleibt, nicht geeignet ist, die schweren sozialen Kämpfe in der englischen Wirtschaft, die angesichts der heutigen Industrie- und Handelskrisis doppelt schwer auf derselben lasten, wirksam zu dämpfen. Daher scheint in letzter Zeit der Gedanke Raum zu gewinnen, daß ein anderer, wirksamerer Apparat geschaffen werden müsse, um dem Übel eines innerwirtschaftlichen Interessenkampfes von immer unheilvollerer Wirkung vorzubeugen. Dieser Apparat liegt auf dem Gebiete des Schlichtungswesens und der Schiedssprüche, er nennt sich „machinery of negotiation", was besagt, daß ein ganzer Komplex von Maßnahmen und Einrichtungen darunter zu verstehen ist. Für diese Verhandlungsmaschinerie ist vor allem der Industrial Courts Act von 1919 — ein entscheidendes Gesetz! — maßgebend, welcher die bis 1916 dem Board of

Trade zustehende Befugnis, bei Streitfällen zu intervenieren, endgültig auf den Arbeitsminister überträgt. Diesem Gesetz sind verschiedene vorbereitende Begebenheiten vorangegangen, welche in der neueren Geschichte der englischen Arbeiterfrage einen wichtigen — auch prinzipiell besonders bedeutsamen — Platz einnehmen: dahin gehört die Kommission zur „Untersuchung der Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter", welche nach ihrem geistigen Führer Whitley-Commission genannt worden ist, dann die National Conference vom Jahre 1918, einberufen vom Arbeitsminister unter Heranziehung von Arbeitgeberverbänden und Trade Unions zur Diskussion der durch den Krieg hervorgerufenen sozialen Veränderungen, dann die weitere Konferenz dieser Art vom Jahre 1919, National Industrial Conference genannt, deren Ergebnisse dann in das Industrial Courts-Gesetz von 1919 ausmündeten. Dieses Gesetz zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der eine den Arbeitsminister ermächtigt, mit Einverständnis der Parteien Schritte zur Einigung zu unternehmen (ganz besonders durch die einzelnen im Gesetze verzeichneten Schlichtungsmaßnahmen; der Industrial Court ist ein in Permanenz erklärtes Schiedsgericht), der zweite den Minister ermächtigt, einen Court of Enquiry zu berufen, das heißt eine Untersuchungsbehörde, welche Ursachen und besondere Umstände des Streitfalles zu prüfen hat. Solche Courts of Enquiry (Schlichtungsdienst) sind im Jahre 1924 in nicht weniger als sieben großen Streitfällen ernannt worden. Im ganzen waren seit 1919 bis zum 1. Januar 1925 immerhin 3181 Fälle vor den Industrial Court oder dessen Nebenorgane gebracht worden (Einzelschlichter) und 14 Untersuchungsausschüsse ernannt worden. Neben dem Industrial Court fungiert ein Board of Arbitration als nichtständiges Schiedsamt. Mit diesen Institutionen sind heute auch die Trade Boards, Gewerbeämter, eng verknüpft, die eigentlich für andere Aufgaben (ursprünglich 1909 geschaffen, 1918 wesentlich erweitert) begründet worden waren, nämlich zur Verhütung von Unterbezahlungen, des sweating systems, der Schwitzarbeit, und zur Durchführung der Minimallohngesetzgebung, welche ebenfalls eine neuere Errungenschaft der englischen Sozialpolitik ist. Die Tätigkeit dieser Ämter ist nun neuerdings ebenfalls in den Aufgabenkreis der Verhütung von Arbeitsstreitigkeiten einbezogen worden. Die wichtigste Rolle im heutigen Schlichtungswesen Englands aber spielen die auf Grund der persönlichen Initiative und Ideen von J. H. Whitley und dem von ihm präsidierten Ausschuß ins Leben gerufenen „Councils".

Das Wort „Council", das eine so bedeutsame Rolle in der heutigen

sozialen Frage Englands spielt, ist nicht gut mit dem Wort „Rat" übersetzt. Die Councils bedeuten paritätische Kommissionen, die in den „nationalen" Joint Industrial Councils, das heißt Kommissionen, welche für die einzelnen Zweige der Industrie ins Leben gerufen werden, ihre Spitze finden und sich in sogenannten District Councils, also örtlich abgegrenzten Kommissionen und schließlich in den bekannten Works Committees (Betriebsräten) dezentralisieren. Es ist ein Vorzug, vielleicht ein echt englischer Vorzug dieser vielgenannten Einrichtungen, daß sie keine starren Formen und Bindungen aufweisen, sondern sich den Eigenheiten der jeweils in Frage kommenden Industrien anzupassen suchen. Über die endgültigen Erfolge dieser Councils bei der Verhütung und später bei der Schlichtung von Streitigkeiten läßt sich ein Urteil heute noch nicht fällen. Der Bericht „On Industrial Relations" des Committee on Trade and Industry von 1926 erklärt: „Die Erfahrung hat gezeigt, daß das Bestehen eines Joint Industrial Council, bei welchem die Organisationen der beiden Parteien in ständiger Fühlung sind und bei welchem ein beständiger Verkehr zwischen den Vertretern der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber stattfindet, es ermöglicht hat, Differenzen schon im Frühstadium zu behandeln. Es hat sich hierdurch die Möglichkeit von Streitigkeiten, wie sie auf Grund mangelnden Verständnisses zu entstehen pflegen, verringert."

Jedenfalls kann man aus der heutigen Verfassung des englischen Arbeiterproblems bereits erkennen, daß der alte Glaube, starke Gewerkvereine könnten als Gegengewicht gegenüber den Arbeitgeberverbänden den sozialen Frieden gewährleisten, kaum mehr besteht, daß vielmehr eine dritte Instanz als notwendig erachtet wird, um Streitigkeiten zu verhüten, eine unter Mitwirkung behördlichen Eingreifens geschaffene und behördlich überwachte Organisation von Ausschüssen, wie sie das englische Council-System zu entwickeln sucht.

Tritt in der Arbeiterfrage heute dieses organisatorische Problem am stärksten in den Vordergrund, so wird die Diskussion über die soziale Frage von dem Arbeitslosenproblem beherrscht. Dieses Problem schien vor dem Kriege durch die Arbeitslosenversicherung, die nach langen Debatten im Jahre 1911 in England eingeführt wurde, einigermaßen gelöst. Man hatte zwar dieser Gesetzgebung mit individualistischen Argumenten von der „Selbstverantwortung" des Arbeiters usw. langwierige Hemmungen bereitet, aber heute scheint der Gesichtspunkt, daß der Arbeiter selbst Vorsorge für den Fall der Beschäftigungslosigkeit treffen müsse und könne, überwunden. Wenn in

den letzten Jahren noch häufig zu hören war, daß die Arbeitslosenunterstützung ein „dole", ein Almosen sei, und sogar Vorschläge (von Sir Alfred Mond) gemacht wurden, diese Unterstützungen durch Zahlungen an Unternehmer, die Arbeitslose zu beschäftigen bereit seien, in eine „produktive" Arbeitslosenfürsorge zu verwandeln, so ist daran zu erinnern, daß von den 291 Millionen £, welche zwischen November 1920 und Dezember 1926 an Unterstützungen aus der Arbeitslosenversicherung gezahlt wurden, die Arbeiter selbst 92 Millionen, das übrige Staat und Unternehmer bezahlt haben.

Was dagegen heute das Arbeitslosenproblem in England zu einer in der Tat sehr ernsten Wirtschaftsfrage gemacht hat, ist nicht die reguläre Arbeitslosigkeit, wie sie in normalen Zeiten jedes Land aufweist und wie sie das Resultat der unvermeidlichen Konjunkturschwankungen in der Industrie ist. Beängstigend ist, daß die heutige englische Arbeitslosigkeit viel höher ist als im Frieden, und daß sie zweitens die Tendenz hat, einen großen Teil von Arbeitern nicht vorübergehend, sondern dauernd ohne Beschäftigung zu lassen. Im Juni 1920 — also unmittelbar vor dem Eintritt der nunmehr chronischen Wirtschaftskrisis — betrug der Prozentsatz der Arbeitslosen, die in Gewerkvereinen oder in staatlichen Arbeitslosenversicherungen einbezogen waren, den normalen Satz von 2,6%, seitdem hingegen hat sich dieser Prozentsatz auf ca. 10% gesteigert; er betrug im September 1928 sogar 11,5%. Man kann angesichts der Höhe und Permanenz dieser Arbeitslosenziffern nicht mehr davon sprechen, daß die Arbeitslosigkeit ein unvermeidliches Übel der Volkswirtschaft, gewissermaßen ein Schönheitsfehler derselben sei, der durch das Mittel der Versicherung behoben werden kann. Die Höhe der Ziffern ist heute zu groß, um in ihr lediglich eine Ausnahmeerscheinung zu sehen, und die Gefahren einer dauernden Beschäftigungslosigkeit von Arbeitern sind in moralischer und sozialer Hinsicht viel größere und andere als dort, wo nur vorübergehend Arbeiter ohne Tätigkeit sind. Ein im Jahre 1928 veröffentlicher amtlicher Bericht (Industrial Transference Board Report, London 1928) hat festgestellt, daß im Mai 1928 im Kohlenbergbau zum Beispiel im ganzen 245590 Personen unbeschäftigt gewesen sind, davon 84290 als zeitweilig unbeschäftigt, dagegen 161300 als völlig beschäftigungslos zu bezeichnen waren. Man hat diese chronische Beschäftigungslosigkeit als „festgefrorene" Arbeitslosigkeit bezeichnet.

Es ist begreiflich, daß man gegenüber dieser neuen Art von Arbeitslosigkeit das Versicherungsprinzip nicht mehr als das aus-

schließliche Heilmittel ansehen kann. Dasselbe war ursprünglich gedacht, zufälligen, durch die Konjunkturveränderungen herbeigeführten Schäden der Arbeitslosigkeit vorzubeugen, indem man alle Arbeiter und Unternehmer durch Beiträge haftbar machte. Etwas anderes ist es, wenn heute Industrien, denen es relativ gut geht, durch ihre Unterstützungen die chronische Arbeitslosigkeit anderer Industrien ausgleichen sollen; dann bedeutet die Versicherung lediglich eine Belastung günstig arbeitender Industrien zugunsten schlechter rentierender Industriezweige, während ursprünglich die Versicherung allen Industrien gleichmäßig zugute kommen sollte. Ferner war die Versicherung niemals darauf berechnet, große Massen chronisch unbeschäftigter Arbeiter zu erhalten. Es wird daher in weiten sozialpolitisch interessierten Kreisen für notwendig erachtet, andere Mittel neben dasjenige der Versicherung zu stellen. Als solches gilt heute vor allem die sogenannte „Umsiedlung" oder der Arbeiter-Transfer (vgl. den oben genannten Bericht des Transference Board); man will versuchen, die festgefrorene Arbeitslosigkeit dadurch zu beheben, daß man Arbeitermassen in andere Distrikte schafft und ihnen die Möglichkeit des Erlernens anderer Arbeit gibt. Natürlich stehen hier große Schwierigkeiten im Wege, von denen die auch in England herrschende Wohnungsnot eine ist; aber auch der Wille der Arbeiter, in andere Distrikte zu gehen und neue Berufe zu erlernen, dürfte keineswegs überall vorhanden sein. Jedenfalls ist zur Ausarbeitung der entsprechenden Maßnahmen, die natürlich nicht ohne finanzielle Unterstützung des Staates verwirklicht werden können, ein besonderes Amt, der Industrial Transference Board ernannt worden, in dessen Gebiet auch die Frage fällt, inwieweit durch Maßnahmen der inneren Kolonisation (vgl. unseren Abschnitt III) und durch Förderung der Auswanderung, besonders in englische Dominions, eine Entlastung des Arbeitsmarktes stattfinden kann. Jedenfalls steht das Arbeitslosenproblem, mit welchem auch eine Neuordnung des englischen Armenwesens, insbesondere die Übernahme von bisherigen Unterstützungspflichten der Gemeinden auf den Staat, akut geworden ist, im Zentrum der heutigen englischen sozialen Frage. Es ist deren schwerstes, weil wirtschaftlich verhängnisvollstes Problem geworden.

VII. Die Neugestaltung des englischen Wirtschaftsstaates

Die Darstellung der modernen Tendenzen in der Entwicklung der englischen Wirtschaft — in der Landwirtschaft, dem Handel, der In-

dustrie und der Arbeit — kann zum Schluß wieder an einen Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurückführen. An der Wiege des modernen englischen Wirtschaftsstaates, wie er seit der Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden ist und von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis tief hinein in das 19. Jahrhundert seine höchsten Triumphe feierte, stand das individualistische Wirtschaftsprinzip, getragen von der Lehre des Wettbewerbes, der Selbstverantwortung und wirtschaftlichen Selbstbestimmung des einzelnen, der Notwendigkeit, alle Kräfte durch Freisetzung von staatlichen Einmischungen zu entfalten. Praktischer Ausdruck und wirtschaftspolitische Folgerung dieses, von starken philosophischen und ethischen Hilfskräften in seinen Anfängen getragenen Prinzips waren: die Gewerbefreiheit, der Freihandel, die Befreiung der Landwirtschaft von mittelalterlichen Bindungen, die Verherrlichung des Einzelgeschäftes und der Erfahrungen und Erfolge der einzelnen Persönlichkeit, auf sozialem Gebiete lange Zeit eine starke Antipathie gegen das Eingreifen des Staates, da man auch hier den einzelnen Arbeiter als für sich selbst verantwortlich auffaßte.

Das heutige England bietet auf allen Bezirken des wirtschaftlichen Lebens das Bild gegenteiliger Tendenzen dieses ursprünglichen Wirtschaftsstaates. Die Ära des Individualismus ist nicht nur im Verebben, sie hat auf überwiegenden Gebieten einer Epoche der Organisierung Platz gemacht, welche zum Teil durch Verbände der Privaten, zum Teil unter Mitwirkung des Staates vor sich geht.

Auf dem Gebiete der Industrie ist die Zeit des Wettbewerbes aller gegen alle vorüber. An seine Stelle ist die Monopolverfassung der Industrie getreten, in England später als in anderen großindustriellen Ländern, aber heute durch die große Anzahl englischer Syndikate, Kartelle und Trusts auch hier verwirklicht. An die Stelle des Familiengeschäftes ist auch hier die große Aktiengesellschaft, der Konzern mit einem umfangreichen Direktorat getreten. An Stelle rein empirisch gewonnener Fortschritte entwickelt sich die systematische, wissenschaftliche Forschung, wie wir sie in der Research-Bewegung kennenlernten. In der Landwirtschaft greift der Staat durch die Kolonisationsgesetze in die freie Beweglichkeit des Bodenbesitzes ein, da, wo die rechtliche Freiheit des Erwerbes angesichts der Monopolisierung des Grundbesitzes nicht ausreicht, um den Kleinbetrieb zu fördern. Im Außenhandel sind neue, neomerkantilistische Tendenzen am Werke, welche an die handelspolitischen Mittel erinnern, die Adam Smith bekämpfte und die weit über ein halbes Jahrhundert

als verpönt galten. Auch hier ist die Staatseinmischung erkennbar. Ebenso versucht man die koloniale Wirtschaftspolitik, die man früher sich selber überließ, wieder in bewußt kontrollierte Bahnen zu lenken, und wenn man auch natürlich nicht mehr zu dem kolonialen Handelsmonopol des 18. Jahrhunderts zurückkehren kann, so bedeuten doch die Versuche einer handelspolitischen Präferenzierung zwischen Kolonien und Mutterland Anklänge an die Ziele, welche die Merkantilisten mit ihren krasseren Mitteln verfolgten. Dazu kommt im Handel eine protektionistische Kredithilfe, die sich staatlicherseits in der Gewährung großzügiger Exportkredite (Exports Credits Scheme and Trade Facilities Act 1920 bis 1926) und in einer Subventionspolitik offenbart. In der Arbeiterfrage gilt die bloße Anerkennung der Trade Unions, die nach Überwindung des sogenannten „individuellen Arbeitsvertrages" nicht mehr als dem Individualismus widersprechend angesehen wurde, keineswegs mehr als endgültige Lösung. Das Eingreifen des Staates in das Schlichtungswesen, die Herausbildung von Ämtern und „Räten", welche zwischen Unternehmerorganisation und Arbeiterorganisation vermittelnd, aber auch unter Umständen entscheidend einzugreifen haben, tritt an die Stelle des bloßen Sichgegenüberstehens zweier Verbandsgruppen. Alles in allem: der englische Wirtschaftsstaat bewegt sich in raschem Tempo von der Zeit des „Laissez-Faire" fort, er steuert einer Verfassung zu, in welcher im Gegensatz zu seinen jahrhundertelangen Traditionen der Staat, der offiziell beglaubigte Verband, in welchem Ausschüsse und Organisationen verschiedenster Art eine entscheidende Rolle spielen. Die Folge ist schon heute eine außerordentliche Zunahme der Beamtenschaft und eine Steigerung des behördlichen Apparates. Neue Ministerien sind seit 1913 geschaffen worden, Ausschüsse über Ausschüsse tagen in Permanenz, an welchen staatliche Vertreter teilnehmen, die Bedeutung des bureaukratischen Regimes nimmt in England von Jahr zu Jahr zu. Das England mit Kartellen und Trusts, mit Small-Holdings-Gesetzen, mit einer staatlich unterstützten Research- und Rationalisierungsbewegung, mit Protektionismus in der Handelspolitik und in den Beziehungen zu dem Handel der Kolonien, mit einem Netz von halbstaatlichen Organisationen und „Councils" auf dem Gebiete der Arbeiterfrage ist nicht mehr dem Wirtschaftsstaate verwandt, wie ihn noch Gladstone und Disraeli erlebt haben, von Cobden und Bright, Sir Robert Peel und Lord Shaftesbury gar nicht zu sprechen.

Es ist schwierig, ja gefahrvoll, an der Schwelle solcher tiefgreifenden, auch in ihren soziologischen Einwirkungen schwerwiegenden

Veränderungen etwas darüber äußern zu wollen, was einem Urteil über diese Neuentwicklung gleichkäme. Die Anrufung des Staates, die Bureaukratisierung des Wirtschaftslebens ist vielfach in der Geschichte der Wirtschaft nicht der Ausdruck des Fortschritts, sondern derjenige einer notwendig gewordenen Stützung gewesen, und es war sicherlich berechtigt, wenn die verständnisvollsten englischen Volkswirte und wirtschaftlichen Praktiker in früherer Zeit solche „Krücken" und „Stützen" abgelehnt haben. Andererseits ist es verkehrt, jede staatliche Wirtschaftspolitik mit diesen Bedenken zu belegen. England hat in einer Zeit, in welcher andere Länder auf Grund ihres besonderen Organisationstalentes und ihrer organisatorischen Schulung Erfolge errangen, Rückschläge erlitten, die zum Teil auf einem überspannten Individualismus beruhten. Es bereut heute zum Beispiel, die staatliche Förderung des Bildungs- und Forschungswesens nicht früher begonnen zu haben. Geht man von der Ansicht aus, daß es im Leben der Wirtschaftsvölker stets Epochen geben wird, in welchen die freie Entfaltung des einzelnen das Entscheidende, und daß es Epochen geben wird, in welchen die organisatorische Struktur der Wirtschaft das Entscheidende sein wird, so kann man in den heutigen Ansätzen organisatorisch-bureaukratischer Neubildungen in England nicht etwas Rückschrittliches sehen. Ganz besonders dann nicht, wenn man bedenkt, daß die Folgeerscheinungen des Krieges Zustände hervorgerufen haben, welche eine Lösung mit Hilfe des Staates und der Organisation von Interessenverbänden notwendiger machen als zuvor. England wird trotz alledem wohl kaum zu einem „Beamtenstaat" werden. Individualistisch-liberalistische Tendenzen sind, wie wir zeigen konnten, dazu in seinem Volkscharakter zu stark geblieben. Mit dieser Annahme aber sind wir bereits dicht an die Grenze von Voraussagen gelangt, die gerade im Augenblick nicht gemacht werden sollten. Denn die englische Wirtschaft steht erst am Anfang der von uns aufgezeigten Tendenzen der Neuorganisation.

Literatur

Die Literatur über englische Wirtschaft ist außerordentlich groß und auch in letzter Zeit wieder beträchtlich angewachsen. Wer sich über zahlenmäßig Erfaßbares über den Rahmen dieser Arbeit hinaus orientieren will, benutze den jährlich erscheinenden „Statistical Abstract" des Ver. Königreichs, ferner die Jahresübersichten der Zeitschrift „The Economist" und dessen monatlichen Überblick Survey of the State of Trade. Die Abbildung zeigt die allmonatlich vom englischen „Economist" veröffentlichte

statistische Übersicht, welche die wichtigsten Erscheinungen des englischen Wirtschaftslebens (Kohlen- und Eisenerzeugung, Arbeitslosigkeit, Ein- und Ausfuhr, Preisbildung, Geldwesen usw.), zum Teil auf Grund von Indexziffern, wiedergibt. Wer die wirtschaftlichen Verhältnisse Englands laufend

HOME TRADE STATISTICS—JULY, 1928.

	JUNE	JULY	Compared with JULY, 27.
UNEMPLOYMENT—			
(State Insurance %)	10·8 ..	11·7 ..	+ 2·5
PRODUCTION—			
Coal (million tons) *	4·2 ..	4·2 ..	+ 0·6
Iron (thous. „)	564 ..	538 ..	— 108
Steel („ „)	710 ..	667 ..	— 16
FOREIGN TRADE—			
Imports (million £'s)	99·4 ..	95·5 ..	+ 2·1
Re-exports („ „)	11·5 ..	8·5 ..	— 1·2
Exports („ „)	59·5 ..	60·9 ..	+ 4·8
TRANSPORT—			
Railway Receipts* (£0,000)	338 ..	375 ..	— 45
Shipping Freights (av. level[1])	91 ..	94 ..	— 7·9
COMMODITY PRICES („ „ [2])	155 ..	152 ..	— 4
TRADE DISPUTES (thous. working days lost)	452 ..	227 ..	+ 123
SECURITY VALURES (av. level[3])	125 ..	124·9 ..	+ 3·9
FINANCIAL DATA—			
Bank Notes (million £'s) *	136 ..	136·5 ..	— 1·5
Currency Notes („ „) *	296 ..	297·5 ..	— 0·5
Bank Deposits („ „) *	1,773 ..	1,786 ..	+ 64
Bank Advances („ „) *	947 ..	947 ..	+ 12
Banks Cash Ratio (4) (%) *	11·1 ..	11·0 ..	— 0·4
Bank Clearings:			
London (million £'s) *	848 ..	887 ..	+ 85
Manchester („ „) *	12·0 ..	14·5 ..	+ 0·7
Three months' Bank Drafts (Discount Rate %) *	$3\frac{12}{16}$ ..	$3\frac{15}{16}$ ..	— $\frac{1}{8}$
Day-to-day- Loans (%) *	$3\frac{3}{16}$ ..	$3\frac{11}{32}$ ..	+ $\frac{1}{16}$

(1) 1914 = 100. (2) *Economist* Index No.; July, 1914 = 100. (3) *Bankers' Magazine* Index No. of 365 securities; December, 1921 = 100. (4) Cash in hand and at Bank of England as % of total current, deposit, and other accounts. * Av. weekly figures.

verfolgen will, wird mit Nutzen auf diese Übersichten zurückgreifen. Auch das bei Macmillan erscheinende Jahrbuch „The Statesman's Yearbook" kann zu diesem Zweck besonders empfohlen werden.

Für die in unserer Darlegung behandelten Themen waren als Quellen folgende Werke maßgebend, in denen der Leser reichliche Hinweise auf weitere Untersuchungen und Materialien finden wird:

Für die Wirtschaftsgeschichte: J. E. Th. Rogers, The Industrial and Com-

mercial History of England, 1892. — G. R. Porter, The Progress of the Nation, 1851. — Lujo Brentano, Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands, 1928. II. und III. Bd. — Hermann Levy, Der englische Wirtschaftsliberalismus, 2. Aufl., 1928. — Georg Brodnitz, Englische Wirtschaftsgeschichte. Beginnend 1918. — A. Hettner, Englands Weltherrschaft, 1915.

Für die soziologischen und wirtschaftsphilosophischen Probleme: Hermann Levy, Soziologische Studien über das englische Volk, 1920. — Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Archiv für Sozialwissenschaft, 1905/06. — Götz Briefs, Untersuchungen zur klassischen Nationalökonomie, 1915. — Matthew Arnold, Culture and Anarchy, 1869. — C. F. G. Masterman, The Condition of England, 1911. — C. Deslile Burns, Industry and Civilisation, 1925. — Hermann Levy, Wirtschaftsliberalismus, 1928.

Für die Fragen der Landwirtschaft: Th. Tooke and W. Newmarch, A History of Prices, 1838. — W. Hasbach, Die englischen Landarbeiter, 1894. — Hermann Levy, Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in England, 1904. — Report des Land Enquiry Committee von 1913, Bd. I. Rural. — Francis Channing, The Truth about Agricultural Depression, 1897.

Für die Fragen der Industrie, A. Toynbee, Industrial Revolution in England, 1884. — Hermann Levy, Monopole, Kartelle und Trusts in der Geschichte und Gegenwart der englischen Industrie, 2. Aufl., 1927. — Patrick Fitzgerald, Industrial Combinations, 1926. — Factors in Industrial and Commercial Efficiency, Part I, 1927, Part. II, 1928. — Sir Alfred Mond, Industry and Politics, 1927. — W. Müller, Englands Industrie am Scheidewege, 1928. — Englands Industrial Future, Bericht der liberalen Partei Englands, 1928. — Survey of Metal Industries des Committee on Industry and Trade, 1928.

Zur Frage der Außenhandelspolitik: G. v. Schulze-Gävernitz, Englischer Freihandel und britischer Imperialismus, 1906. — Hermann Levy, Die treibenden Kräfte der englischen Schutzzollbewegung, 1911. — Survey of Overseas Markets des Committee on Industry and Trade, 1925. — Der erwähnte Bericht Englands Industrial Future, 1928. — Report on the Food Supply in Time of War, 1906. — Final Report of the Committee on Industrial and Commercial Policy after the War, 1918. — Report of the Dominions Royal Commission, 1918. — F. W. Hirst, Safeguarding and Protection, 1926. — Charlotte Leubuscher, Liberalismus und Protektionismus in der englischen Wirtschaftspolitik seit dem Kriege, Jena 1927. — Hermann Levy, Wirtschaftsliberalismus. — Ernest J. P. Benn, The Return to Laissez-Faire, 1928. — Erich Obst, England, Europa und die Welt, 1926.

Für die Arbeiterfrage und das soziale Problem: Aschrott, Das englische Armenwesen, 1886. — E. M. Leonard, The History of English Poor Relief, 1900. — Minority Report of the Poor Law Committee, 1909. — Hermann Levy, Soziologische Studien und Wirtschaftsliberalismus. — Ebenso die beiden oben genannten Bände Factors in Industrial and Commercial Efficiency, 1927 und 1928. — Survey of Industrial Relations des Committee

on Industry and Trade, 1926. — Ferner den Bericht England's Industrial Future, 1928. — Sidney and Beatrice Webb, The History of Trade Unionism, 1894; dieselben Industrial Democracy, 1897.

Für die Frage der Neuorganisation der englischen Wirtschaft: Hermann Levy, Wirtschaftsliberalismus, ferner die verschiedenen Berichte des Committee on Industry and Trade: Industrial Relations, Factors in Industrial and Commercial Efficiency sowie dessen Sondergutachten Survey of Textile Industries und Survey of Metal Industries, beide von 1928. — F. Heyer, Die britische Wirtschaftspolitik nach dem Kriege, 1928.

Englische Dramatik

Von Philipp Aronstein

Einleitung

Thomas Carlyle feiert in seinen Vorträgen über Helden und Heldenverehrung Shakespeare als den englischen Vertreter des Helden als Dichter. „Welchen Engländer," sagt er, „den wir je in diesem unserem Lande hervorgebracht haben, würde man nicht eher aufgeben als den Stratforder Bauern? Nicht für ein Regiment höchster Würdenträger würden wir ihn verkaufen. Er ist das Großartigste, was wir bis jetzt vollbracht haben. Sowohl mit Rücksicht auf unseren Ruhm unter fremden Völkern als als Schmuck unseres Haushaltes, welchen Posten würden wir nicht lieber abtreten als ihn? Bedenkt, wenn uns die Frage gestellt würde, wollt ihr euer indisches Reich aufgeben oder euren Shakespeare, ihr Engländer; nie ein indisches Reich besessen haben oder nie einen Shakespeare hervorgebracht haben? Es wäre in der Tat eine ernste Frage. Amtliche Personen würden ohne Zweifel in amtlicher Sprache antworten; aber wir unsererseits, müßten wir nicht antworten: Indisches Reich oder kein indisches Reich; wir können Shakespeare nicht missen! Das indische Reich wird doch eines Tages verloren gehen; aber dieser Shakespeare geht nicht fort, er bleibt immer bei uns, wir können unseren Shakespeare nicht aufgeben." Shakespeare in der Tat und das englische Drama, dessen Gipfelpunkt er ist, sind das Höchste, was der englische Geist hervorgebracht hat, eine Leistung, die England den unbestrittenen Vorrang unter den modernen Völkern gegeben hat. Das englische Drama in seiner Blüteperiode am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts ist der vollkommenste, entsprechendste Ausdruck des englischen Volksgeistes durch die Wortkunst; es ist auch diejenige Kunst, durch die die Engländer fremde Völker am mannigfaltigsten beeinflußt haben. Das gilt besonders von dem deutschen Volke. Nicht bloß ist aus der Entwicklung der deutschen Literatur, namentlich im 18. Jahrhundert, dies englische Drama, besonders Shakespeare, gar nicht wegzudenken; Shakespeare ist ein deutscher Dichter geworden, steht an Volkstümlichkeit unseren eigenen großen Dichtern gleich und wird heute noch bei uns häufiger gespielt und gläubiger bewundert als im Lande seiner Geburt.

Wie kommt es nun, daß gerade England im Drama so Großes vollbracht hat? Das Drama ist die Dichtungsart der Handlung und des

Kampfes; sie verlangt zugleich vom Dichter die stärkste Abstraktion von seiner eigenen Persönlichkeit und das Sichversetzen in das Seelenleben anderer, also eine große Objektivität. Durch beide Eigenschaften zeichnet sich das englische Volk aus. Seine ganze Lebensauffassung, seine Erziehung und sein Denken sind auf die äußere Handlung, die Betätigung im praktischen Leben gerichtet, und es besitzt im höheren Grade als andere Völker die Fähigkeit, die Dinge und die Personen objektiv, das heißt unter Ausschaltung seiner eigenen Persönlichkeit und seiner augenblicklichen Zustände, zu betrachten. Diese Eigenschaften kennzeichnen auch die englische Sprache, besonders verglichen mit der deutschen. Die große Objektivität und Sachlichkeit in der Satzbildung, die Ordnung der Satzglieder, die feste und bevorzugte Stellung des Subjekts wie des Objekts, die Bevorzugung des gegenständlichen vor dem zuständlichen Denken, wie sie sich in der Vorliebe für die nominalen Formen des Verbs zeigt, ferner die Vorliebe für den Tattypus im Satzbau gegenüber dem Empfindungstypus, der zum allmählichen vollständigen Zerfall der unpersönlichen Ausdrucksweise geführt hat — alles das sind Zeichen desselben Geistes, der das englische Weltreich geschaffen und Shakespeare und das Drama hervorgebracht hat.

A. Das mittelalterliche Drama

I. Die Mysterien

Tief in der Seele des Menschen wurzelt der Trieb der Nachahmung durch lebendige Darstellung. Im Mittelalter fand dieser Trieb Ausdruck in dem religiösen Drama, das, wie das griechische Drama, aus dem Gottesdienste erwuchs und dem Zwecke des Gottesdienstes diente. In England wie auf dem Festlande wurden diese Dramen an den hohen geistlichen Festen aufgeführt, erst in lateinischer Sprache und in den Kirchen, dann in der Landessprache auf den Kirchhöfen und schließlich auf den Straßen und den Plätzen der Stadt, zuerst allein von Geistlichen, dann unter immer größerer Mitwirkung der Bürger, besonders der Zünfte. In England unterscheidet man zwei Gattungen des christlichen Dramas, die Mysterien, die biblische Stoffe, und die Mirakelspiele, die das Leben der Heiligen behandelten.

Die Heiligendramen haben in England geringe Pflege gefunden; dagegen hat das biblische Drama hier eine erstaunliche und in anderen Ländern unerreichte Fruchtbarkeit entfaltet. Vier große Sammlungen, sogenannte Kollektivmysterien, sind uns erhalten, die Yorkspiele,

die Townley-Mysterien, die Chester-Pfingstspiele und die Coventryspiele, benannt nach den Städten, wo sie aufgeführt wurden, die zusammen in etwa 150 Stücken die ganze christliche Heilsgeschichte vom Fall der Engel und der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht behandeln. Die Blüte dieser Kunst war im 14. und 15. Jahrhundert. Die Aufführungen waren eine öffentliche Angelegenheit, wie die griechischen, fanden im Freien vor der gesamten Bevölkerung statt und dauerten einen, oft mehrere Tage; die Bühne war beweglich, die Schauspieler waren Handwerker und wurden von ihren Zünften bezahlt, die Verfasser, meist Geistliche, blieben anonym. Trotzdem Stoff und Darstellung im allgemeinen durch Überlieferung und Lehre gegeben waren, boten doch manche Episoden Gelegenheit zur Entfaltung eines frischen Realismus und einer derben Komik. Berühmt ist die rührende Szene von der Opferung Isaaks, sowie der Schafdiebschwank in dem Mysterium von der Anbetung der Hirten. Mit dem 16. Jahrhundert starben die Mysterien als Volkskunst allmählich aus; auch biblische Dramen blieben in England selten, wenn auch einzelne überliefert sind. Als Volkskunst hat sich das biblische Drama, besonders in der Darstellung der Leiden Christi, in den deutschen Alpen am längsten erhalten; am berühmtesten ist das alle zehn Jahre stattfindende Oberammergauer Passionsspiel.

II. Die Moralitäten

An die Stelle der Mysterien traten gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts die Moralitäten, wie diese nicht eine englische, sondern eine christlich-abendländische Kunstgattung. Die dramatische Handlung wird hier von personifizierten Abstraktionen, Tugenden und Lastern, getragen und stellt den Kampf des Guten und Bösen und den Sieg des Guten dar. Ihre Kunstform ist die Allegorie, die im ausgehenden Mittelalter eine Form der Weltanschauung und Welterklärung und daher auch die herrschende Kunstform war. In der Allegorie sind einige der größten Dichtungen der Zeit, Dantes Vita Nuova und Divina Commedia, Langlands Piers Plowman, der Roman de la Rose und einige Dichtungen Chaucers verfaßt. Das älteste überlieferte Moralspiel ist das „Schloß der Beharrlichkeit“ (1471), welches das Leben von Humanum Genus von der Geburt an bis zu seinem Erscheinen vor dem göttlichen Richter darstellt. Andere sind „Geist, Wille und Verstand“, die „Menschheit“ und besonders „Jedermann“ (1500); das letztere Stück hat in der Bearbeitung v. Hoffmannsthals in unserer Zeit

in Deutschland seine Neuauferstehung feiern können. Die Moralspiele, im Anfang Volksfeste wie die Mysterien, wurden mit der Zeit an Umfang geringer und auf die Dauer einer Vorstellung eingerichtet, die dann auch nicht mehr im Freien, sondern in einem Wirtshaushofe oder Saal stattfand. Auch sind die jüngeren Moralitäten nicht mehr anonym; Namen von Verfassern tauchen allmählich auf. Charakteristische, immer wiederkehrende Gestalten der Moralitäten waren der Teufel und sein Begleiter, der sogenannte Vice (Laster), der mit dem hölzernen Dolche, der Narrenpritsche, bewaffnet, das Publikum durch seine tollen Sprünge und lustigen Einfälle amüsierte. Aus ihm ist der Narr oder „Clown" des späteren Dramas hervorgegangen. Im 16. Jahrhundert verfallen die Moralitäten allmählich; wirkliche, sogar historische Personen, dringen in dieselben ein, so daß merkwürdige Mischprodukte entstehen. Sie dauern fort bis tief hinein in die Regierung der Königin Elisabeth, wo noch im Jahre 1600 eine Moralität aufgeführt wurde, aber ihre Bedeutung ist doch mit dem Ende des Mittelalters vorbei.

B. Das Drama der Neuzeit

I. Das Renaissancedrama

1. Die bildenden Einflüsse, die Entstehung des Dramas

a) Das englische Drama kann man einem gewaltigen Strome vergleichen; zahlreich und mannigfaltig sind die Zuflüsse, die es gebildet haben und die es in seinem Laufe aufgenommen hat. Man betrachtet als Hauptzufluß, gewissermaßen als eigentlichen Ursprung gewöhnlich das religiöse Drama des Mittelalters, indem man das moderne Drama mit dem griechischen vergleicht, das aus dem Dithyrambus, der Hymne zu Ehren des Gottes Dionysos, hervorgegangen ist. Aber das christliche Drama hat sehr geringen Einfluß auf das weltliche Drama ausgeübt, denn dieses ist zum Unterschiede vom griechischen Drama, das immer eine religiöse Kultushandlung blieb, seinem Wesen nach diesseitig, areligiös, in seinen stürmischen Anfängen sogar antireligiös. Größer ist der Einfluß der Moralitäten gewesen, namentlich auf das Lustspiel. Es knüpft in seiner Charakteristik und seiner lehrhaften Tendenz an diese an, und das gesamte Drama entnimmt ihnen die Gestalt des Narren, des legitimen Nachfolgers des sogenannten Vice.

b) Von der größten Bedeutung für die Entwicklung des Theaters war der Einfluß des Hofes. Die Zeit der Tudors (1485—1603) war der Höhepunkt der Monarchie in England. Das Königtum liebte reiche



Prachtentfaltung, rauschende Feste und fröhliche Unterhaltung und bedurfte dazu besonders auch des künstlerisch erhöhten Widerscheins des Lebens auf der Bühne. Der Hof hatte daher berufsmäßige Schauspieler in seinem Dienste; besonders aber verwandte er zu musikalisch-dramatischen Aufführungen die Knaben der Singschule der königlichen Kapelle und der großen Kollegiatkirchen wie der St. Paulskirche in London; auch die Knaben der großen öffentlichen Schulen führten lateinische und englische Dramen bei Hofe auf. Für die kürzeren unter den englischen Dramen kamen die Namen Interludes, das heißt „Zwischenspiele", auf, weil sie bei Banketten in einer Pause aufgeführt wurden. Die bekanntesten dieser Stücke sind von John Heywood (geb. 1497/98), der am Hofe Heinrichs VIII. und der Königin Maria lebte und sechs lustige Schwänke aus dem Leben verfaßt hat. Das Spiel „Die vier P's", in dem ein Pilger, ein Ablaßkrämer, ein Apotheker und ein Hausierer (Palmer, Pardoner, Potecary, Pedlar) sich über die Vorzüge ihrer Berufe streiten, ist vielleicht das beste darunter.

c) Diese „Zwischenspiele" sind, obgleich Bilder aus dem Leben, doch nur Skizzen. Zur Entfaltung gelangte das englische Drama erst durch den Einfluß der Antike. Dem Lustspiele dienten als Vorbild die lateinischen Komödien des Plautus und Terenz, die gespielt, übersetzt und aufgeführt wurden. Unter den englischen Stücken, die so entstanden, sind die besten „Gevatterin Gurtons Nähnadel" *(Gammer Gurton's Needle)*, ein Universitätsdrama von Mr. S. M. A., den man als einen gewissen William Stevenson identifiziert hat, das zwischen 1550 und 1553 von Studenten gespielt worden ist, und Ralph Roister Doister von dem Schuldirektor Nicholas Udall (gest. um 1553). Das erste ist eine derbe Posse aus dem Leben ohne Lehrhaftigkeit und nur in der Form dem lateinischen Lustspiele folgend. Das zweite ist weniger urwüchsig und schließt sich enger dem Plautus an, dessen *Miles Gloriosus* geschickt auf englische Verhältnisse übertragen wird.

Auch dem ernsten Drama, der Tragödie, hat die Renaissance als Wiedererweckung des klassischen Altertums die Form sowohl als die Richtung gegeben. Wir können hier zwei Richtungen unterscheiden. Die eine, die man als „höfische Volkskunst" bezeichnen kann, entlehnt dem Altertum nur die Stoffe und die allgemeine Form von Akten und Szenen; sie mischt Tragisches und Komisches und entnimmt die Charaktere aus allen Gesellschaftsklassen vom König bis zum Bauern. Dramen dieser Art sind *Appius and Virginia* (ca. 1563) von einem unbekannten Verfasser, *Cambyses* von Thomas Preston (ca. 1560), *Damon and Pythias* von Richard Edwards (1565).

Neben dieser volkstümlichen Kunst ging eine akademische her, die namentlich auf der Bühne der Juristenkollegien gepflegt wurde und die sich enger an das Altertum anschloß und die Tragödie streng von der Komödie schied. Nicht die griechische Tragödie, sondern der römische Dichter Lucius Annäus Seneca (4 v. Chr. bis 65 n. Chr.) war hier das Vorbild. Die erste sogenannte regelmäßige Tragödie ist *Ferrex and Porrex, or Gorboduc* (1582) von Thomas Sackville und Thomas Norton, ein klassizistisches Drama mit Chören, das eine Episode aus der sagenhaften britischen Geschichte behandelt. Die Tragödie, deren Sprache rhetorisch und steif, aber nicht ohne Kraft und Pathos ist, ist auch dadurch wichtig, daß sie als erstes Drama im Blankvers, dem fünffüßigen nicht gereimten Jambus, geschrieben ist, der nunmehr der dramatische Vers wurde und blieb. Andere Seneca-Stücke sind *Gismond of Salern* oder *Tancred and Gismunda* von unbekanntem Autor und *The Misfortunes of Arthur* von Thomas Hughes (1588). Die Einwirkung Senecas blieb noch lange auf der Bühne mächtig.

d) Ein anderer Zufluß zum Strome des englischen Dramas kam aus Italien. Die italienische dramatische Kunst war der englischen um ein Jahrhundert voraus. Sie blühte in zwei Richtungen, der sogenannten *commedia erudita* oder gelehrten Komödie und der *commedia dell'arte*, der Stegreifkomödie, die von den Schauspielern selbst an der Hand bestimmter Szenarien und unter Zugrundelegung fester Charaktertypen improvisiert wurde. Italienische Schauspieler kamen in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts wiederholt nach England und spielten dort. Auch sind Übersetzungen und Bearbeitungen italienischer Dramen auf uns gekommen. Die bekanntesten sind *The Supposes*, das heißt „Die Verwechslungen" (1566) von George Gascoigne und *Fidele and Fortunio, or The Italian Gentlemen* (ca. 1584) von Anthony Munday. Der italienische Einfluß zeigt sich außer in der Übersetzung und Bearbeitung fertiger Dramen auch in der Entlehnung von Stoffen, Motiven und Situationen. Italien wurde für das englische Drama das konventionelle Land der Poesie, das poetische Nirgendwo, und die italienische Novelle von Boccaccio, Bandello, Giraldi Cinthio u. a., ist eine unerschöpfliche Fundgrube für dramatische Stoffe geblieben von den Anfängen bis zu dem Untergange des englischen Renaissancedramas.

2. Der Vorfrühling des Dramas (1584 bis ca. 1594)

a) In den siebziger und achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts war die dramatische Tätigkeit sehr lebhaft. Volksbühne, Schulen, Universitäten,

gelehrte Gesellschaften und die Kinderbühnen am Hof wetteiferten miteinander in dramatischer Produktion. Von allen diesen Ansätzen und Anfängen erlangte zuerst das Hofdrama der Kinderbühnen literarische Bedeutung, und zwar durch John Lyly (1554—1606). John Lyly, Gelehrter und Hofmann, zuerst berühmt als Verfasser eines witziggeistreichen Erziehungsromans *Euphues* (in zwei Teilen 1578 und 1580), hat acht Prosakomödien verfaßt, die alle auf den Kindertheatern vor der Königin aufgeführt wurden. Die zeitlich erste von ihnen, die in der Geschichte des Dramas epochemachend ist, heißt *Campaspe* (1584), die berühmteste ist *Endymion* (1588). Den Stoff all seiner Komödien entnahm der gelehrte Dichter der Antike; der Zweck derselben war, den Hof und das Hofleben zu spiegeln, wobei auch höfische Ereignisse in versteckter und doch für den Kundigen und Eingeweihten durchsichtiger Weise berührt wurden. So ist zum Beispiel Cynthia in Endymion offenbar ein Abbild der Königin Elisabeth selbst, und auch für die übrigen Gestalten dieses sinnreichen Schlüsseldramas glaubt man die Urbilder gefunden zu haben. Die Handlung der Lylyschen Lustspiele ist einfach, ja dürftig, die Charaktere sind ohne Tiefe. Das Verdienst dieser Kunst liegt in dem Dialog, in dem der Dichter als erster die Sprache der guten Gesellschaft auf die Bühne gebracht hat. Er ist der Schöpfer des romantischen Lustspiels und ist den folgenden Dramatikern, auch dem jugendlichen Shakespeare, in seinen Lustspielen ein Vorbild gewesen.

b) Hof und gelehrte Körperschaften, Schulen und Universitäten hätten niemals dem Theater eine nationale Bedeutung geben können; dazu bedurfte es der wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehenden Berufsbühnen. Solche entstanden allmählich in den ersten Jahrzehnten der Regierung der Königin Elisabeth. Die Schauspieler taten sich zu Truppen zusammen und unterstellten sich, um gegen die Angriffe der theaterfeindlichen städtischen Behörde geschützt zu sein, einem hohen Adligen, dessen „Diener“ sie sich nannten. Feste Theater wurden errichtet an Stelle und nach dem Vorbilde der Wirtshaushöfe, wo die Schauspieler gewöhnlich ihre Brettergerüste aufschlugen, zuerst 1576 „*The Theatre*“, dann 1577 *The Curtain* und weiterhin andere, alle außerhalb der Gerichtsbarkeit der puritanisch gesinnten Londoner Stadtverwaltung vor den Toren oder in den sogenannten Liberties oder Freistätten an den Ufern der Themse. Im Jahre 1583 zeigte die Regierung ihr Interesse an dem Theater dadurch, daß aus den besten Schauspielern der bestehenden Gesellschaften eine „Truppe der

Königin Elisabeth" gebildet wurde, die etwa zehn Jahre lang an der Spitze der dramatischen Produktion stand.

α) Die Tragödie des Übermenschentums (Marlowe)

Allmählich wandten sich diesem so organisierten Volkstheater auch die jungen Akademiker zu, die den Drang zu schriftstellerischer Betätigung in sich fühlten; denn eine Presse gab es nicht, und der Kreis des Bücher lesenden Publikums war noch zu gering, um eine Existenz zu sichern. Diese jungen Leute, alle Kraftgenies, die nach wildem, zügellosem Leben früh und elend starben, schufen die Frühblüte, die Sturm- und Drangperiode des Dramas.

Der bedeutendste unter ihnen war Christopher Marlowe (1564 bis 1593), ein Schuhmacherssohn aus Canterbury, der nach tüchtigem klassischem Studium und einer kurzen, glänzenden Laufbahn in einem Wirtshausstreite erstochen wurde. Sein ganzes Leben war ein Auflehnen gegen die herrschenden sittlichen und namentlich die religiösen Anschauungen und brachte ihn mehrfach in ernsthaften Konflikt mit der Behörde, und sein früher gewaltsamer Tod galt den Frommen noch lange als ein Gottesurteil, während die Dichter sein Andenken dankbar verehrten.

Christopher Marlowe ist der Begründer der englischen Tragödie. Er gab ihr einen würdigen Inhalt, machte sie zum Ausdruck der nationalen Idee der Handlung in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts, des Geistes kühner Tat, wie er sich im Kampfe mit Spanien, dem Siege über die spanische Armada und den Seefahrten der Drake, Hawkins und Raleigh offenbarte. Marlowes Tragödien kann man als Tragödien des Übermenschentums bezeichnen; in ihrem Mittelpunkt steht die Verherrlichung des ungebändigten und schrankenlosen menschlichen Willens, das keine sittlichen Hemmungen anerkennende Streben nach Macht, Reichtum, Wissen oder Rache. Sein *Tamburlaine the Great*, dessen erster Teil 1587 erschien und der die Laufbahn des großen tartarischen Eroberers Timur Lenk oder Tamerlan in zehn Akten voll prachtvollem Pathos und hinreißender Poesie, aber auch voll Bombast und Schwulst vor uns entrollt, eröffnet wie mit einem Trompetenstoß die große Epoche des englischen Dramas. Hier ist auch der schon 25 Jahre vorher angewandte Blankvers zuerst der englischen Sprache angepaßt und endgültig zum dramatischen Verse gemacht worden. Auf die Tragödie des entschlossenen Willens zur Herrschaft folgte 1588/89 „Die tragische Geschichte des Doktor Faustus", das Drama des Übermenschen als Forschers und Gelehrten, des unbezähmbaren

Strebens nach Wissen und Genuß, dessen große Anlage, mit der allerdings die Ausführung nicht auf gleicher Höhe steht, auch Goethe bewunderte. Der Übermensch als Verbrecher ist der Gegenstand der Tragödie von dem Juden von Malta (1589); in dieser Tragödie, in der Machiavelli den Prolog spricht — die Zeit sah in ihm, halb bewundernd, halb schaudernd, den Vertreter der Ichsucht ohne moralische oder religiöse Schranken —, sind unersättliche Habgier und Rachsucht die treibenden Motive. Das letzte Drama Marlowes ist die Historie Edward II. (1592), die den Untergang dieses schwachen Königs zum Gegenstand hat. Dieses Stück, das an Reichtum der Charakteristik und straffem Bau der Handlung die anderen Dramen Marlowes weit übertrifft, zeigt, welche Kraft in Marlowe steckte und was er hätte leisten können, wenn er zur vollen Entfaltung gekommen wäre. Der Eindruck, den Marlowes einseitige, aber gewaltige Kunst auf seine Zeitgenossen machte, war ungeheuer, und er fand auch viele Nachahmer. Jahrelang hallte die Bühne wider von den Tiraden prahlender, hochtrabender Eroberer nach der Art des Tamerlan.

β) Die Tragödie der Blutrache (Thomas Kyd)

Ist Marlowe als Verfasser des Tamerlan der Vertreter der heroischen Tragödie, so ist Thomas Kyd (gest. 1598) der erste bedeutende Vertreter der Tragödie als der Darstellung der Welt der Leidenschaft, der Liebe, Eifersucht und Rache. „Die Spanische Tragödie" (ca. 1589), das einzige Drama, das wir von ihm besitzen, hat mit Marlowes Schöpfungen an Volkstümlichkeit gewetteifert und einen ebenso großen und lang andauernden Einfluß ausgeübt. Es knüpft an die Seneca-Tragödie an und hat zum Gegenstande Mord und Rache. Durch die Erscheinung des Rache heischenden Geistes, die Verbindung der Rachebehandlung mit einer Liebesgeschichte, die Anwendung des Mittels des verstellten Wahnsinns und des Schauspiels im Schauspiel weist dieses Drama auf Shakespeares *Hamlet* hin, wie ja Kyd mit großer Wahrscheinlichkeit als der Verfasser der Vorlage Shakespeares, des verlorengegangenen sogenannten Ur-Hamlet, bezeichnet wird. Er ist der Schöpfer des zögernden Rächers und der Vater einer langen Reihe von Rachedramen.

γ) Die Historien und das romantische Schauspiel (Peele und Greene)

Eine sehr beliebte Gattung des Dramas in diesen Jahren der patriotischen Begeisterung war die Darstellung der vaterländischen Geschichte, die sogenannte Historie. Man zählt im ganzen 220 Stücke dieser Art, von denen mehr als die Hälfte erhalten sind. Nach einer ganzen Reihe

von rohen Versuchen hat George Peele (1558—1596), ein begabter und sehr fruchtbarer Literat, in seiner „Berühmten Chronik von Edward I." den Typus dieser dramatischen Gattung geschaffen, das lose gebaute epische Drama mit reicher Handlung und patriotischer Tendenz, bei dem neben Staatsverhandlungen, Kämpfen und höfischen Festen auch die derbe Posse und der Scherz nicht fehlen dürfen. Shakespeares Historien sind die Vollendung dieser Kunst.

Als vierter gehört zu den Vertretern des Frühdramas Robert Greene (1558—1592), ein hochbegabter, aber haltloser und schließlich verkommener Pamphletist, Novellenschreiber und Dramatiker, der auf allen Gebieten zu Hause war, bald heitere und sentimentale Geschichten und Dramen verfassend, bald vor der Welt seine Verfehlungen in reuigen Selbstbekenntnissen entfaltend. Von seinen fünf bis sechs uns erhaltenen Dramen ist das beste „Die ehrbare Historie vom Mönche Bacon und von dem Mönche Bungay" (ca. 1589), in der Zauberei und allerlei Ulk gemischt sind mit einer anmutigen Liebesgeschichte von einem Grafen und einer schönen Försterstochter. Greene ist der Schöpfer des romantischen Volksstückes, meist mit historisch-sagenhaftem Hintergrunde, in der das Volk selbst die Helden stellt, brave, edle Mädchen und furchtlose, patriotische, aristokratischer Anmaßung gegenüber selbstbewußte Bürger. Auch er hat Nachfolger gefunden und Schüler gemacht.

3. Die Hochblüte des Renaissancedramas (ca. 1594—1613)

a) Die Theater und die Bühnen, die Schauspielergesellschaften und ihre Haupttypen, die Stellung der Schauspieler usw.

Das englische Renaissancedrama ist niemals bloße Literatur gewesen; es war eine Organisation zur Unterhaltung des Volkes, in der der Dichter eine sehr wichtige, aber nicht einmal die erste Rolle spielte. Man unterschied zwei Arten von Theatern, die öffentlichen und die Privattheater. Die ersteren waren hölzerne Gebäude mit einem unbedeckten Hofe in der Mitte, der keine Sitzplätze hatte, für das niedere Publikum, und mehrstöckigen bedeckten Galerien und Logen an den Seiten für die besser zahlenden Zuschauer. Die Bühne bestand außer aus der Vorderbühne, die sich weit in den Zuschauerraum erstreckte, aus Hinter- und Oberbühne, die sich an das Garderobenhaus der Schauspieler anlehnten. Der Unterschied der damaligen Bühne von der heutigen ist, daß sie keine Zimmerbühne war, sondern eine freie, bei der die Schauspieler mitten im Publikum standen, von allen Seiten

sichtbar, ferner, daß sie keine Illusionsbühne war, sondern auf Illusion durch künstlerische Nachbildung verzichtete und wie die griechische im wesentlichen immer gleichbleibende Formen hatte, die der Dichter zweckentsprechend verwenden mußte. Eine Skizze und Beschreibung eines der kleineren Theater, des Swan-Theaters, von dem Holländer Johann de Witt aus dem Jahre 1596 ist im Jahre 1888 von K. T. Gaedertz aufgefunden und veröffentlicht worden. Diese Form gilt nicht für die „Privatbühnen", unter denen die der Kindertheater die wichtigsten waren; sie spielten in Sälen und legten auch Wert auf bessere Ausstattung, hatten höhere Preise und ein vornehmeres Publikum.

Auf den öffentlichen Bühnen bestimmten nicht die Dichter Ton und Richtung der genannten Kunst, sondern die Schauspielergesellschaften. Diese bildeten Genossenschaften. Wir unterscheiden zwei Typen, eine reine und eine unreine, halbkapitalistische. Die erstere wurde besonders vertreten durch die Schauspielergesellschaft des Lord Strange, seit 1594 des Lord Kammerherrn, und seit 1603 des Königs. An ihrer Spitze stand die berühmte Schauspielerfamilie Burbadge, zunächst James Burbadge, und dann sein Sohn, der große Schauspieler Richard Burbadge. Sie erbaute im Jahre 1599 das Globe-Theater am Themseufer und erwarb dazu als „Privatbühne" das Blackfriarstheater. Ihre wirtschaftliche Organisation war die einer Produktivgenossenschaft, in der die Kunstschaffenden in Stufen als „Lehrlinge", „Angestellte", „Teilhaber" und „Haushalter" geordnet waren, wobei den Tüchtigsten auch die höchsten Gewinne zuteil wurden. Sie war die vornehmste Gesellschaft der Hauptstadt und brachte die höchste Kunst hervor.

Ihre Hauptkonkurrenztruppe, die sogenannten „Diener des Admirals", und später des Prinzen Heinrich, stand unter Leitung des hervorragenden Schauspielers Edward Alleyn und seines Schwiegervaters Philip Henslowe, eines ungebildeten, schlauen Geschäftsmannes, der Schauspieler und Dichter, wie sein Tagebuch beweist, bewucherte und ausnutzte. Dem gefälschten genossenschaftlichen Grundsatz entsprach die unkünstlerische und auf Massen- und Schnellbetrieb gehende Produktion dieser Gesellschaft, die sich an ein niederes Publikum wandte und eine geringere, mehr demokratisch und sozial gerichtete Kunst hervorbrachte. Sie spielte im Rose-Theater und von 1600 an im Fortune-Theater, das nach dem Muster des Globetheaters im Nordosten der Stadt erbaut worden war.

Diese beiden Hauptgesellschaften in London waren eine Zeitlang die einzig privilegierten. Sie unterstanden, wie das ganze Bühnenwesen,

dem königlichen Hofintendanten, dem *Master of the Revels* (Meister der königlichen Lustbarkeiten), der ein mildes Regiment führte, da die Monarchie dem Theater wohlgesinnt war. Abseits von dem zunftmäßigen Betriebe standen die Knabentheater, die aus der Singschule der königlichen Kapelle und der St. Paulskirche gebildet wurden und auf Privatbühnen spielten. Ihre Kunst stand mehr unter dem Einflusse der Dichter, die oft neben den Lehrern der Kinder und anderen zu den Unternehmern gehörten. Sie trug deshalb auch einen ganz besonderen Charakter.

b) Shakespeare

α) Leben und Werke im allgemeinen

Alle die vielversprechenden Anfänge des Dramas gelangten zur Vollendung durch die Kunst William Shakespeares. Von dem Leben dieses größten Dichters der Neuzeit wissen wir so wenig und das wenige ist so alltäglich, so prosaisch, daß viele an der Identität des wohl beglaubigten Schauspielers aus Stratford und des Verfassers der Dramen gezweifelt haben. Nacheinander sind Francis Bacon, der große Philosoph und Lordkanzler, die Lords Southampton und Rutland, dann letzterer allein, endlich Anthony Bacon, der Bruder des Philosophen als Urheber der Werke Shakespeares, der nur den Namen dazu hergegeben haben soll, genannt worden. Aber diese Theorien halten näherer sachlicher Forschung nicht stand.

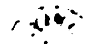
William Shakespeare ist am 22. oder 23. April 1564 als Sohn eines wohlhabenden Ackerbürgers in Stratford-on-Avon geboren. Auf der Lateinschule seiner Vaterstadt lernte er „wenig Latein und weniger Griechisch", heiratete mit 18 Jahren eine 8 Jahre ältere Frau, die ihm bis 1588 drei Kinder schenkte, und ging dann nach London, wo er für einige Jahre untertauchte. Daß er Schauspieler und ein erfolgreicher Dramenschreiber war, erfahren wir erst 1592 aus einer Flugschrift Robert Greenes, in dem dieser verkommene Dichter den ungelehrten Zeitgenossen mit leicht verhüllter Anspielung des Plagiats beschuldigt. Seinen Einzug in die Literatur — das Drama galt damals noch nicht als solche — hielt er im folgenden Jahre mit der epischen Dichtung Venus und Adonis, die dem Grafen von Southampton gewidmet war. Im Jahre 1594 folgte ein zweites Epos „Die Schändung der Lukrezia", demselben hohen Adligen gewidmet, den er als Gönner gewonnen hatte. An ihn richteten sich wohl auch zum großen Teil die Sonette, die in diesen Jahren entstanden und nach der Sitte der Zeit zunächst handschriftlich verbreitet wurden; sie sind erst 1609 unrechtmäßig gedruckt

worden. Die Epik und Lyrik Shakespeares, auf die hier nicht der Ort ist einzugehen, ist durchaus dramatisch geartet.

Von 1594 an ist Shakespeare ein leitendes Mitglied der ersten Schauspielertruppe der Hauptstadt, erlangt große Wohlhabenheit, die er dazu verwendet, Haus- und Grundbesitz in seiner Heimat zu erwerben und verschafft durch seinen Einfluß seinem Vater und dadurch sich selbst das Recht der Wappenführung und die Zugehörigkeit zur *gentry*, dem niederen Adel. Er zeigt sich als praktischer Mensch, der Besitz und äußere Ehren nicht verachtet. Im Jahre 1598 wird er von einem gleichzeitigen Kritiker als erster Dramatiker und Dichter gerühmt; er stand auf der Höhe des Erfolges, wohlhabend, gleich beliebt in den aristokratischen Kreisen, bei Hofe und bei dem großen Publikum. Persönliches ist über Shakespeare, abgesehen von seinen Haus- und Grundstückskäufen und Prozessen über Besitz, aus diesen Jahren nicht bekannt. Nur wissen wir aus einer Anspielung in einem Drama, daß er ein Anhänger des Grafen Essex und seiner „aktivistischen" Politik war. Wir dürfen daher annehmen, daß die Verschwörung und Hinrichtung des Grafen, der auch der Freund seines Gönners, des Grafen von Southampton, war, ihn schwer getroffen hat. In den letzten Jahren seines Lebens zog sich der Dichter nach Stratford zurück, wo er am 23. April 1616 starb. Er wurde in der Pfarrkirche von Stratford beigesetzt.

Von Shakespeares Dramen erschienen nur 16 in Einzeldrucken (die sogenannten Quartausgaben), und zwar alle ohne Mitwirkung des Verfassers. Die erste Gesamtausgabe seiner Werke, die sogenannte „erste Folio", die von den Schauspielern Heminge und Condell veranstaltet wurde, enthält 36 Dramen, das heißt alle Shakespeare gewöhnlich zugeschriebenen Stücke, außer dem *Pericles*, der mit sechs anderen, sicher unechten Dramen zuerst in der dritten Folio von 1664 erschien.

Die Zeitfolge der Shakespeareschen Dramen läßt sich nur annähernd nach äußeren und inneren Kennzeichen bestimmen. Äußere sind die Veröffentlichung, die Erwähnung in gleichzeitigen Schriften, Anspielungen auf historische Tatsachen, Stellen aus Briefen u. a.; innere sind Sprache und Stil, Bau und Charakteristik, Reife der Einsicht und des Urteils, besonders aber der Bau des Blankverses, in dem sich eine allmähliche Entwicklung zu größerer Freiheit und Anpassung an die Prosa mit immer strengerer Ausschaltung des Reimes zeigt. Doch geben alle diese Kriterien keine vollständig sicheren Resultate.



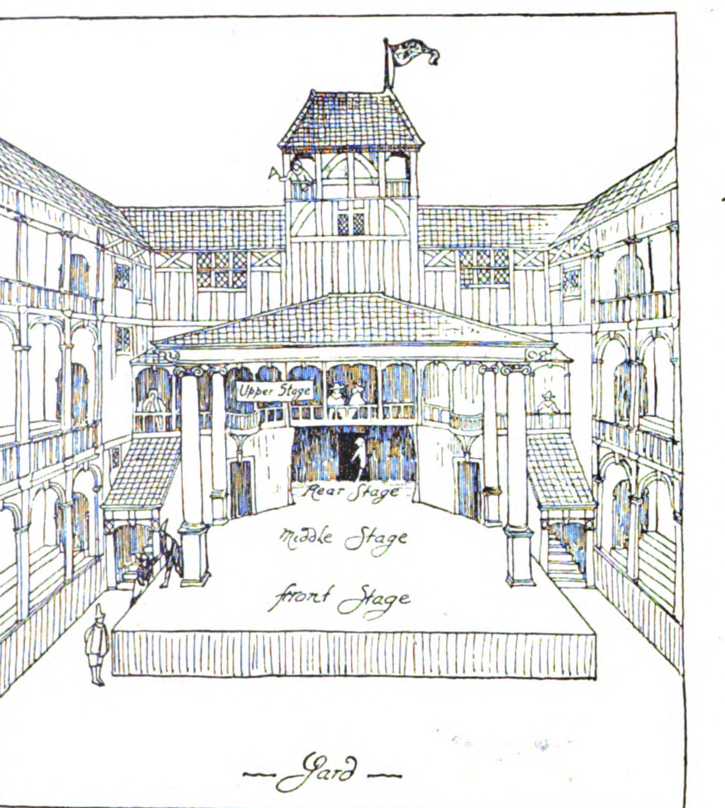
Mr. WILLIAM
SHAKESPEARES
COMEDIES,
HISTORIES, &
TRAGEDIES.
Published according to the True Originall Copies.

LONDON
Printed by Isaac Iaggard, and Ed. Blount. 1623.

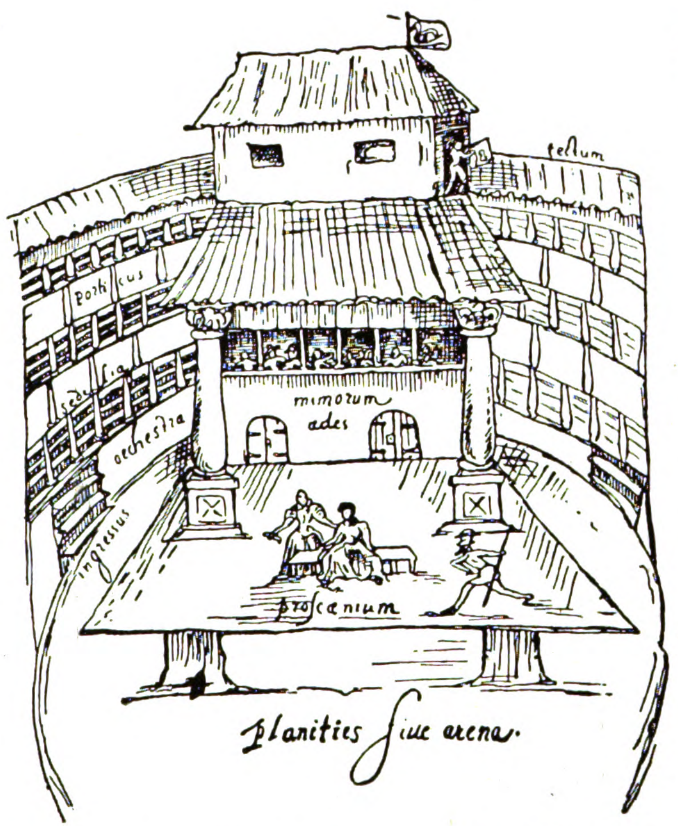
4. Titelbild der ersten Folioausgabe der Werke Shakespeares von 1623 mit dem Porträt des Dichters von dem Kupferstecher Martin Droeshout



Tafel IV



5. Das Fortuna-Theater von der ersten Galerie aus gesehen, rekonstruiert nach dem Baukontrakt vom 8. Januar 1600 von William Archer und Walter H. Godfrey



6. Das Innere des Schwantheaters nach einer Zeichnung von Jan de Witt (1596) in der Universitätsbibliothek in Utrecht, zuerst veröffentlicht von K. Th. Gaedertz (1888)

β) Shakespeares Lehrzeit; die Zeit der Nachahmung

Das erste, was wir von Shakespeare hören, ist, wie schon gesagt wurde, der Vorwurf des Plagiats. „Eine aufstrebende Krähe, die sich mit unseren Federn schmückt", nennt ihn Greene. In der Tat ist der Verzicht auf äußere Originalität ein Kennzeichen der Kunst Shakespeares wie der Molières. „Das Genie", heißt es einmal bei Romain Rolland, „ist zur Hälfte die Fähigkeit, das Große um sich her in sich aufnehmen und es größer machen zu können." So hat es Shakespeare gemacht, und zwar besonders, aber nicht ausschließlich, in seiner Früh- und Lehrzeit. Marlowe, Kyd und Lyly sind seine ersten Lehrmeister, die beiden ersten für die Tragödie und Historie, der letzte für die Komödie. *Titus Andronicus*, entstanden am Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts, gilt im allgemeinen als Shakespeares erstes Stück. Es ist ein Blut- und Rachedrama der krassesten Art, eine Kombination der Art Marlowes und Kyds, aber beide noch in Häufung abstoßender Greuel überbietend. Derselben Zeit gehört die Trilogie von Heinrich VI. an, Shakespeares erster Beitrag zu der Gattung der Historien. Diese drei Stücke sind auch, was aus zwei namenlos veröffentlichten und mehr als zur Hälfte mit ihnen übereinstimmenden Stücken hervorgeht, ein Beweis dafür, daß der Dichter als Bearbeiter der Werke anderer begonnen hat. Die wilden Kämpfe um den Thron, die sogenannten Rosenkriege, und die Kämpfe in Frankreich im 15. Jahrhundert sind ihr Gegenstand. Sie bringen eine Fülle von Handlung und mächtige Charaktere, den gewaltigen Heerführer Talbot, Warwick, den Königsmacher, die Königin Margarete, die den schwachen König Heinrich VI. beherrscht, den grausamen blutigen Clifford und besonders als Produkt einer Zeit des Egoismus, der Grausamkeit und der Mißachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze die Mißgestalt des jüngeren Sohnes des Herzogs von York, Richard, Herzog von Gloucester. Die Tendenz ist einseitig-patriotisch; die Jungfrau von Orleans wird als Hexe und gemeine Buhlerin dargestellt.

Um dieselbe Zeit wie diese bluttriefenden Tragödien schrieb Shakespeare auch heiter-witzige Lustspiele. An Lyly schließt sich an Shakespeares „Verlorene Liebesmüh" *(Love's Labour's Lost)*, doch geht der Dichter hier schon weit über diesen Meister des höfischen Konversationsstückes hinaus, bekämpft mit Spott die Unnatur und Künsteleien der höheren Kreise und schafft an Stelle der geistreichelnden Witzlinge Lylys wirklich lebenswarme Gestalten. Das etwa gleichzeitige Lustspiel „Die Komödie der Irrungen" ist ein Virtuosenstück dramatischer Technik. Der Dichter schließt sich an Plautus an, dessen „Zwillinge"

er durch Steigerung der auf dem Motiv der Ähnlichkeit beruhenden Verwicklung, durch Einführung der Liebe und ernsthafte und rührende Elemente neben den komischen und possenhaften umwandelt. „Die beiden Edelleute von Verona“ (ca. 1592) ist der erste Versuch Shakespeares auf dem Gebiet der romantischen Komödie. Italien ist der Schauplatz, das Thema Liebe und Freundschaft, männliche Untreue und weibliche Hingebung und Treue, der Ton tändelnd, sentimental, witzig mit Worten spielend und die feine Komik der Haupthandlung mit einer derb-grotesken Nebenhandlung mischend.

Das Grotesk-Possenhafte überwiegt in „Der Widerspenstigen Zähmung“ (1594), dem Schwank von der Zähmung der zänkischen Frau, worin Shakespeare nach einer dramatischen Vorlage gearbeitet hat, die wir vergleichen können, um Shakespeares größeres Können daraus zu ersehen. Den Abschluß von Shakespeares Frühzeit bildet die Tragödie „Richard III.“ Sie ist zugleich der Abschluß der Trilogie von Heinrich VI. und literaturgeschichtlich des Seneca-Marlowe-Kyd-Stils, der am Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre der herrschende war. Eine Gestalt, der Übermensch als Verbrecher, steht im Mittelpunkte der Handlung; aber anders als bei Marlowe zeigt sich hier Shakespeares ethische Grundanschauung. Richard III. ist nicht nur die Tragödie des zügellosen, ungebändigten Willens zur Macht und Herrschaft, sondern auch die der Vergeltung. Sie ist immer eins der wirksamsten Dramen des Dichters gewesen, das Meisterwerk einer mehr äußerlich bewußten Theatralik und deshalb vielleicht gerade von Schiller besonders hochgeschätzt und sein großes Vorbild.

γ) Shakespeares große Frühzeit (1594—1599/1600)

Mit dem Jahre 1594, wo Shakespeare leitendes Mitglied und Hausdichter der Gesellschaft des Lord Kammerherrn wurde, beginnt seine große Schaffenszeit und damit die Blütezeit des englischen Dramas. Die erste der Schöpfungen, in denen der Dichter sich selbst gefunden hat und nicht mehr versucht, sucht und nachahmt, ist auch die erste romantische Tragödie, die Tragödie der Liebe, die einzige, an der, wie Lessing sagt, die Liebe selbst hat arbeiten helfen, *Romeo and Juliet* (1594). Italien ist auch hier der Schauplatz, der Gegenstand die überwältigende Macht einer Liebe, die stark wie der Tod ist, und der tragische Untergang der Liebenden durch die Feindschaft, den Haß und Zwist der Umwelt, der erst durch dieses Opfer beendet, gelöst und versöhnt wird. Die Sprache ist von wunderbarer Poesie, wenn auch nicht frei von jugendlichen Geschmacklosigkeiten. Komisches ist, wie das in der

romantischen Tragödie, die die Fülle und Breite des Lebens darstellt, die Regel ist, mit dem Tragischen gemischt.

In diesen Jahren nahm Shakespeare noch einmal die Arbeit auf, auf seiner Bühne die englische Vergangenheit vorzuführen und schrieb seinen großen Historienzyklus. Die erste Historie, die nach Stoff und Behandlung allein steht, ist „König Johann" (ca. 1595). Shakespeare hat hier ein älteres zehnaktiges Drama umgearbeitet. Er hat die patriotische Note besonders betont, die Charaktere psychologisch vertieft und dem schwachen König in dem Bastard Faulconbridge eine sympathische Heldengestalt zur Seite gestellt. Der Glanzpunkt des Dramas sind die Szenen, die die versuchte Blendung und den Tod des Prinzen Arthur behandeln. Der Handlung des Dramas, die die Geschichte von 17 Jahren umfaßt, fehlt es an Einheit, weil es ihr an einem Helden fehlt.

Die folgenden vier Historien behandeln die Geschichte des Hauses Lancaster vom Sturze Richards II. bis zu den ruhmvollen Eroberungskämpfen Heinrichs V. Diese Lancaster-Tetralogie beginnt mit der Tragödie „Richard II." (1595/96), deren Gegenstand der Sturz dieses Königs und die Begründung einer neuen Dynastie durch Gewalt ist. Die Bedeutung dieses Dramas liegt besonders in der Gegenüberstellung der beiden Hauptcharaktere, des Königs Richard, des schwachen Phantasten und Stimmungsmenschen, des Romantikers auf dem Throne, und des Usurpators Heinrich Bolingbroke, des ehrgeizigen, wortkargen Tatmenschen, dem alle Mittel zur Erreichung seines Zieles recht sind. Der legitime König verwirkt seine Krone durch Willkür und Tyrannei und stirbt im Kerker durch Mord; aber seine Schuld rechtfertigt nicht das Unrecht des Thronräubers, besonders wenn er mit Blutschuld befleckt ist. Das ist Shakespeares Standpunkt. Die patriotische Note ist auch hier stark angeschlagen; in diesem Stücke finden sich die begeisterten Sterbeworte Johann von Gaunts, die als vollendetster Ausdruck der englischen Vaterlandsliebe durch die Jahrhunderte hallen.

Die Fortsetzung von „Richard II." ist das Doppeldrama „Heinrich IV." (1596—1598 verfaßt). Es ist erfüllt von Empörung und Bürgerkriegen, die die Folge und auch die Vergeltung und Sühne des Unrechts des Thronraubes sind. Percy von Northumberland, der Inbegriff aller ritterlichen Tugenden, steht an der Spitze der Rebellion; aber er wird besiegt und getötet von dem Thronerben, dem Prinzen Heinz, der mit dem Ehrgeiz und der Tapferkeit des „Heißsporns" freien Mannessinn und Humor verbindet. Und dieser Sinn für Humor läßt den Prinzen Gefallen finden an der Gesellschaft Sir John Falstaffs

und seiner Genossen im Wirtshaus „Zum wilden Schweinskopf". Falstaff ist die prächtigste komische Gestalt der Weltliteratur.

Den Abschluß dieses Zyklus bildet die Historie „Heinrich V." (1599), die dramatische Darstellung der siegreichen Kämpfe in Frankreich. Dieses Drama ist ein vaterländisches Festspiel von epischem Charakter. Seine Bedeutung beruht allein auf dem Charakter des Helden, des Königs Heinrich V., der Shakespeares idealer König und Mann ist.

Als eine Art Epilog zu den Königsdramen können wir das Lustspiel „Die lustigen Weiber von Windsor" (1599/1600) betrachten, in welchem der Dichter angeblich auf einen Wunsch der Königin Elisabeth Falstaff als Verliebten darstellt. Das Stück, in dem der dicke Ritter eine sehr klägliche Rolle spielt, ist das einzige auf heimatlichem Boden spielende Lustspiel Shakespeares.

Die übrigen Lustspiele des Dichters sind romantisch, spielen in einer poetisch-phantastischen Welt, mischen Ernst und Scherz und haben keinen moralischen Zweck, wollen die Menschen nicht bessern, sondern erheitern und erfreuen. Da ist zuerst der „Sommernachtstraum" (1595), das am meisten lyrische und rein poetische Drama Shakespeares, ein Hochzeitsfestspiel von launischer Liebe, duftigem Märchenzauber der Feen- und Elfenwelt und drollig-grotesker Handwerkerkomik.

Als nächstes folgt der „Kaufmann von Venedig" (1596), eine Verbindung von zwei Geschichten, der von dem „königlichen Kaufmann" Antonio und dem wucherischen Juden Shylock und der von der reichen Erbin Porzia und der Kästchenwahl. Der Dichter hat die als komische Figur angelegte Gestalt des Juden zur tragischen Gestalt vertieft. So wird sein Schicksal ein Protest gegen die Intoleranz. Dann folgen die drei Meisterwerke des romantischen Lustspiels. Das erste von ihnen „Viel Lärm um Nichts" (1599) zeigt eine Mischung von ernster Handlung, reiner Komik und Groteske; es enthält die beiden wunderbaren Gestalten der Beatrice und des Benedikt. Das düstere, tragische Element fehlt ganz in dem fast gleichzeitigen Lustspiel „Wie es Euch gefällt" (1599), einem Schäferstück, das aber an Stelle der pastoralen Konvention die Freude an der Natur und dem Landleben setzt. Es bringt die drei prächtigen Charaktere der munteren und gefühlvollen Rosalinde, des melancholischen Jaques und des Narren Probstein, des unverantwortlichen, freien Kritikers der Welt und Nachfolgers des Vice der alten Moralitäten. Dieser närrische Weise ist in anderer Art auch vertreten in dem letzten der romantischen Lustspiele Shakespeares „Was

Ihr wollt" (ca. 1601). Hier ist eine romantisch-phantastische Handlung von Verlieren, Wiederfinden und sentimentaler Liebe verbunden mit realistisch-satirischer Verspottung menschlicher Torheiten, namentlich des anmaßend-sauertöpfischen Puritanismus, der Heiterkeit und Genuß aus der Welt verdammen möchte, jene Lebensfreude, die nie einen vollkommeneren Ausdruck gefunden hat als in diesen Lustspielen.

δ) Die großen Tragödien und ernsten Lustspiele (1599 bis ca. 1608)

Um die Wende des Jahrhunderts geht Shakespeare allmählich von der heiteren Betrachtung der Dinge ab und schreibt seine Tragödien und ernsten Schauspiele. Die ersten unter diesen Stücken zeigen als gemeinsamen Charakter eine gewisse Problematik, ein Vorherrschen der Reflexion, des Sinnens und Grübelns über Leben und Lebensführung, über Denken und Handeln und die Normen des sittlichen und praktisch wirksamen Verhaltens.

Das zeitlich erste dieser Stücke ist „Julius Cäsar" (1599), eine Römertragödie nach Plutarch. Der Gegenstand ist die Ermordung Cäsars und das Wirken des Geschicks, das zum politischen Morde treibt und dann die Mörder vernichtet. Der Hauptcharakter des Stückes ist Brutus, der „gute Revolutionär", der Höhepunkt der Handlung ist die Bestattungsszene im dritten Akte mit der Leichenrede des Antonius, worauf die Handlung bis auf die eine große Szene des Zerwürfnisses und der Versöhnung von Brutus und Cassius etwas abfällt.

Mit „Julius Cäsar" verwandt ist Shakespeares volkstümlichste und tiefsinnigste Tragödie „Hamlet". Hamlet (1601?) ist in zwei nicht unwesentlich verschiedenen Fassungen auf uns gekommen; von dem sogenannten „Ur-Hamlet" Kyds, der Shakespeare vorgelegen hat, war schon die Rede. Das Drama ist ein außerordentlich wirksames Bühnenstück und gleichzeitig die intimste, persönlichste Äußerung seines Dichters. Sein Gegenstand ist der Zwiespalt zwischen Handeln und Denken, der in verschiedenster Weise in dem Titelhelden, in dem verbrecherischen König Claudius, dem ritterlichen Laertes und Fortinbras verkörpert ist. Das Stück, das zu den großen Menschheitstragödien zählt, gehört literarhistorisch zu den Rachedramen, die mit „Der spanischen Tragödie" von Kyd beginnen; aber die Blutrache ist hier zum Symbol des Handelns überhaupt gemacht, das immer eine gewisse Beschränkung fordert, zu der jugendliche und hochbegabte Menschen oft schwer und unter Leiden den Weg finden.

„Troilus und Cressida" (1601/02) ist das rätselhafteste Stück

Shakespeares, in der überlieferten Form nicht einheitlich und Spuren mehrfacher Bearbeitung und einer fremden Hand zeigend. Es behandelt im Anschluß an Chaucer die Liebe des Trojanerprinzen Troilus zu der koketten, treulosen Cressida und den trojanischen Krieg, beides in einer bitter-satirischen Stimmung. Wenn auch als Drama verfehlt, ist es doch ein Meisterwerk des Geistes und Witzes und enthält einige der gedankenvollsten und tiefsinnigsten Stellen in den Werken des Dichters, so die Rede des Ulysses über die Bedeutung der Rangordnung (I, 1).

Derselben Zeit, die man gewöhnlich als seine Hamlet-Periode bezeichnet, gehören die beiden ernsten Lustspiele „Ende gut, alles gut“ und „Maß für Maß“ an, die eigentlich mehr als Schauspiele zu bezeichnen sind. In „Ende gut, alles gut“ (1602?) gewinnt die Heldin Helena, die Tochter eines Arztes, durch das gewagte Mittel einer nächtlichen Unterschiebung den jungen Grafen Bernhard als Gatten. In „Maß für Maß“ (1604?) wird dasselbe Mittel angewandt, aber dieses Mal so, daß der ungetreue Statthalter Angelo, der die Schwester die Begnadigung des Bruders mit der Hingabe ihrer weiblichen Ehre erkaufen lassen will, an ihrer Stelle zu seiner verlassenen Braut geführt wird. So geht dies durchaus tragisch angelegte Drama — nicht ohne eine gewisse absichtliche Künstlichkeit — gut aus.

In den Jahren 1604—1608 verfaßte Shakespeare seine fünf Meistertragödien, die den Höhepunkt seines Schaffens wie des gesamten modernen Dramas bilden. Es sind Leidenschafts- und Charaktertragödien; das Tragische fließt allein aus dem Charakter des Helden, einer edel und groß angelegten Persönlichkeit, die durch eine Leidenschaft zugrunde gerichtet wird. „Othello“ (1604), die Tragödie der Eifersucht, eröffnet die Reihe. Es ist das am straffsten gebaute Kunstwerk Shakespeares. Drei Charaktere stehen im Vordergrunde, Jago, der intrigante Schurke mit der Maske des treuherzigen, derben Biedermannes, Desdemona, das liebende, reine und arglose und deshalb gerade der Verleumdung ausgesetzte Weib, und der großherzige Mohr, der durch das langsam eingeträufelte Gift des Argwohns von der Höhe des Lebens zu Mord und Selbstmord geführt wird.

„Macbeth“ (1605/1606) ist die Tragödie des Ehrgeizes. Ein tapferer Held wird durch Ehrgeiz zum Mörder seines Königs, Verwandten und Gastes, dann zum wild wütenden Tyrannen und fällt verzweifelnd, aber tapfer, nachdem er die Nichtigkeit seines Strebens erkannt hat. Seine Frau, die seinen Ehrgeiz teilt, treibt ihn auf die Bahn des Verbrechens und geht durch Selbstmord unter. Das Übernatürliche, verkörpert durch die Hexen, spielt hinein, aber nicht so, daß die Ver-

antwortlichkeit des Helden durch ihre Einwirkung zerstört oder vermindert wird, wie das im antiken Drama der Fall ist.

Das gewaltigste Werk Shakespeares ist „König Lear" (1606). Es besteht aus zwei Parallelhandlungen, wodurch dem Grundgedanken des Dramas der Charakter von etwas nicht Einmaligem, Typischem gegeben wird. Dieser Grundgedanke ist die Auflösung aller Familienbande, des Verhältnisses von Vätern und Kindern, Geschwistern und Ehegatten, gezeigt an König Lear und seinen beiden bösen und der guten Tochter, und dem Grafen Gloucester und seinen beiden Söhnen, dem echten und braven Edgar und dem bösen Bastardsohn Edmund. Ein finsteres Geschick rafft die Guten und die Bösen dahin, Lear, Cordelia und Gloucester, wie Regan, Goneril, Edmund; aber der Ausblick auf die Zukunft ist tröstlich und erhebend. Die „Reinigung der Leidenschaft", die nach Aristoteles die Wirkung der Tragödie ist, ist niemals großartiger bewirkt worden.

„Antonius und Cleopatra" (1607—1608) knüpft stofflich an „Julius Cäsar" an. Die Tragödie hat zwei Hauptpersonen und eine Doppelhandlung, das Verhältnis des römischen Triumvirn zu der ägyptischen Königin und seinen Kampf um die Weltherrschaft mit Oktavian. Dieser weltweite Vorwurf bewirkt eine breite, extensive, unruhig wechselnde und zerflatternde Handlung. Aber in den Charakteren zeigt auch diese Tragödie, um mit Goethe zu reden, „wie unendlich reich und groß Shakespeare ist". Eine heroische Persönlichkeit wird durch die Genußsucht vernichtet. Cleopatra, die Weltkokette, durch die dieser Untergang herbeigeführt wird, ist vielleicht die wunderbarste unter Shakespeares Frauengestalten.

„Coriolanus" (1608) ist die Tragödie des Stolzes. Der Held, ein Vollblutaristokrat edelster Prägung, geht unter in dem Konflikt zwischen den Forderungen des verletzten Stolzes und denen des Blutes und der Familie, die sich trotz seiner geltend machen. Das Stück ist die herbste der Tragödien Shakespeares und nähert sich in seinem geschlossenen Bau der klassizistischen Art. Es offenbart auch am deutlichsten Shakespeares aristokratische Gesinnung, seine Verachtung des Volkes, der gemeinen Masse.

Noch stärker atmet diesen Geist das Drama „Timon von Athen" (1608), die Tragödie des Menschenhasses aus getäuschter Menschenliebe. Das Stück ist nur zum Teil von Shakespeare, skizzenhaft in Charakteristik und Handlung und als Drama verfehlt, doch nicht ohne schöne Stellen.

ε) Shakespeares Ausgang: seine Romanzen

Die letzten Stücke Shakespeares, die in der ländlichen Stille von Stratford, fern von dem Londoner Treiben, verfaßt sind, atmen einen neuen Geist. Es sind märchenhafte Dramen, die glücklich und versöhnend enden mit einer aus wunderbaren Abenteuern bestehenden Handlung, wobei die Charakteristik etwas zurücktritt. Man bezeichnet sie als „Romanzen“ und sieht in ihnen den Ausdruck der abgeklärten Lebensanschauung des früh alternden Dichters, der alle Leidenschaften und Bitterkeiten des Daseins durchgekostet hatte.

Die erste dieser Romanzen „Perikles, der Fürst von Tyrus“ (1608) ist nur vom dritten Akte an das Werk Shakespeares. Vater, Mutter und Tochter werden durch widriges Geschick getrennt und finden sich wieder; die liebliche Marina, die im Sturm der Wogen geborene Fürstentochter, gelangt nach unschuldig erlittenem Leid und tiefster Erniedrigung zu Glück und Heirat.

Auch in „Cymbeline“ (1609) steht eine wunderbare Frauengestalt im Mittelpunkt, Imogen, die Tochter des britischen Königs Cymbeline, die von ihrer bösen Stiefmutter und als Folge einer Verleumdung auch von dem erwählten und treu geliebten Gatten verfolgt wird und die in der Verkleidung eines Knaben bei den eigenen Brüdern, die früh vom Hofe geraubt sich selbst unbekannt in der Wildnis aufwachsen, eine Zuflucht findet. Ein Sieg der Briten über die Römer vereinigt alle Glieder der königlichen Familie und bringt Versöhnung, Verzeihung und den Bösen Untergang.

Um zwei Frauen dreht sich „Das Wintermärchen“ (1610/11), die edle Dulderin Hermione, die von ihrem eifersüchtigen Gatten verstoßen wird, und ihre Tochter, die liebliche Perdita, die als Hirtenmädchen aufwächst und im fremden Lande die Liebe des Königssohnes gewinnt. Auch hier ist der Ausgang Wiedervereinigung, Versöhnung und eheliches Glück.

Als Abschied Shakespeares von der Bühne wird gewöhnlich „Der Sturm“ (1611) aufgefaßt. Es ist kein Drama im eigentlichen Sinne, keine Darstellung rein menschlicher Verwicklungen; das Übernatürliche lenkt in diesem wunderbaren dramatischen Gedichte die Geschicke der Menschen zum Guten, bringt Sühne für alte Schuld, Ruhe und Glück nach Sturm und Leiden. Prospero, der Zauberfürst, versenkt den Stab, nachdem er sein Schicksal und das Glück seiner Tochter Miranda gesichert hat, Ariel, der Luftgeist, erhält die Freiheit, und Caliban, der blöde Fischmensch, der ewige Sklave, sinkt nach vergeblichem Versuche, ihn zu heben, und törichter Auflehnung in sein Nichts zurück.

Shakespeare hat dann noch mit seinem Nachfolger als erstem Dichter der „Schauspieler des Königs", Fletcher, zusammen gearbeitet. In dem Drama „Die beiden edlen Verwandten" (1613), der Geschichte der Liebe von Palamon und Arcite nach Chaucers „Erzählung des Ritters in der Canterbury-Geschichte", hat er die Eingangsszenen geschrieben. Größer ist sein Anteil an dem Drama „Heinrich VIII.", bei dessen Aufführung am 19. Juni 1613 Shakespeares Hauptwirkungsstätte, das Globetheater, abbrannte. In diesem lose gebauten Pracht- und Ausstattungsdrama, das einen neuen Stil und einen neuen Kunsttypus anzeigt, stammt die kleinere Hälfte von Shakespeare, und zwar besonders der Teil, dessen Mittelpunkt die von dem Könige mit Unrecht verstoßene Königin Katharina ist, eine der großen Frauengestalten des Dichters, der Hermione im Wintermärchen verwandt.

Dann verstummte sein „honigsüßer" Mund, wie schon ein Zeitgenosse sagte, für immer. Mit seinem Rücktritt von der Bühne endet die große Epoche des Dramas. Eine Kunst, die, so blendend sie auch ist, ein niederes Ethos hat, tritt an ihre Stelle.

c) Ben Jonson und die Entstehung der realistischen Komödie

Unter den Zeitgenossen Shakespeares ist Ben Jonson der bedeutendste (1572—1637). Er war, wie Lessing, Kritiker und Dichter zugleich, kein aus der Fülle unbewußt schaffendes Genie, sondern ein bewußt schaffender Künstler, ein gelehrter Kenner und Verehrer des klassischen Altertums und ein gründlicher Beobachter des Lebens. Nachdem er eine Zeitlang Schauspieler gewesen war und sich auch als Dramatiker versucht hatte, fand er sich selbst zuerst in dem Lustspiele „Jedermann in seiner Eigenart" *(Every Man in his Humour)* (1598). Mit diesem Stücke und dem sein Programm darlegenden Prolog begründet Jonson, das realistische Schauspiel mit ethischer Tendenz und in der Form freier Anlehnung an die Antike. Es war sein erster glücklicher Wurf, hatte großen Erfolg, hat eine große Nachwirkung gehabt und ist lange lebendig geblieben. Die beiden folgenden Stücke „Jedermann außer seiner Eigenart" *(Every Man out of his Humour)* (1599) und „Das Fest der Cynthia oder die Quelle der Eigenliebe" *(Cynthia's Revels or the Fountain of Self-Love)* (1600) verlieren sich in der Satire und sind dramatisch verfehlt, und das dritte „Der Poetaster oder seine Anklage" (1601) ist ein Kampfstück, in dem Jonson sich mit literarischen und persönlichen Feinden auseinandersetzt. Er war auch in den letzten beiden Dramen von der Bühne

Shakespeares zu der der Knabentheater übergegangen, auf der die Polemik mit Vorliebe gepflegt wurde.

Das nächste Drama Ben Jonsons war eine Römertragödie „Sejanus" (1603); eine zweite „Catilina" folgte im Jahre 1611. Beide Tragödien suchen die Vergangenheit mit wissenschaftlicher Treue zu rekonstruieren, aber sind als Dramen trotz hoher poetischer Vorzüge verfehlt und hatten auch wenig Erfolg. Dagegen leistete Jonson in diesen Jahren Großes auf dem Gebiete der Komödie. Sein „Volpone oder der Fuchs" (1605) ist nach Aufbau, Charakteristik und Gewalt der Sprache ein ausgezeichnetes Werk, das das Laster der Habsucht mit einer Intensität brandmarkt, die es der Tragödie nähert; es ist in einer Bearbeitung von Stephan Zweig im Jahre 1927 in Berlin mit großem Erfolge gespielt worden. Das nächste „Epicene oder die schweigsame Frau" (1609) ist eine glänzend gebaute Posse in Prosa. „Der Alchimist" (1610) und „Der Bartholomäusmarkt" (1614) sind Jonsons komische Meisterwerke. Im Mittelpunkt des „Alchimisten" steht die Bloßstellung des damals weitverbreiteten Aberglaubens der Alchimie, der von Betrügern zur Ausbeutung der Habgier, Genußsucht, Eitelkeit und Herrschsucht der Menschen verwandt wird; diese Leidenschaften und ihre komische Vernichtung werden in lebensvoller Handlung vorgeführt. Das zweite Stück, Ben Jonsons genialste Leistung, stellt gewissermaßen den Jahrmarkt des Lebens mit all seinen Torheiten und Albernheiten in einem an vollsaftigen, humoristischen Gestalten reichen Kolossalgemälde dar. In beiden Lustspielen richtet sich die Satire des Dichters besonders gegen die Puritaner, die fanatischen Feinde jeder Lebensfreude und besonders des Theaters, das ihnen später auch zum Opfer fiel. Das nächste Lustspiel Jonsons „Der dumme Teufel" (1616) ist ein sehr interessantes Werk, zeigt aber schon eine Abnahme der poetischen Kunst bei dem Dichter. Dann nahm Jonson für längere Zeit Abschied von der Bühne und wandte sich anderen literarischen Aufgaben zu. Als er neun Jahre später zu ihr zurückkehrte, geschah es mehr aus Not als aus innerem Triebe. Die vier Komödien, die er dann noch schrieb, sind auch bis auf die erste „Der Neuigkeitsmarkt" (1625), die den beginnenden Journalismus darstellt, mißlungen. Jonsons Ansehen zu seiner Zeit und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war fast größer als das Shakespeares; sein Einfluß ist sehr groß gewesen. Er kann als der Vater des englischen Realismus sowohl auf der Bühne als im Roman bezeichnet werden.

d) Das Drama der Masse: Dekker und Heywood

Das sogenannte „elisabethanische Drama“ bildet keineswegs, wie es dem oberflächlichen Beobachter erscheint, eine Einheit. Es differenziert sich nicht bloß zeitlich in Einklang mit dem wechselnden Zeitgeist, sondern auch soziologisch nach den Schichten der Bevölkerung, an die es sich wendet. Shakespeare und Jonson schrieben hauptsächlich für die Oberschicht, Hof, Adel und das gebildete Bürgertum. Andere Dichter wandten sich an die Masse des Volkes, die in der „Rose“ und dem „Fortune“, dem „Schweinskopf“, dem „Roten Ochsen“ und dem „Hahnenkampfplatz“, wie die Theater hießen, die zum Teil nicht neben, sondern nacheinander bestanden, die ihnen angemessene Unterhaltung suchten und fanden. Unter den Dramatikern, die hierfür sorgten, stehen Thomas Dekker und Thomas Heywood in erster Linie.

Thomas Dekker (ca. 1572—1632) vertritt am vollkommensten den Typus des Bohémien, des unsteten und verbummelten Literaten unter den Dramatikern. Hochbegabt, immer in Schulden, jahrelang in Schuldhaft, hat er unermüdlich geschaffen, für die Bühne und Flugschriften für die Druckerpresse, allein und mit anderen, Werke von hohem dichterischen Werte und solche der dürftigsten geschäftsmäßigen Mache. Unter seinen zahlreichen Dramen ragen besonders hervor: das frische und anmutige Märchendrama vom „Alten Fortunatus“ (1599), dem Besitzer des Glückssäckels und Zauberhutes, das etwa gleichzeitige Handwerkerstück „Des Schuhmachers Feiertag oder das edle Gewerbe“, ein mit Sympathie entworfenes Bild vom Leben und Treiben der Handwerker, und das Schauspiel „Die ehrliche Dirne“ (1604/05), verfaßt mit Thomas Middleton, das eine edle Sünderin zum Mittelpunkte hat und Alexander Dumas' „Kameliendame“ um ungefähr zweieinhalb Jahrhunderte vorauseilt.

Thomas Heywood (ca. 1570—1641) war eine Art „Volks-Shakespeare“. Er war wie Shakespeare Schauspieler, Regisseur, Dramaturg, ein Theatermann großen Stils, der seinem empfänglichen und durchaus nicht kritischen Publikum etwas bieten, es unterhalten und belehren wollte. So dramatisierte er in 5 Teilen, 25 Akten und über 100 Szenen die gesamte griechische Mythologie und Sage in den „Vier Zeitaltern“. In 220 Stücken hat er nach seiner Aussage „eine ganze Hand oder wenigstens einen Hauptfinger“ gehabt; 23 sind davon erhalten. Das bedeutendste darunter ist das Schauspiel „Ein Weib durch Liebe getötet“ (1613), ein Rührstück ohne falsche Sentimentalität, ausgezeichnet durch feine Charakteristik und ein hohes, reines Ethos.

Im Jahre 1731 ist das bürgerliche Trauerspiel in England von Lillo neu begründet worden, aber weder er noch seine Nachfolger in Frankreich oder Deutschland haben Heywoods geniale Leistung erreicht.

e) Die Kindertheater als Versuchs- und Literatenbühnen

Um die Wende des Jahrhunderts nahmen unter dem besonderen Schutze des Hofes die Kindertheater einen mächtigen Aufschwung und machten denen der Erwachsenen eine scharfe Konkurrenz. Es waren hauptsächlich zwei Knabentheater, das der Singknaben des Chores der St. Paulskirche und das der königlichen Kapelle im Blackfriarstheater. Sie standen unter Aufsicht der königlichen Behörde und wurden nach geschäftlichen Grundsätzen geleitet. An der Spitze stand der Lehrer der Knaben in Gemeinschaft mit einem Direktorium, zu dem auch einzelne Dramatiker gehörten, die dort ihre Stücke aufführen ließen. Sie wandten sich an die höheren, wohlhabenden Kreise und suchten diesem verwöhnten Publikum nach Stoff und Behandlung etwas Besonderes zu bieten. Ihre Dichter waren meist Literaten, die nicht zur Theaterzunft gehörten, sondern außerhalb standen.

So war es mit John Marston (ca. 1575—1634), der nur neun Jahre lang für die Bühne schrieb und später Geistlicher wurde. Wir haben fünf Tragödien und drei Lustspiele von ihm, die alle auf der Kinderbühne aufgeführt wurden. Die Tragödien sind melodramatische Schauerdramen mit einem weltschmerzlich-melancholischen Helden als Mittelpunkt; die bedeutendste ist „Der Unzufriedene" (gedr. 1604). Von den Lustspielen ist „Die holländische Dirne" (ca. 1604) das beste.

Auch George Chapman (1559—1634), ein gelehrter Mann und zu seiner Zeit schon als Übersetzer Homers berühmt, gehörte weder im niederen Sinne zu den handwerksmäßigen, noch im höheren Sinne zu den geborenen Dramatikern, obgleich er sein ganzes langes Leben lang der Bühne gedient hat. Seine geistreichen Lustspiele, von denen er das beste, „Nach Osten" *(Eastward Ho)* (1605), ein sehr tüchtiges Volksstück, mit Marston und Jonson zusammen verfaßt hat, behandeln romantisch-sentimentale Motive in geistvoller Weise; seine Bedeutung ruht aber auf seinen Tragödien aus der neuesten französischen Geschichte, den Doppeltragödien von *Bussy d'Ambois* und von „Byron, Marschall in Frankreich". Alle vier sind dramatisch schlecht gebaute Stücke, aber ausgezeichnet durch große Charaktere, in denen die Höhe des Renaissancemenschentums verkörpert ist, und eine edle Poesie der Sprache.

Die Kindertheater haben auch das Londoner Lokalstück gepflegt. Dekker hat daran Anteil mit den sogenannten City-Dramen „Nach Westen" *(Westward Ho)* und „Nach Norden" *(Northward Ho)*, munteren, etwas pikanten Lustspielen. Der Hauptvertreter dieser Gattung ist aber Thomas Middleton (ca. 1570—1625), der konsequenteste Realist unter den Dramatikern dieser Zeit, dessen zahlreiche Sittenkomödien glänzende Darstellungen des Londoner Lebens sind, technisch gut gebaut und naturwahr, aber zynisch in der Lebensauffassung. Der hochbegabte Dichter hat sich in seinen späteren Jahren der romantischen Tragödie und Tragikomödie zugewandt, und auch hier Bedeutendes geleistet; am besten sind die mit einem anderen Bühnenschriftsteller William Rowley verfaßten Dramen „Ein schöner Streit" *(A Fair Quarrel)* (1617) und „Der Idiot" *(The Changeling)* (ca. 1623), die nicht mehr auf den Kindertheatern gespielt wurden; deren Blüte, die kaum ein Jahrzehnt gedauert hatte, war inzwischen vorbei.

f) Neuaufleben der Blut- und Rachetragödie: Tourneur und Webster

Gegen Ende der Hochblüte des Renaissancedramas erlebt der Typus der von Thomas Kyd[1] begründeten Blut- und Rachetragödie noch eine Auferstehung in den Werken Tourneurs und Websters.

Cyril Tourneur (gest. 1626) ist nur eine episodenhafte Gestalt in der Geschichte des Dramas. Zwei Tragödien gehen unter seinem Namen, die eine „Die Tragödie des Atheisten" (gedr. 1611) nach der Überlieferung, die andere im Jahre 1607 namenlos gedruckte „Die Tragödie des Rächers" nur vermutungsweise. Beide stellen im Schauerlichen und Gruseligen, im rohen, wenn auch philosophisch verbrämten Zynismus das non plus ultra der Gattung dar, sind aber gut gebaut und nicht ohne Poesie inmitten der Häufung des Sensationellen und Grausigen.

Weit höher steht der Dramatiker John Webster (gest. um 1635). Er hat als Mitarbeiter von Dekker im Betriebe des geschäftigen Theaterunternehmers Henslowe seine Lehrzeit durchgemacht und dann in zwei Stücken eine Höhe erreicht, die ihn auf dem Gebiete der Tragödie an die Seite von oder doch unmittelbar nach Shakespeare stellt. Es sind dies die Tragödien „Der weiße Teufel" (1611/12) und „Die Herzogin von Malfi" (1613/14). Beide behandeln Stoffe aus der italienischen Renaissance, nicht dem Lande der Poesie und Romantik, wie es

[1] S. o. S. 154.

sonst im englischen Drama lebt, sondern dem medicäischen Italien, dem Italien der Borgia mit seiner Atmosphäre von Mord, Unzucht und Heuchelei, verbunden mit der raffiniertesten Genußsucht und den feinsten Lebensformen. In beiden Stücken steht eine Frau im Mittelpunkte; im ersten eine Gestalt wie Clytemnestra und Lady Macbeth, groß im Bösen, im anderen ein edles, liebendes Weib, das dem gewissenlosen Ehrgeize zum Opfer fällt. Die Blut- und Rachetragödie ist hier verinnerlicht, an Stelle der Häufung des Schaurigen Intensität, an Stelle des Bombastes Tiefe und echtes Gefühl getreten. Ein hohes Ethos spricht aus beiden Dramen. Der Dichter, ein ernster, gewissenhafter und nachdenklicher, aber nicht sehr selbständiger Mann, hat sich in seinen späteren Stücken auf dieser Höhe nicht halten können. Eine Römertragödie („Appius und Virginia") sucht vergeblich Shakespeare nachzustreben; zwei Tragikomödien sind zwar sehr geistvolle, fesselnde Werke, aber sie folgen dem Geschmack der Ausgangszeit der Regierung Jakobs I. für das Absonderliche und Perverse, für spitzfindig ausgeklügelte Situationen und Konflikte.

4. Die Herbstzeit und der Ausgang des Renaissancedramas (1613—1642)

a) Die veränderte Stellung des Theaters zur Nation

Die Hochblüte des englischen Renaissancedramas war gleichzeitig mit und bedingt durch eine Zeit der Zusammenfassung und Einheit der nationalen Kräfte, ähnlich wie die Blütezeit des griechischen Dramas in den Jahren nach den Perserkriegen. Bald nach dem Regierungsantritt des ersten Stuartkönigs begann die Zersetzung dieser nationalen Einheit und offenbarte sich in dem immer größer werdenden Gegensatze zwischen der Krone, die nach absoluter Herrschaft strebte und die die Aristokratie und die Staatskirche auf ihrer Seite hatte, und dem freiheitlich und religiös gerichteten Bürgertum in Stadt und Land, das im Parlamente seine Vertretung und in dem streng kalvinistischen Protestantismus, Puritanismus genannt, seine Ideologie, seine Welt- und Lebensanschauung fand. Sie offenbarte sich andrerseits in der immer größer werdenden Sittenverwilderung in den oberen Klassen, von der die Skandalprozesse der Zeit Zeugnis ablegen.

Das Theater trat in diesem Kampfe auf die Seite des Hofes und der Aristokratie, die es beschützten, und in Gegensatz zu dem puritanisch gesinnten Bürgertum, das es bekämpfte. Es hörte auf, die Stimme der ganzen Nation zu sein, und wurde Partei. Es wurde zu einem Vergnügen

der höheren Gesellschaft, spiegelte ihre sittlichen, sozialen und politischen Anschauungen und wurde selbst in immer höherem Maße angesteckt von ihrer Frivolität und ihrer sittlichen Verderbnis.

b) Beaumont und Fletcher. Begründung der Tragikomödie

Die Exponenten dieser neuen Richtung waren Francis Beaumont (ca. 1584—1616) und John Fletcher (1579—1625). Sie sind das berühmteste Dioskurenpaar der Literatur; bis zur Verheiratung des jüngeren von ihnen, Beaumonts, im Jahre 1613, der sein Tod schon 1616 folgte, haben sie zusammen gearbeitet. Dann hat Fletcher allein und mit anderen Dichtern das Werk fortgesetzt. Beide Dichter waren zu ihrer Rolle gewissermaßen vorherbestimmt, da sie fast als einzige unter den 200 Dramatikern von Herkunft Aristokraten waren, Beaumont als Sproß einer altadligen Familie, Fletcher als Sohn eines Bischofs, und beide vertraten auch durchaus die aristokratische Lebensanschauung. Die Zahl der Stücke, die man als die „Dramen Beaumonts und Fletchers" bezeichnet, und deren Verfasserschaft die Forschung sich nicht ohne Erfolg bemüht hat, im ganzen und nach Akten und Szenen festzustellen, beträgt 52. Die Dichter begannen auf der Kinderbühne, und hier wurde auch um 1607 das Lustspiel aufgeführt, das die neue Richtung einleitete, die geistvolle dramatische Parodie „Der Ritter mit der brennenden Mörserkeule", ein Protest gegen die Versandung der Kunst in den Untiefen bürgerlicher Prosa. Bald darauf fanden sie Eingang in die Bühne Shakespeares und wurden dort die beliebtesten Dichter. Von ihren gemeinsamen Stücken sind die bedeutendsten „Philaster oder die Liebe liegt blutend da" (1608—1610), wo zuerst der berauschende Trank, gebraut aus schmachtender, sentimentaler Liebe, Lüsternheit und Melancholie den Zuschauern gereicht wurde, die „Jungferntragödie" (um 1611), interessant durch die Betonung der absoluten Königstreue, der unbedingten monarchischen Gesinnung, und „Ein König und doch kein König" (1611), worin das Problem der Geschwisterliebe „tragikomisch", das heißt so, daß das Schreckliche wohl in spannender Weise vorgeführt wird, aber am Ende alles gut ausgeht, behandelt wird.

Nach dem Ausscheiden des ernsteren, in Form und Gehalt an Shakespeare und Jonson anknüpfenden Beaumont, hat Fletcher die Führung im Drama übernommen. Er hat in den zwölf letzten Jahren der Regierung König Jakobs ungefähr 40 Dramen geschrieben, darunter 15—16 allein, und hat auch auf die übrige Produktion dieser Zeit einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Als Dichter hochbegabt, ein

großer Könner und ein außerordentlich freier Geist, frei von Vorurteilen, aber auch frei von moralischen Grundsätzen und Tendenzen, hat er dem Drama das Gepräge seiner liebenswürdigen zynisch-skeptischen Persönlichkeit aufgedrückt und für einige Menschenalter Shakespeare selbst in den Hintergrund gedrängt. Seine Stücke zerfallen in Tragödien, Tragikomödien und Komödien. Tragödien hat er nur fünf verfaßt, zwei allein, die beiden pseudohistorischen Stücke „Valentinian" und „Bonduca", in denen die Geschichte nur als Hintergrund und Staffage für sentimentale oder pikante Liebesverwicklungen gebraucht wird, und drei mit anderen, unter denen durch den Einfluß seines Mitarbeiters Massinger allein die merkwürdige Tragödie „Sir John van Olden Barnevelt", die die Hinrichtung dieses großen holländischen Staatsmannes drei Monate nach dem Ereignis (13. Mai 1619) auf der Bühne zeigt, wirklich historisch genannt werden kann.

Größer ist die Zahl der Tragikomödien, einer Gattung, die Fletcher, wenn nicht geschaffen, so doch zur Blüte gebracht hat, weil ihre Eigenart, die Konflikte zwischen den Trieben und der Moral nicht allzu ernst zu nehmen und daher nicht zum tragischen Ende durchzuführen, sondern sich mit einer äußerlichen, konventionellen Ausgleichung zu begnügen, seiner Art entsprach. Von den 13 Stücken, die hierzu zu zählen sind, sind „Der treue Untertan", „Der verrückte Liebhaber", „Der humoristische Leutnant", „Der Malteserritter", „Die Falsche" (Cäsar und Cleopatra) und „Der spanische Pfarrer" die gelungensten. In seinen späteren Jahren hat sich Fletcher hauptsächlich der Komödie zugewandt, und hier ist er am meisten in seinem Element, spielt mit den menschlichen Dingen mit überlegener Ironie und zeigt bei aller Derbheit und Frivolität gegenüber den sittlichen Dingen eine Urbanität, hat einen tollen und fröhlichen Witz und eine übermütige Laune, die den großen Erfolg dieses *maître de plaisir* des Hofes und der Aristokratie erklären.

Die besten seiner Lustspiele sind „Zufriedene Frauen", „Die Wildgansjagd", „Der Pilger", „Die Zufälle", „Der ältere Bruder" und „Der französische Jurist".

Fletchers Kunst zeichnet sich aus durch eine unübertroffene Meisterschaft in der äußeren Theatralik. Die Idee der Bühnenwirksamkeit beherrscht seine Stücke, die Methode der Handlungsführung ist die der Überraschung und Spannung. Es gibt keine schleppenden Szenen bei ihm, alles ist Bewegung, Leben; dem Auge werden große Pracht- und Massenszenen geboten. Dagegen fehlt die innere Einheit der Handlung, die in einzelne effektvolle Szenen zerfällt, und die Motivierung ist un-

zureichend und dürftig. Die Charakteristik ist der Handlung untergeordnet, die Charaktere ändern sich je nach den Erfordernissen der Handlung; sie haben weder Einheit noch Folgerichtigkeit. An wirkliches Heldentum glaubt der Dichter nicht. Seine Helden sind Operetten- und Romanhelden, innerlich hohl und unwahr. Nicht selten spottet er selbst über pathetisches Heldentum. Dagegen stellt er mit Wahrheit den wollüstigen, grausamen Herrscher, den feigen, großsprecherischen Höfling und den jungen Kavalier dar, der nach der Definition, die Steele von Will Honeycomb im *Spectator* gibt, „ein wohlerzogener, feiner Gentleman und, wo Frauen nicht in Betracht kommen, ein ehrenwerter Mann“ ist. Diese Ausnahme ist von besonderer Wichtigkeit. Das Weib als Geschlechtswesen ist im allgemeinen der Mittelpunkt der Handlung. Sie tritt zum Unterschiede von den Shakespeareschen Frauen bei den Liebeshändeln aktiv auf, hat die Initiative, und sie ist nur keusch und ehrbar, soweit es die Wahrung der gesellschaftlichen Konvention verlangt. Die sogenannten „keuschen“ Mädchen und Frauen, die über das Gegenteil so genau Bescheid wissen und immer bis hart an die Grenze des Erlaubten gehen, sind charakteristisch für Fletcher. Aus der Behandlung des Geschlechtlichen, der Charakteristik der Frauen und den raffinierten Liebeskonflikten strömt uns der scharfe, ungesunde Duft der Zersetzung und des Verfalls entgegen, der Fletchers Stücke trotz allen Glanzes ihrer Poesie und trotz ihrer großen theatralischen Kunst für die spätere Nachwelt ungenießbar gemacht hat. Sein Drama ist der vollkommene Ausdruck seines Zeitalters und, als die Revolution andere Anschauungen, eine Umwertung der sittlichen Werte herbeiführte, verfiel es für immer.

c) Massinger, Ford und Shirley

Der Hauptmitarbeiter Fletchers nach dem Tode Beaumonts und später sein Nachfolger als Theaterdichter der Shakespeare-Bühne war Philip Massinger (1583—1640). Er war ein sehr fruchtbarer Dramatiker; 37 Stücke hat er nach der Überlieferung, abgesehen von seiner anonymen Mitarbeit mit Fletcher, allein und mit anderen verfaßt; 19, davon 15, in denen er keinen Mitarbeiter hatte, sind erhalten, 6 Tragödien, 8 Tragikomödien und 5 Komödien. Massinger setzt im allgemeinen die Tradition seines Meisters Fletcher fort. Er übertrifft ihn im Technisch-Theatralischen, namentlich in der Fähigkeit, eine interessante spannende Handlung zu konstruieren; es fehlt ihm aber der Humor, die überschäumende, fröhliche Laune Fletchers, doch ist er ernster und moralischer. Er will, wie er in seiner Tragödie „Der

römische Schauspieler" sagt, „auf der Bühne lebendig darstellen, welche Ehren großer herrlicher Taten warten und wie die Schande dem Laster auf den Fersen folgt". Aber sein Ethos, wenn auch aufrichtig, wirkt meist als hohles Pathos, als Rhetorik. Es ist, als ob die innerlich verderbte und angefaulte Gesellschaft, für die er dichtete, den hochstrebenden Dichter hinabgezogen habe, statt ihn zu begeistern und zu erheben. Die Tugend seiner Helden ist verstiegen und unglaubwürdig oder schwächlich und sentimental, und seinen Schurken fehlt es an der inneren Geschlossenheit und Größe, die Achtung und Anteil erwecken. Seine edlen Frauen sind bei aller äußeren konventionellen „gesetzmäßigen" Keuschheit innerlich verderbt. Immerhin sind manche seiner Stücke bedeutend; einige von ihnen, wie die Tragödie „Die unglückselige Mitgift" und das Lustspiel „Eine neue Art, alte Schulden zu zahlen", haben auf der Bühne ein Jahrhunderte langes Nachleben gehabt; andere, wie die Tragödie „Der Herzog von Mailand", die Tragikomödie „Der große Herzog von Florenz" und das Lustspiel „Die Bürgersfrau als Dame" haben zu deutschen Übersetzungen gereizt; bei fast allen bewundern wir einen kraftvollen, allerdings mehr beredten als poetischen Stil und die Kunst, große, eindrucksvolle Situationen plastisch hinzustellen.

John Ford (1586 bis nach 1639) war kein zunftmäßiger Dramatiker wie Massinger und Fletcher; er hat als Sproß einer angesehenen Grundbesitzersfamilie und Jurist von Fach die Bühnenschriftstellerei nur als Dilettant betrieben, zuerst zusammen mit anderen Dichtern, dann etwa ein Jahrzehnt allein. Sieben selbständige Dramen sind von ihm überliefert, darunter drei von Bedeutung. Es sind die beiden Tragikomödien „Ach, daß sie eine Hure ist" und „Das gebrochene Herz" (beide gedruckt 1637) und die Historie „Perkin Warbeck" (1634). An das erstgenannte Stück mit dem aufpeitschenden Titel denkt man zuerst, wenn Fords Name genannt wird. Es ist noch 1894 von Maeterlinck ins Französische übersetzt und in Paris aufgeführt und 1927 in der deutschen Übersetzung von Erwin Kaiser in Köln und Berlin gespielt worden. Der Gegenstand, Inzest zwischen Geschwistern, ist von anderen Dramatikern wohl auch gestreift worden, aber nie so unverhüllt und brutal und mit solcher Gewalt als eine furchtbare und tragische Verirrung junger, edler Menschen behandelt worden. Die zweite Tragödie „Das gebrochene Herz", die Edmund Gosse „die letzte große romantische Tragödie des 17. Jahrhunderts" und „John Fords Meisterwerk" nennt, erinnert in Bau und Charakteristik und namentlich der Kraft des leidenschaftlichen Geschehens an Racine; sie er-

scheint wie ein Höhepunkt der Theaterkunst, die starke Effekte mit feinster Analyse der Gefühle verbindet. Endlich verdient auch „Perkin Warbeck" noch Erwähnung, als später Nachzügler der Gattung der Historien, zurückweisend auf die Kunst, die vier Jahrzehnte vorher blühte, und doch durch Sprache, Stil und Bau und durch die Rolle, die die Liebe hier spielt, vorausdeutend auf die von Frankreich beeinflußte Dramatik der Folgezeit, jedenfalls ein vornehmes, feines und an Schönheiten reiches Kunstwerk.

James Shirley (1596—1666) ist der letzte der großen Dramatiker. Er steht unter dem Einfluß Jonsons, Fletchers und Websters. Etwa 30 Stücke sind neben Festspielen und anderen Dichtungen von dem fleißigen und erfolgreichen Dramatiker erhalten, viele mehr oder weniger geschickte und raffinierte Sensationsdramen für das Unterhaltungsbedürfnis des Hofes, Adels und vornehmen Publikums, andere wie die Tragikomödie „Der königliche Meister" und die Tragödien „Der Verräter" und „Der Kardinal" recht achtungswerte Leistungen; originell sind nur seine Lustspiele des Londoner Lebens, wie „Die witzige Schöne", „Hyde Park", und „Die Lebedame", die eine verderbte Umwelt von sittlichem, wenn auch ziemlich weitherzigem Standpunkte mit Geist und Humor darstellen und einer weltmännischen, mit feinen Formen gepaarten Tugend das Wort reden.

Was auf Shirley folgt, ist nur noch Epigonendramatik und kann hier übergangen werden. Dann, im Jahre 1642, kommt das gewaltsame Ende. Mit dem Ausbruch des Bürgerkriegs im Jahre 1642 (am 2. Sept.) wurden die Theater geschlossen, und durch ein neues Gesetz von 1647 wird von dem siegreichen Parlamente den Schauspielern, die bei der Ausübung ihrer Kunst betroffen werden, wie Landstreichern Prügelstrafe angedroht. Der Puritanismus, der die Theater von jeher bekämpft hatte, hat über die Kunst gesiegt.

5. Rückblick auf das Renaissancedrama; sein Charakter und seine Bedeutung, besonders auch für Deutschland

An der einzigen Stelle in seinen Dramen, in denen Shakespeare gewissermaßen aus sich herausgeht und über seinen Beruf als Schauspieler spricht, im „Hamlet" (II, 2), nennt er die Schauspieler „den Inbegriff und die abgekürzte Chronik der Zeit". Das war in der Tat die Bedeutung des Theaters in England, solange es in seiner Blüte stand. Es war das Spiegelbild, es war der Ausdruck des Geistes, des Empfindens, Wollens und der wechselnden Anschauungen der gesamten Nation. Es vereinigte in sich die Tätigkeiten, die es heute mit der

Zeitung, die noch gar nicht existierte, dem Buche, das eine sehr untergeordnete Rolle spielte, der öffentlichen Rednerbühne, die auch erst ein Jahrhundert später in England Bedeutung erlangte, und neuerdings dem Film teilt. Wir können uns heute, wo der Einfluß und die Bedeutung des Theaters so zusammengeschrumpft sind, nur schwer einen Begriff machen von der Stellung, die es damals in England hatte. Es war nicht eine Sache einzelner Künstler, sondern getragen und in seiner Richtung bestimmt durch das Volk, die Masse der Genießenden, und durch seine Bedürfnisse, Bestrebungen und Tendenzen. So spiegelte es denn auch die innere Geschichte dieses Volkes, sein beständig wechselndes Lebensgefühl von den Heldenjahren seines Kampfes mit Spanien bis zu der puritanischen Revolution und dem Sturze der Monarchie.

Aus der Stellung des Theaters im Volksleben ergibt sich seine Eigenart, sein Wesen, namentlich im Vergleich zu der Dramatik, die etwa ein halbes Jahrhundert später in Frankreich erblühte, der Kunst Molières, Corneilles und Racines. Auch das englische Drama hat, wie das klassizistische französische, den Einfluß der Antike erfahren. Es heißt nicht mit Unrecht Renaissancedrama. Bei der Geburt der Tragödie wie der Komödie hat die antike Kunst Pate gestanden. Sie hat durch die Vermittlung von Plautus und Terenz und in der Tragödie besonders von Seneca dem Drama die äußere Form gegeben, die Einteilung in Akte und Szenen, und die Richtung auf die Nachahmung der Wirklichkeit, des Lebens. Aber dieser antike Einfluß ist doch, außer in gelehrt-akademischen Nebenprodukten, die geringe Bedeutung haben, niemals so tief gegangen wie bei den Franzosen. Aus dem Mittelalter, das ja, wie jeder Dom, jedes Rathaus und jedes Bürgerhaus aus jener Epoche uns lehrt, Andacht und Heiterkeit, Ernst und Spaß unbekümmert verband und auch in seinen dramatischen Ausführungen, den Mysterien, den Schafdieb und seine Streiche als Zwischenspiel in dem Weihnachtsmysterium auftreten ließ, hat es die Mischung von Komik und Tragik übernommen und bis zu Shakespeare und darüber hinaus beibehalten. Eine scharfe Scheidung, eine Einheit der Stimmung, wie die klassische Komödie sie fordert, besteht nicht. Der Clown, der Narr, der, wie wir sahen, der direkte Nachfolger des Hanswursts, des sogenannten Vice, in den Moralitäten ist, findet sich in „König Lear", wie in „Wie es euch gefällt", und ernste und heitere Handlungen sind im „Kaufmann von Venedig" und in „Viel Lärm um nichts" zu einem Ganzen verknüpft.

Ebensowenig finden wir im englischen Drama die berühmten aristotelischen drei Einheiten, die Einheit der Handlung, der Zeit und

des Orts. Sie waren in England, wie in Frankreich und Italien bekannt, die Theoretiker, so Philip Sidney in seiner „Verteidigung der Dichtkunst" (1581) haben sie gefordert, die Dichter haben darüber diskutiert, aber selbst der gelehrteste unter ihnen, Ben Jonson, hat ähnlich wie Lessing zwar die Autorität des Aristoteles anerkannt, aber ihn in seiner Weise gedeutet und nur an der Einheit der Handlung festgehalten, mit Bezug auf die beiden anderen nur die Übertreibungen des Ortswechsels und der Zeitausdehnung zurückgewiesen und im übrigen für die Kunst Freiheit gefordert und geübt. Der Unterschied des romantischen und klassizistischen Dramas ist ein grundsätzlicher, innerer. Das Drama Racines gibt, wie das des Sophokles, nur den Ausgang der Handlung und die Katastrophe, sowie das seelische innere Geschehen, beschränkt die Zahl der Personen und die Handlung auf das Notwendigste. Damit mochten die feinsinnigen Athener und die *honnêtes gens*, die sich daran erfreuten, in der feinen Kunst Racines gewissermaßen den Inbegriff des Lebens zu genießen, zufrieden sein; das englische Publikum vom Hofmann herab bis zum Handwerkerlehrling verlangte Handlung und wieder Handlung und daher die Darstellung des gesamten Verlaufs auf der Bühne, mit einer Fülle von Charakteren und Geschehnissen, wobei alle Stimmungen angeschlagen werden, vom Grausigen und Rührenden bis zum Lächerlichen und Burlesken. Ja, nicht genug hiermit, es wurden in einem Drama mehrere Handlungen, meist zwei, oft eine große Anzahl, recht oder schlecht, kunstvoll oder kunstlos verbunden. Diese sogenannte Polymythie, die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Handlung, findet sich bei Shakespeare nicht minder als bei einem erfolgreichen Kunsthandwerker wie Anthony Munday, und hat auch bei jenem, wie sehr der Dichter auch die überlieferte Technik manchmal — nicht immer — verinnerlicht hat und was auch die deutschen romantischen Kritiker tiefsinnig gefabelt haben, kein anderes Motiv als das Bedürfnis nach Abwechslung und Bewegung, das befriedigt werden muß.

Auch in der Wahl der Stoffe ist ein großer Unterschied zwischen den englischen und den französisch-klassizistischen Dramen, vor allem in der Tragödie. Die höfische Tragödie entnimmt ihre Stoffe vorzugsweise der Antike und fast durchweg der fremden Sage und Geschichte und den höchsten Kreisen des Lebens, dem der Herrscher, Staatsmänner, Feldherren, Höflinge und deren Frauen und Umgebung. Die Komödie spielt zwar, wie es auch die klassizistische Theorie verlangt, im Bürgerstand, aber stellt doch auch diesen, wie schon die Namen Oronte, Alceste, Philinte, Célimène usw. andeuten, in einer typisierenden Verallgemeine-

rung dar. Das englische Drama kennt dergleichen Beschränkungen nicht. Bei Thomas Heywood heißt es im Prologe des Stückes „Der königliche König und der treue Untertan“:

„Die Schaulust dieser rasch bewegten Welt
zu stillen haben wir vom Himmelszelt
die Götter auf die Bühne hergebracht,
und selbst die Furien aus der Hölle Macht
rief her der Muse Ruf. Auf ihr Geheiß
durchstöberten Historien wir mit Fleiß,
verborgene Manuskripte, und sodann
Traktätlein auch für den gemeinen Mann,
und alles, was gesagt ward und gesungen
in unserer sowie in fremden Zungen.
Die Elfen aus dem Hain und aus dem Meer,
die Nixen holten wir zu euch hierher,
ja Geister selbst; und es ist wohl bekannt,
daß, wenn in Chroniken sich nichts mehr fand,
so gaben wir der Phantasie den Lauf
zur Hölle Pfuhl und durch die Erde herauf
bis zu den Primum mobile dort oben,
damit ihr Hörer unseren Fleiß sollt loben.“

So entnimmt auch die englische Tragödie ihre Charaktere aus allen Kreisen der Gesellschaft, von den höchsten bis zu den niedrigsten. Alle Kunstgattungen sind vertreten, auch solche, die spätere Zeitalter neu entdeckt haben, wie das bürgerliche Schauspiel und die Halbwelttragödie.

Die klassizistische Theorie fordert im Drama **Wahrscheinlichkeit**. Sie verlangt, daß auch die dichterische Einbildungskunst sich den Gesetzen des Verstandes unterwerfe, sich an die Analyse der Logik binde und Klarheit, Ordnung und Symmetrie in ihren Schöpfungen bewahre. Es soll alles **glaubhaft** sein, und schon die gleichzeitige Kritik eines Ben Jonson wendet sich gegen „die ungeheuerlichen und gezwungenen, an das Tollhaus gemahnenden Handlungen“ der Dramen seiner Zeit. Shakespeares und seiner Genossen Kunst ließ die Phantasie frei schalten. Sie bringt das Wunderbare und nicht selten auch krasse Unwahrscheinlichkeiten. Der Fleischvertrag im „Kaufmann von Venedig“, die nach Goethes Urteil „absurde Eingangsszene“ in „König Lear“ sind Beispiele aus Shakespeare, Dutzende lassen sich aus anderen Dichtern anführen. Der krasse Effekt ist oft der einzige Leitstern der dichterischen Phantasie; es gilt die Spannung aufs höchste zu treiben, den Zuschauern Überraschung zu bieten. Dagegen ist die Einfachheit der Handlung und die möglichst große Wahrscheinlichkeit von vornherein die Richtschnur

des französischen Dramas von Corneille an. Die Vernunft, wie sie Descartes auf den Thron gesetzt hatte, beherrscht dort die Dichtkunst wie die Kritik.

Von den Fesseln dieses Rationalismus hat das englische Drama durch Shakespeare die deutsche Dichtkunst befreit und sie so wieder fruchtbar gemacht. Die Geschichte Shakespeares in Deutschland von den englischen Komödianten an, die am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert die englischen Stücke englisch oder in einer seltsam verballhornten Form an den Höfen der Fürsten aufführten, bis zu den Romantikern ist ein großer Teil der Geistes- und Literaturgeschichte Deutschlands. Es ist Shakespeare, der von Bodmer, der ihn im Jahre 1739 „Sasper" nennt und ihn nur aus zweiter Hand, aus Kritiken und Zitaten im „Spectator" kennt, bis zu Lessings berühmten 17. Literaturbriefe vom 16. Februar 1759 „Von den Verdiensten des Herrn Gottsched um das Deutsche Theater" der jungen deutschen Dichtung die stärkste Hilfe leistet in ihrem Kampf gegen den übermächtigen Einfluß des Franzosentums, das es als wesensfremd empfand; der Streit zwischen Gottsched auf der einen Seite und den Schweizern und später Lessing auf der anderen Seite war zugleich ein Kampf zwischen dem französischen Klassizismus und dem Drama Shakespeares. Es setzten dann die ersten Versuche ein, Shakespeare zu übersetzen durch Wieland und Eschenburg, es folgt der „Sturm und Drang", dessen Losungswort war „Shakespeare, die Stimme der Natur", die ersten Aufführungen Shakespeares durch Deutschlands größten Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder und die Bemühungen Goethes und Schillers, die mit der Nachahmung Shakespeares im „Götz von Berlichingen" beginnen und dann zu einer Auseinandersetzung mit dem englischen Dichter und der Bildung eines eigenen Kunstideals führen. Dieses Ringen mit Shakespeare begleitet die ganze weitere Entwicklung des deutschen Dramas von Heinrich von Kleist und Christian Grabbe über Hebbel und Otto Ludwig bis in die Neuzeit. Und neben ihr geht das unablässige Bemühen, den englischen Dramatiker in Deutschland heimisch zu machen, sowohl durch die zahlreichen Versuche der Übersetzung und Nachdichtung von A. W. Schlegel und Ludwig Tieck an bis zur Gegenwart als durch die Darstellung auf dem deutschen Theater, auf dem Shakespeares Stücke neben denen unserer Klassiker an erster Stelle stehen, und drittens durch sympathische nachfühlende Kritik und gründliche Forschung. Shakespeare ist auf diesem dreifachen Wege für Deutschland erobert worden, das deutsche Volk hat Mitbesitz an ihm gewonnen, wie sich das auch in zahlreichen geflügelten Worten kundgibt.

Die höchste Form, die das moderne Drama bei den Völkern germanischen Ursprungs erreicht hat, ist zum Gemeingute derselben geworden und wirkt in Deutschland wie in England lebendig und Leben schaffend fort.

II. Das Restaurationsdrama (1660 bis ca. 1700)

Die Bühne, die im Jahre 1642 von den Puritanern geschlossen war und die in den Jahren der Republik ein kümmerliches, halb unterirdisches Scheindasein geführt hatte, wurde von dem heimkehrenden Könige Karl II. wieder mit Glanz eröffnet. Zwei Gesellschaften wurden vom König privilegiert und bekamen die Aufgabe, der lang unterdrückten Schaulust wieder Nahrung zu geben. Aber die Stellung des Theaters im nationalen Leben war eine andere geworden. Es wandte sich nicht mehr, wie das schon von Beaumont und Fletcher und ihrer Schule angebahnt worden war, an die Gesamtheit der Nation, sondern war nur ein Vergnügen des Hofes, der Kavaliere und ihrer Nachahmer geworden. Das Bürgertum hielt sich fern. Deshalb genügten während der Restaurationszeit zwei, eine Zeitlang sogar ein Theater dem Bedürfnis, während das kleine London ca. 30—40 Jahre vorher zeitweise sechs Bühnen nebeneinander erhalten hatte. Mit dem Publikum änderte sich die äußere Gestalt der Bühne. An Stelle der elisabethanischen öffentlichen Bühne, wie wir sie beschrieben haben, tritt die der heutigen ähnliche bedeckte Zimmerbühne mit künstlichem Licht und scharfer Trennung von dem Zuschauerraum, an Stelle der Ortlosigkeit Szenerie und Illusion, an die Stelle der Knaben, die die Beatrice und Rosalinde gespielt hatten, treten Schauspielerinnen. Die Kunst selbst wurde anders, zunächst die Tragödie. Das Problem der Tragödie war in jener ganzen Zeit in England, eine Synthese zu finden zwischen der noch immer mächtigen Tradition des Shakespeareschen Dramas und der französischen klassizistischen Tragik, die in ihrer höchsten Blüte war und als das Ideal des guten Geschmacks galt. Das stärkste literarische Talent der Epoche, John Dryden, rang in seinen theoretischen Schriften wie in seinen Stücken mit dieser Aufgabe. So entstand die sogenannte „heroische" Tragödie, deren Ziel es war, Bewunderung zu erregen und bei der das Mitleid sich ausschließlich um die Liebe und deren Konflikte und Leiden drehte. Eine Zeitlang führte Dryden auch nach dem Muster des französischen Alexandriners den Reim ein; diesen läßt er aber wieder fallen, doch behält er die drei Einheiten bei. So französiert er Shakespeare, am besten in seinem Drama „Alles für Liebe", das eine interessante Übertragung des unregelmäßigsten Dramas Shake-

speares „Antonius und Cleopatra" in den Stil der regelmäßigen Liebes- und Eifersuchtstragödie ist, und andere folgten ihm, wie Rowe in der „Schönen Büßerin", einer Umarbeitung von Massingers „Unglückseliger Mitgift". Im ganzen ist von Drydens 27 Stücken, die ihm seinerzeit soviel Geld und Ruhm einbrachten, nichts geblieben. Von den Erzeugnissen der übrigen „heroischen" Dramatik hat wenig die Zeit überdauert. Etwas ragen über den Durchschnitt hervor Nathaniel Lee, dessen Tragödien neben Formlosigkeit und Schwulst Zartheit und Schwung zeigen, und besonders Thomas Otway, dessen „Gerettetes Venedig" noch von Byron als Meisterwerk gepriesen wurde, beide verkommene Genies, die im Elend starben.

Das Restaurationslustspiel hat vor der Tragödie den Vorzug, daß es nicht einen Bruch mit der bisherigen Entwicklung bedeutet, sondern eine Fortsetzung derselben. Der Einfluß der französischen Kunst, namentlich der Molières, ist hier allerdings nicht geringer; wir begegnen ihm auf Schritt und Tritt bei den englischen Komödiendichtern. Aber zwischen den Komödien Jonsons und Fletchers und denen Molières bestand niemals eine solche tiefgreifende Stilverschiedenheit wie zwischen den Tragödien Shakespeares und Racines. So erreicht denn das Lustspiel der Zeit in den Stücken seiner Hauptvertreter, William Wycherleys (1640—1716) und besonders William Congreves (1670—1729), eine gewisse künstliche Blüte. Es hat eine glänzende Technik, witzigen und geistreichen Dialog und spiegelt die intrigierende, klatschende, sich amüsierende „gute" Gesellschaft, für die es allein bestimmt war, aber von einem Standpunkte aus, der die Verderbtheit derselben, die Unkeuschheit der Frauen und die Untreue der Männer als das Natürliche, Selbstverständliche, die Regel hinnahm und der, ob mit Lamb amoralisch, mit Macaulay unmoralisch — das hängt vom Betrachter ab — zweifellos zynisch genannt werden muß. So ist denn diese „künstliche Sittenkomödie", die ihren höchsten Glanz in Congreves Stücken „Liebe um Liebe" (1697) und „Der Lauf der Welt" (1700) ereichte, auch vergangen und bleibt nur noch zurück als literarisches Denkmal einer Zeit, die ebenfalls nur eine Episode in der Entwicklung des Engländertums war.

III. Das englische Drama im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1700 bis ca. 1850)

Mit dem 18. Jahrhundert beginnt in England der Niedergang der dramatischen Kunst, ein Niedergang, der sie ebenso tief unter die der

modernen Kulturvölker Europas hinabführt, wie sie vorher über dieselbe emporgestiegen war. Die Bretter, die ein Jahrhundert vorher die Welt und noch zur Restaurationszeit einen Teil von ihr, die „Gesellschaft" bedeutet hatten, kamen allmählich dazu, nichts mehr zu bedeuten als eine Unterhaltung müßiger Stunden. Der Abstieg war kein plötzlicher. Im 18. Jahrhundert blieb das Drama immer noch bis zu einem gewissen Grade produktiv und war der Ausdruck gewisser sozialer Strömungen.

Addisons „Cato" zwar, der im Jahre 1713 hohe Begeisterung erweckte, war trotz schöner pathetischer Reden über Freiheit und Tugend nichts als eine steife dialogisierte Rhetorik im Stile Corneilles ohne des Franzosen Feuer und Kraft, der letzte Ausläufer einer toten Kunst, die sich „heroisch" nannte, obgleich sie von wahrem Heldentume keinen Hauch mehr hatte. Aber etwa zwei Jahrzehnte später erschien doch in England wieder eine Tragödie, die sogar über ihre Heimat hinaus nach Deutschland und Frankreich befruchtend wirkte, George Lillos bürgerliches Trauerspiel „George Barnwell oder der Londoner Kaufmann" (1731). Sie war ein Einspruch gegen die herrschende Denkweise, die nur Fürsten und Feldherren das Vorrecht tragischer Würde einräumte, ein Vorrecht, das allerdings in England — man denke nur an Thomas Heywood[1] — nie bestanden hatte. Das Stück an sich war unbedeutend, und noch unbedeutender waren die späteren moralisierenden Dramen Lillos „Die verhängnisvolle Neugier" u. a. und die seines Nachtreters Edward Moore und anderer. Aber trotz ihrer dichterischen Flachheit schlug diese Kunst, da sie der Ausdruck einer lebendigen Richtung war, in England ein und wirkte anregend auf Männer wie Diderot und Lessing. Diderots *Fils naturel* und *Père de famille*, Lessings *Miss Sara Sampson* gehen auf Lillos Anregungen zurück.

Auch das Lustspiel zeigte Leben und Fortentwicklung. Derselbe Steele, der die moralischen Wochenschriften gründete und zusammen mit Addison im *Tatler, Spectator* und *Guardian* einen neuen Humanismus, eine Vereinigung von feiner Form und Sittlichkeit zu begründen suchte, wollte auch die Moral auf die Lustspielbühne zurückführen. Seine vier Lustspiele, von denen „Die gewissenhaften Liebhaber" (1726) das beste ist, sind dramatische Moralpredigten, ebensogut gemeint wie künstlerisch verfehlt. Und bei seinen Nachfolgern, unter denen Richard Cumberland (1732—1811) mit seinen 50 Dramen den größten Erfolg hatte, ertrank die Heiterkeit und die Kunst ganz

[1] S. o. S. 169.

und gar in einem Meere von Tränen. Seine sentimentalen Lustspiele, wie der „Westindier" (1771) und „Der Jude" (1794) erweckten unendliche Rührung, und namentlich Sheva, der edle Jude, blieb lange eine Lieblingsrolle der Charakterdarsteller in England wie auch in Deutschland, wo Iffland das Stück für die Bühne bearbeitet hatte. Die Reaktion gegen dieses weinerliche Schauspiel brachte die besten Lustspiele des 18. Jahrhunderts hervor, Oliver Goldsmiths „Gutmütiger Mann" und „Sie beugt sich, um zu siegen" (1777), von denen das zweite ein wenig an Shakespeares Humor und sonnige Heiterkeit erinnert, und Sheridans Stücke „Die Nebenbuhler" (1775) und vor allem „Die Lästerschule" (1777), das langlebigste Stück des 18. Jahrhunderts und den Höhepunkt der antisentimentalen Bewegung, in dem die gesellschaftliche Lüge und Heuchelei mit unnachahmlichem Witz und Geist an den Pranger gestellt werden.

Im 18. Jahrhundert hatte das Drama namentlich durch die Genies der beiden Anglo-Iren Goldsmith und Sheridan zeitweise eine gewisse Höhe erklommen. Im 19. Jahrhundert wurde die Kluft zwischen Bühne und Literatur vollständig. „Die Stücke," sagt Saintsbury, „die gute Literatur gewesen sind, sind selten gespielt worden oder haben als Bühnenstücke keinen Erfolg gehabt; diejenigen, welche gespielt worden sind und Erfolg gehabt haben, sind selten gute Literatur gewesen." Die Tragödie ist steif-klassizistisch oder melodramatisch-epigonenhaft, die Komödie sentimental oder roh. Bei der Masse des Bürgertums galt die Bühne überhaupt als ein unmoralisches Institut. Was geschaffen wurde, war minderwertig und suchte durch äußere Mittel der Ausstattung, Szenerie, Musik und virtuose Schauspielerkunst zu wirken. Selbst die historischen Dramen von dem Iren Sheridan Knowles, wie „Virginius" u. a., und die Stücke von Edward Lytton Bulwer, die diesen vielseitigen, gewandten und oberflächlichen Schriftsteller im Drama wie in allen anderen literarischen Gattungen in die erste Reihe stellten, namentlich das romantische Drama „Das Mädchen von Lyon" und das Gesellschaftslustspiel „Geld", ragen kaum über die Mittelmäßigkeit hinaus. Das Theater war reines Geschäftstheater geworden. Es wendete sich an die niedrigen Instinkte, die Sensationslust und Schaulust der Masse; Singspiel, Melodrama und Posse standen in erster Linie.

Daneben bestand das Buch- und Lesedrama, gepflegt von fast allen bedeutenden Dichtern, aber nicht für die Aufführung geschrieben, wenn auch einzelne Stücke aufgeführt wurden. Die älteren Romantiker haben fast alle Dramen geschrieben, von denen „Der Gewissensbiß" (1813) von Coleridge aufgeführt worden ist, während Shelleys be-

deutende Tragödie „Die Cenci“ (1820), das größte Drama seit Webster, nie gespielt worden ist, ebensowenig wie die Dramen und dramatischen Gedichte Byrons, die dieser selbst als nicht für die Bühne, sondern für ein geistiges Theater bestimmt bezeichnet hat. Tennyson und Browning haben ebenfalls Dramen verfaßt, und dank der Bemühungen großer Schauspieler haben beide zeitweilig Bühnenerfolge errungen, aber die Eigenschaften des Dramatikers besaßen sie beide nicht, was auch von den dramatischen Versuchen Matthew Arnolds und Swinburnes gilt.

IV. Das Wiederaufleben des Dramas im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und seine weitere Entwicklung

Um die Mitte des Jahrhunderts hatte das Theater den tiefsten Stand erreicht; jeder Zusammenhang zwischen Bühne und Leben, zwischen Bühne und Literatur war aus dem Bewußtsein der Theaterschriftsteller, der Schauspieler und Theaterbesucher verschwunden. Dann zeigten sich allmählich Anfänge einer Besserung. Wichtig war, daß im Jahre 1843 das Monopol der beiden Theater *Covent Garden* und *Drury Lane*, die über 100 Jahre den Markt allein beherrscht hatten, aufgehoben wurde, so daß wenigstens die Möglichkeit eines größeren Wettbewerbes und der Entwicklung dramatischen Lebens gegeben war. Der Funke, der diese Bewegung entzündete, ging von Henrik Ibsen aus, dessen Dramen durch kritische Aufsätze, Übersetzungen und Ausführungen dem englischen Publikum seit 1870 durch den Dichter und Literarhistoriker Edmund Gosse, den dramatischen Kritiker William Archer und durch Bernard Shaw vermittelt wurden. „Das neue Theater“, sagt Shaw, „würde ohne Ibsens Stücke nie entstanden sein.“ Hier lernte man einen Dramatiker kennen, der an Meisterschaft der dramatischen Technik den Franzosen gleichkam und der doch der Welt von der Bühne aus etwas zu sagen hatte, der die ernsthaftesten und wichtigsten Probleme des Lebens in dramatischer Zuspitzung behandelte. So war denn in England die erste Frucht der Einwirkung des norwegischen Dramatikers eine Blüte des Problemdramas. Zunächst zeigt sich der Einfluß Ibsens in den Dramen Henry Arthur Jones und Arthur Wing Pineros. Jones errang einen großen Erfolg mit seinem Drama „Heilige und Sünder“ (1884), in dem er die Scheinheiligkeit des „unteren“ Mittelstandes, das berühmte „nonkonformistische Gewissen“, dessen Druck in England seit zwei Jahrhunderten von den Aufgeklärten schwer empfunden wurde, ernsthaft angriff, und er trieb

auch in seinen übrigen 20 ernsten Dramen und Sittenlustspielen wenigstens nebenher soziale Kritik, wenn auch die Unterhaltung des Publikums durch Melodrama, Sentimentalität und Witz ihm in erster Linie stand.

Pinero tat den Schritt von den geschickten, humoristisch sentimentalen Bühnenstücken in die Literatur mit seinem Drama „Die zweite Frau" (1893), dessen Gegenstand das Schicksal der „Frau mit einer Vergangenheit" ist, an der sie infolge der Hartherzigkeit und Beschränktheit der Gesellschaft zugrunde geht. Ähnliche Probleme hat Pinero in anderen seiner etwa 40 Dramen behandelt, doch geht auch bei ihm die Tendenz meist in Sentimentalität und Pathos unter; man wollte wohl verfängliche Probleme anfassen, aber man kapitulierte doch am Ende vor der allmächtigen Gesellschaftsmoral. Jones und Pinero sind die Vorläufer des neuen Tendenzdramas gewesen; andere wie Sidney Grundy sind ihnen auf diesem Wege des Kompromisses mit den Bühnenerfordernissen gefolgt.

Eine ernstere, zielbewußtere Kunst ist die von John Galsworthy und G. Bernard Shaw. Solch eine Kunst konnte, wie die Verhältnisse damals in England lagen, nur Boden fassen, wenn sie vor dem Eingriff der immer noch allmächtigen Behörde, des Zensors, geschützt war, und so wurde im Jahre 1891 das „Unabhängige Theater" gegründet und sieben Jahre später die „Bühnengesellschaft", die außerhalb des Machtbereichs des Bühnengewaltigen war. Von den beiden genannten Dramatikern ist der jüngere, John Galsworthy (geb. 1867), der weniger originelle. In höherem Maße schöpferisch in seinen Romanen ist er in seinen zahlreichen Dramen, die um 1906 mit *The Silver Box* einsetzen, ein tüchtiger Tendenzdramatiker, der ein soziales Problem, die verschiedene Behandlung von Reich und Arm durch die Justiz, die sozialen Kämpfe der Gegenwart (*Strife*), die Rückständigkeit der Rechtspflege (*Justice*), Rassen- und Kastenvorurteile (*Loyalties*) u. a. geschickt dramatisch zu einem bühnengerechten Stücke zu gestalten weiß, ähnlich etwa wie der französische Dramatiker Brieux, aber doch so, daß die moralische Tendenz, das Mitleid mit den Unterdrückten, für die künstlerische Wirkung allzu eindeutig hervortritt.

G. Bernard Shaw ist die stärkste literarische Persönlichkeit, die sich seit den großen Renaissancedramatikern dem Drama gewidmet hat. Er hat von 1892, wo sein erstes Stück, „Witwernhäuser", in England Aufsehen und Anstoß erregte, bis zu dem europäischen Erfolg der „Heiligen Johanna" (1924) etwa 36 Dramen und dramatische Skizzen verfaßt. Sie zeigen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit im Stoff.

Von heimischen und gleichzeitigen Themen in seinen Problemstücken „Witwernhäuser", „Frau Warrens Beruf", „Liebelei", „Candida", „Man kann nie wissen", „Der Arzt am Scheidewege", „Pygmalion" und „Major Barbara", „Heiraten" und „Mesalliance" u. a., führt er uns nach dem Bulgarien von 1885/86 in „Helden", nach dem Italien von 1796 in „Der Mann des Schicksals", in Shakespeares Zeit in „Die dunkle Dame der Sonette", in die antike Welt in „Cäsar und Cleopatra" und „Androklus und der Löwe", nach Amerika von 1777 in „Der Teufelsschüler" und das der Gegenwart in „Die Bloßstellung von Blanco Posnet", nach Marokko in „Kapitän Brassbounds Bekehrung", nach Rußland in „Katharina die Große", halb nach England, halb nach Spanien, halb auf die Erde, halb in die Hölle in „Mensch und Übermensch", nach dem Frankreich des Mittelalters in der „Heiligen Johanna" und vom Paradiese zur Gegenwart und dann zum Jahre 2170 übergehend in „Zurück zu Methusalem". Ebenso mannigfaltig sind die behandelten Fragen. Im Mittelpunkte des Interesses stehen soziale Mißstände, wie die schlechten Wohnungsverhältnisse der Armen, ihre Ausnutzung, die Prostitution, das Verhältnis der Geschlechter in der Ehe, die Familie und das Verhältnis von Eltern und Kindern, falsches und echtes Heldentum, Religion, Heuchelei und Toleranz, Kunst und Leben, Politik und Patriotismus, speziell Engländertum und Irentum, Medizin usw. Daß Shaw lehren will, daß er die Welt besser gestalten, ändern will, kann keinem Zweifel unterliegen. Dazu genügt ihm nicht einmal die dramatische Form. Er hat nicht die grandiose Objektivität und Zurückhaltung eines Shakespeare und überläßt es nicht seinen Gestalten, selbst für sich zu sprechen. Er verlangt ähnlich wie Shakespeares stärkster Zeitgenosse Ben Jonson daneben das Wort und erörtert, beweist, diskutiert in seinen Vorreden, gibt ausführliche Skizzen der Charaktere, genaue Beschreibungen der Erscheinung, der Gesten, des Milieus der Personen, er wetteifert mit dem Romanschriftsteller, schreibt für den Druck ebenso wie für die Bühne.

Und der Dialog bei ihm ist auch hauptsächlich Diskussion. Seine Menschen haben Ansichten, Grundsätze, Lebens- und manchmal Weltanschauungen, kämpfen gegeneinander, für und gegen Vorurteile und Ideen, sind Dialektiker, ironisch, geistvoll, witzig, wie ihr Schöpfer, der ja von der literarischen und Gesellschaftskritik hergekommen ist. Man tut aber doch Shaw unrecht, wenn man deshalb sagt, wie es wohl geschieht, er schreibe nur Stücke zu seinen Vorreden. Ein Dramatiker ist er doch. Namentlich versteht er es, Charaktere zu schaffen. Seine

Menschen sind wirklich von innen gesehen, wenn auch durch die Brille seines starken, scharfen Intellekts; es sind nicht alltägliche, gewöhnliche Menschen, wie bei Galsworthy, die durch ihr Milieu zugrunde gehen oder daran leiden, sondern ungewöhnliche, interessante, bis zur Respektlosigkeit und Frechheit selbständige Menschen, die die Umstände, Theorien, Traditionen und Vorurteile überwinden und beherrschen.

Seine Dramen sind nicht Problemdramen im gewöhnlichen Sinne. Es sind Weltanschauungsdramen. Shaw sieht als Gesellschaftskritiker nicht bloß Unrecht und Bedrückung auf der einen Seite, Leiden und Empörung auf der anderen, er sieht tiefer, er sieht, wie die gesellschaftlichen Mißstände in dem Bau der Gesellschaft selbst ihre Wurzeln haben und wie die Konvention über Lüge, Schmutz und Gier einen Schleier von Sentimentalität und falscher Romantik gebreitet hat, unter dem die egoistischen Triebe sich ungehindert austoben können. Diesen Schleier will er zerreißen und die brutale Wirklichkeit zeigen und die Überwindung in einem besseren Leben, in dem Verstand und Logik herrschen.

Shaw hat dem Theater wieder eine große Bedeutung gegeben. Der echte Dramatiker, den die Zeit ersehnt, ist er auch nicht. Dazu fehlt seiner Kunst das tiefere Leben des Unbewußten, aus dem alle echte Schöpfung und auch alle große Dichtung fließt; sie bewegt sich auf dem Gebiete des Verstandesmäßigen, Bewußten, das ja, wie der, den Shaw als seinen Lehrer verehrt, Samuel Butler, lehrt, dem Unbewußten an Sicherheit nicht gleichkommt. Aber vielleicht ist er der Vorläufer des nächsten Shakespeare, der, wie er sagt, seine „kleinen Versuche in die für ihre Zeit endgültigen Meisterwerke" umwandeln wird. Neben Galsworthy und Shaw stehen noch eine Reihe anderer Problemdramatiker, unter ihnen in erster Linie St. John Hankin (1869 bis 1909) und Granville Barker (geb. 1877). Hankin erinnert an Shaw in der zynisch-satirischen Art, wie er Kaste und Konvention in seinen Schauspielen behandelt, unter denen „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes" (1903) und „Der letzte der De Mullins" (1908) die bedeutendsten sind. Barker, als Schöpfer von Charakteren bedeutender, hat von 1899 für die Bühnen geschrieben und Konflikte des sozialen Lebens, solche zwischen Liebe und Ehe, Familieninteresse und Ehre und Gewissen, Geschlecht und Mutterschaft in packend-realistischer Weise dramatisch vorgeführt; „Die Heirat von Anna Leete", „Die Voysee Erbschaft", „Verschwendung", und „Das Haus Madras" sind die bekanntesten unter seinen Dramen. In ihnen lebt, wie kaum irgend-

wo anders, die Welt der „Suburbians", der Vorstadtbewohner, mit all ihren Vorurteilen, ihrer geistigen Enge und Beschränktheit.

Die Reihe der Problem- und Tendenzdramatiker ist hiermit nicht erschöpft. Wir wenden uns aber einer anderen Gattung zu, die in England am Ende des vorigen Jahrhunderts neu aufgeblüht ist und eine internationale Bedeutung erlangt hat, dem Gesellschaftslustspiel. Ein Vorläufer dieser Richtung war Thomas William Robertson (1829 bis 1871), der zu einer Zeit, als noch Melodrama, unechte Romantik und burleske Posse allein auf der Bühne herrschten, in seinen Komödien — als *cup-and-saucer comedy*, das heißt Kaffeeklatschlustspiel, wurden sie später bezeichnet — zuerst wieder die wirkliche Welt auf der Bühne spiegelte; „Gesellschaft", „Kastengeist", „Schule" sind die besten unter diesen gut gebauten, humorvollen Stücken, die lange beliebt waren. Mit der Musik verband sich das Lustspiel in den besten Stücken des fruchtbaren Bühnendichters William Schwenck Gilbert (1836—1911), der mit dem genialen Komponisten Arthur Sullivan zusammen phantastische Operetten verfaßte, unter denen „Patience" (1884), eine geistvolle Verspottung des Ästhetizismus Oscar Wildes, einen ungeheuren Erfolg in England errang und „Der Mikado" (1885) über die Bühnen aller europäischen und amerikanischen Großstädte ging.

Seinen Höhepunkt erreichte das Gesellschaftsdrama in den Stücken von Oscar Wilde (1854—1900), die in den neunziger Jahren in England das große Theaterereignis waren und nach dem tragischen Sturze, der Zuchthausstrafe und dem Tode des unglücklichen Schriftstellers in unserem Jahrhundert eine Auferstehung erlebt haben, die Wilde als europäischen Bühnenkünstler neben Shaw stellt. Oscar Wilde begann mit einigen ernsten Dramen, wie „Vera oder die Nihilisten" und die „Herzogin von Padua", die trotz seiner Bemühungen nicht auf das Theater gelangten, die aber schon sein feines Gefühl für das Bühnenmäßige zeigen. Auch die Tragödie „Salome" (1891), wenn auch weit später aufgeführt, geht seinen Lustspielen etwas voran. Wilde schrieb sie in französischer Sprache; sie ist zuerst in Deutschland 1902 von Max Reinhardt gespielt, 1905 von Richard Strauß komponiert worden und hat seitdem auf der Bühne und als Buch die weiteste Verbreitung gehabt. Die alte Geschichte von Salome, der Tochter des Herodes und der Herodias, und Johannes dem Täufer ist hier mit all ihren furchtbaren und tragischen Möglichkeiten tief erfaßt und in der Art Maeterlincks kraftvoll dargestellt worden. Dann folgen von 1890 bis 1895 die vier Lustspiele: „Lady Windermeres Fächer", „Eine

Frau ohne Bedeutung", „Ein idealer Gatte" und „Die Wichtigkeit des Ernstseins" (deutsch Bunbury genannt). Alle vier Lustspiele spielen in der hohen Aristokratie, der Welt, in der man sich langweilt, die in ihrer Blasiertheit, ihrem Zynismus und ihrer Frivolität, ihrer naiven Unwissenheit und Anmaßung glänzend dargestellt wird. Das Thema ist in den drei ersten immer ein Konflikt, der sich aus der Vergangenheit einer Frau oder eines Mannes ergibt und der zu Verwicklungen führt. Die Technik und Mache ist raffiniert, auf Spannung, Überraschung und Effekt gerichtet; Sardou ist das Vorbild. Die Moral ist brüchig, halbwahr, hohl und wurmstichig, geht in die billigste Sentimentalität und Konvention über. Der Wert der Dramen liegt einerseits in den Charakteren, den Lebemännern, den feschen jungen Mädchen, den alten Damen, die nach Schwiegersöhnen fahnden, den Geistlichen und prüden Gouvernanten, schlauen Dienern, schnippischen Kammerzofen usw., besonders aber auf der Kunst des Dialogs, der Konversation, die zwar nicht dramatisch ist, aber funkelnd von Geist und Witz und Sentenzen, die die Beziehungen des Lebens wie mit Blitzfeuer erleuchten. Von den vier Lustspielen ist das vierte das beste, weil hier der Dichter ganz auf eine ernsthafte Handlung verzichtet und aus tollen Einfällen, komischen Situationen, Mißverständnissen und unwahrscheinlichen Lösungen und vor allem feinster Menschenkenntnis und sprudelndem Witz ein Ganzes baut, das Heiterkeit und Frohsinn verbreitet.

Die irische Renaissance. — Es ist merkwürdig, welchen großen Anteil an dem Wiederaufleben des Dramas die Iren haben. Wilde, der nicht bloß durch den Zufall der Geburt, sondern auch zum Teil durch Abstammung Ire war, hat sich allerdings nie um irisches Leben gekümmert; Bernhard Shaw dagegen, ein in Irland geborener Engländer, fühlt als Ire und hat unter den vielen Problemen, die er behandelt, auch das englisch-irische nicht vergessen *(John Bull's Other Island)*.

Um die Wende des Jahrhunderts begann dann in enger Fühlung mit dem nationalen irischen Aufschwung, der nach jahrhundertelangen Kämpfen und Rebellionen im Jahre 1921 zur Gründung des „Irischen Freistaates" geführt hat, eine irische dramatische Bewegung, die sich zwar ausschließlich der englischen Sprache bediente, die aber ihre Kraft schöpft aus der Sage, der Geschichte und dem Volksleben Irlands; die irische Renaissance, deren Kommen Matthew Arnold schon mehr als ein Menschenalter vorher gefühlt hatte, ist hier Wirklichkeit geworden. Drei Personen stehen an der Spitze dieser neuen Bewegung, Lady Gregory (geb. 1852), William Butler Yeats (geb. 1865) und John Millington Synge (1871—1909). Sie gründeten im Jahre 1899 das

„Irische Literarische Theater", aus dem 1903 das Abbey Theatre in Dublin hervorging, das ein Mittelpunkt wurde für das anglo-irische Drama und eine ganze Reihe begabter Dichter um sich scharte.

Lady Gregory hat hauptsächlich Lustspiele verfaßt, in denen das Reale und das Phantastische, der Volkssage Entnommene, eigentümlich gemischt sind; ihre Dramen erinnern an die romantischen Volksstücke aus den Anfängen des englischen Dramas, die Dramen eines Greene, Peele und Munday. Sie hat auch eine Geschichte des irischen Theaters geschrieben und Molière für dieses übersetzt.

William Butler Yeats ist die bedeutendste Persönlichkeit unter diesen Neuerweckern des irischen Volksgeistes. Er hat das romantische Irland, das Irland der Sage, der Feen und Geister, der Wunder und Märchen in seinen theoretischen Schriften proklamiert, und hat es in lyrischen Dichtungen von tiefer Symbolik und innigem Gefühle besungen. Er ist in erster Linie Lyriker. Aber er hat auch einige Dramen geschaffen, in denen das Leben der Bauern, nicht bloß das harte, alltägliche, irdische mit seinen körperlichen Leiden und Freuden, sondern das luftige der Phantasie und des Glaubens lebendig wird. Das erste, „Die Gräfin Cathleen" (1892), ist vielleicht sein bestes Stück. Da handelt es sich um Hungersnot und Elend im Lande und die Hingabe einer edlen, vornehmen Frau, die, nachdem sie alles geopfert hat, ihre Seele für einen Haufen von Geldstücken zwei höllischen Händlern verkauft, aber dann von Gott vor der ewigen Verdammnis gerettet wird. „Das Land der Sehnsucht" (1894) stellt die Welt der „törichten Träume" im Gegensatz zu der harten Wirklichkeit dar; das Bauernmädchen wird verlockt von der Erscheinung eines zarten Kindes und folgt ihm und stirbt. Schon hier zeigt sich bei aller lyrischen Schönheit die schwache Seite der Yeatsschen Dramatik, es fehlt ihr an Handlung, an Gestalt. Das Mystische, die Poesie und die Schönheit des Traumes herrscht vor wie bei den Dramen Maeterlincks, der diesen Iren beeinflußt hat wie Ibsen die englischen Problemdramatiker.

John Millington Synge ist der stärkste Dramatiker unter den irischen Dichtern. Nach längerem Aufenthalt in Deutschland und in Paris, wo er in der literarischen Bohème lebte, wurde er von Yeats veranlaßt, in seine Heimat zurückzukehren, und dort fand er unter den armen Bauern und Fischern der Westküste und der Araninseln sich selbst und seine Kunst. Er schreibt in Prosa Tragödien des einfachen Lebens der Fischer, wie *Riders to the Sea* (1903), satirisch-zynische dramatische Skizzen aus dem Bauernleben, wie „Im Schatten der Höhle" (1904) und „Der Brunnen der Heiligen" (1905), Lust-

spiele, wie sein Meisterwerk „Der Spielknabe der westlichen Welt“ (1907), und romantische Tragödien aus der altirischen Geschichte von Liebe, Eifersucht und blutiger Rache, wie sein letztes unvollendetes Stück „Deirdre, die Leidende“ *(Deirdre of the Sorrows)* (1910).

Das irische Drama, sowohl das realistische, das das Bauernleben und die politischen Kämpfe der Vergangenheit behandelt, wie das ideale, poetische und mystische, hat einige andere Vertreter, aber ihre Bedeutung ist eine lokale geblieben.

Das poetische Drama in England. — Die neueste Zeit hat auch in England ein poetisches Drama erblühen lassen, das weder reines Buch- und Lesedrama ist, noch bloßes Erzeugnis geschickter Technik. Stephen Philipps (1864—1915), zunächst als lyrischer Dichter bekannt, errang 1899 einen großen Erfolg mit seiner Tragödie *Paolo and Francesca,* die die alte in Dantes Inferno mit solchem schmerzvollen Pathos erzählte Geschichte von den unglücklichen Liebenden auf die Bretter brachte. Seine späteren Stücke „Herodes“, „Ulysses“, „Die Sünde Davids“ und „Nero“ haben, obgleich wohlgebaute wirksame Theaterstücke, das Versprechen des ersten großen Wurfes nicht ganz gehalten.

Ein Dichter von sehr großem Format, vielleicht neben Shaw die stärkste Persönlichkeit unter den lebenden englischen Schriftstellern, ist John Masefield (geb. 1874), der außer als Dramatiker noch auf dem Gebiete des Romans, der erzählenden Dichtung und namentlich der Lyrik Bedeutendes geschaffen hat. Er ähnelt Shaw darin, daß seine Stoffe den verschiedensten Gebieten angehören, dem englischen Dorfleben, der römischen Geschichte, dem Orient, im besonderen Japan, dem Alten Testamente, der Christusgeschichte und der „dritten Welt“, die in das wirkliche Leben hineinspielt und auf dasselbe einwirkt. Wie Shaw erkennt er auch, daß der alte Impuls, der das Renaissancedrama schuf, tot, verbraucht ist und daß ein neuer sich sammeln und sich neue Formen schaffen muß. Diese neue Form sucht er, und er schließt sich in seinem Suchen bald an das elisabethanische Drama an, bald an Racine, bald an das irische symbolisch-realistische Drama eines Yeats, bald an die älteste christliche Dramatik, die der Mysterien. Aber immer zeigen seine Dramen zum Unterschiede von der allzu intellektualistischen Kunst Shaws sehr stark eine poetische Note, die „Erhebung“, von der er in der Vorrede eines der besten seiner Stücke spricht. Es ist dies „Die Tragödie von Nan“ (aufg. 1908), eine Dorftragödie, spielend am Anfange des 19. Jahrhunderts, von einer armen mißhandelten Waise, die die Gemeinheiten der Welt in ihrem Schicksale

durchkostet und im Ekel darüber ihren Liebhaber, der sie auch verraten hat, ersticht. Das Stück ist „eine Vision von dem Herzen des Lebens", wie der Verfasser es nennt, von tiefer Symbolik. Ein halbsinniger Musikant gibt dieser Empfindung des Irrationalen, Übersinnlichen, fast wie ein Chor wirkend, den ergreifendsten Ausdruck.

Andere Dramen Masefields erreichen diese Höhe nicht, weder seine übrigen Dorfstücke, noch „Die Tragödie von Pompejus dem Großen" (1910), noch das Japandrama „Die Getreuen" (1915), noch die biblische Tragödie von Ahab, Naboth und Jesebel „Eines Königs Tochter" (1923), die Racines „Athalie" nachgebildet ist, dessen „Esther" und „Bérénice" er auch frei übersetzt hat. Einen ganz eigenartigen Versuch hat Masefield gewagt mit seinem Schauspiel „Melloney Holtspur" (1921). Das ist ein Drama, das, obgleich alles in demselben Zimmer vor sich geht, gleichzeitig in zwei Zeiten spielt und in dem neben den lebenden Menschen die Geister Verstorbener auftreten und auf die Schicksale der Lebenden Einfluß ausüben. Die Vergangenheit wird neu lebendig in der Gegenwart, die Sünde der Eltern wird heimgesucht an den Kindern, aber sie wird gesühnt durch die Liebe. Es ist ein packendes Stück. Ob es wirklich möglich ist, die für das Verständnis der Geister und der wirklichen Welt nötige „völlige Aufhebung des Unglaubens", von der Coleridge spricht, aufzubringen? Der Dichter verlangt sehr viel von unserer passiven Einbildungskraft.

Die Christusgeschichte hat Masefield mehrfach dramatisch zu behandeln gesucht. Zwei Dramen über die Passion, „Karfreitag" und „Der Prozeß Jesu", sind auf der Bühne erschienen, ganz neuerdings hat der Dichter „Das Kommen Christi" nicht für das gewöhnliche Theater, sondern für die Darstellung im Dom zu Canterbury geschrieben, und die Aufführung hat dank der Poesie des Dichters, deren Kunst und Schönheit durch die Musik gehoben ist, wie wir hören, auf die Zuschauer einen tiefen Eindruck gemacht.

Unter den übrigen Dramatikern steht John Drinkwater (geb. 1882) in erster Reihe. Als feinsinniger Lyriker und Kritiker schon bekannt, begann er von 1914 an für das Theater zu schreiben und errang einen großen Erfolg mit seinem historischen Drama „Abraham Lincoln" (1918), das diesen Helden Amerikas zu dem Vertreter eines im Grunde kriegsfeindlichen edlen Humanismus macht, und einen zweiten 1921 mit einem Drama, das das Problem des Lebens und Liebens der Maria Stuart psychologisch zu vertiefen versucht. Psychologisch gehalten sind auch seine historischen Stücke „Cromwell" (1922) und „Robert E. Lee" (1923).

Weniger Erfolg hat auf der Bühne der Dichter Lascelles Abercrombie (geb. 1881) gehabt, der Verfasser einer Reihe von poetischen Dramen, die mit „Deborah“ (1913) beginnt. Andere sind *The Adder, The End of the World, The Staircase, The Deserter* und *Phœnix*. Seinen Stücken fehlt es bei allem Glanz der Poesie und Tiefe des Gedankens an der kraftvollen Einheit der Konzeption, die das Drama erfordert.

Gordon Bottomley (geb. 1874) mag die Reihe der Vertreter des poetischen Dramas in England beschließen. Unter seinen Stücken sind von besonderem Interesse *King Lear's Wife* (1915) und *Gruach* (1921). Beide sind dramatische Interpretationen zu Shakespeare. In dem ersten Stücke sucht er die Eingangsszene von *King Lear* und die Charaktere von Lear, Goneril und Cordelia aus der Vergangenheit psychologisch zu deuten; das zweite führt uns die jugendliche Lady Macbeth vor als ein Mädchen voller Leben, Ehrgeiz und unbestimmter Sehnsüchte, aus der dann später die Mörderin wird, die wir kennen, ähnlich wie aus der sanften Kriemhilde die rachsüchtige wilde Gattin Etzels.

Die Skizze, die hier von dem neuesten Drama entworfen ist, muß notwendigerweise unvollkommen sein; es haben auch mehrere erfolgreiche Dramatiker, wie der Schotte Sir James Matthew Barrie (geb. 1860), der als Romanschriftsteller besser bekannt ist, darin keine Stelle gefunden. Hat das Drama eine Zukunft, wird in England noch einmal eine Epoche dramatischer Kunst, ein zweiter Shakespeare erstehen, wie ihn Shaw und Masefield ersehnen? Die Verhältnisse sind ganz anders als zur Zeit der Königin Elisabeth. Mächtige Wettbewerber um die Gunst des Publikums sind außer Zeitung und Rednertribüne die „Musikhalle“ mit den romantisch-melodramatischen Singspielen und den an die niedersten Instinkte appellierenden großen Revüen und besonders die Filmkunst, die, wenn auch noch im wesentlichen auf der Stufe des Technischen stehend, doch große Möglichkeiten birgt. Diese an die geistige Aufmerksamkeit der vom Geschäft und Vergnügen ermüdeten Zuschauer geringere Anforderungen stellenden Künste und das unliterarische Drama, das nur unterhalten will, haben besonders durch den Krieg größeren Einfluß gewonnen und die bedeutenden Ansätze eines neuen Aufschwungs, die im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begannen, stark zurückgedrängt. Aber es sind Zeichen vorhanden, daß dieser Impuls nur zeitweise zurückgedrängt ist und wieder Kraft gewinnen wird. In Irland hat, getragen von dem Hochgefühl eines neuen Nationalismus, das Drama die nötige Fühlung mit dem Volksleben, die ihm allein dauernde Bedeutung sichern kann, gefunden; in England wirkt „die dramatische Liga“ für die Hebung des Theaters, und soge-

nannte Repertoiretheater, die nicht allein von geschäftlichen Gesichtspunkten geleitet werden, sind in London, Glasgow, Birmingham entstanden. Alle neueren literarischen Erzeugnisse zeigen, daß die große Bewegung eines neuen Idealismus, die durch die Kulturwelt geht, auch nach England übergreift. Vielleicht ist nur solch ein idealistischer Anstoß nötig, um die Kunst der Handlung und des Kampfes, die Kunst, die dem Leben am nächsten ist und es am objektivsten spiegelt, in dem Lande Shakespeares unter anderen Bedingungen und in anderen Formen in neuem Glanze erstehen zu lassen.

Literatur

Die Literaturangaben sind auf die Nennung der Hauptwerke beschränkt. In diesen findet der Leser die Einzelliteratur.

Eine allgemeine Geschichte des englischen Dramas ist: Allardyce Nicoll, British Drama. An Historical Survey from the Beginnings to the Present Time. George G. Harrap & Co., London etc. 1925. Außerdem werden die verschiedenen Entwicklungsperioden des englischen Dramas behandelt in dem großen Sammelwerke der Cambridge History of English Literature, die dem mittelalterlichen und Renaissancedrama die Bände V und VI widmet und in den folgenden Bänden die weitere Geschichte des Dramas bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verfolgt. Das Werk hat die Vorzüge und Fehler eines solchen Sammelwerkes, Reichhaltigkeit und Fülle im einzelnen, aber Ungleichheit und Zersplitterung im ganzen.

Für die äußere Geschichte der Bühne und der Schauspielkunst sind die maßgebenden Werke: E. K. Chambers, The Mediaeval Stage, 2 vol. Oxford 1903 und derselbe, The Elizabethan Stage, 4 vol. Oxford 1923.

Dies Werk faßt die Theaterforschungen von über 100 Jahren von Edward Malone, J. P. Collier, Cunningham und Hazlitt bis zu Greg. Feuillerat und W. Wallace erweiternd zusammen und legt die feste Grundlage für die Kenntnis des Dramas in allen seinen wirtschaftlichen und sozialen Bedingtheiten, ohne auf die Kunst selbst einzugehen. Leider bricht dieses dem Forscher unentbehrliche Werk mit dem Jahre 1616 ab.

Unter den Werken, die die literarische Geschichte des Dramas in einzelnen Perioden behandeln, sind zu nennen: A. W. Ward, History of English Dramatic Literature to the Death of Queen Anne (new ed. 3 vol. 1899). Der Verfasser behandelt das Drama in großer Vollständigkeit und mit gleichmäßiger Objektivität in der Beurteilung biographisch geordnet bis zum Jahre 1714. — Felix E. Schelling, Elizabethan Drama 1558—1642. London, Boston, New York 1911. Der Verfasser ordnet das Drama nicht nach den Dichtern, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten, hauptsächlich nach dem Stoffe, zum Teil auch nach Kunstgattung, Stilart und dem Publikum, an das es sich wendet. Die Darstellung ist wissenschaftlich, gründlich und sehr vollständig, aber infolge des Einteilungsprinzips sehr zersplittert. — Wilhelm Creizenach bespricht in seiner großen und wertvollen Ge-

schichte des neueren Dramas „Das englische Drama im Zeitalter Shakespeares“ im vierten und fünften Bande (Max Niemeyer, Halle 1909 und 1916). Er ordnet das Drama chronologisch, die Zeit, die er behandelt — die Darstellung bricht leider im Jahre 1613 ab —, in 6 Abschnitte einteilend. Seine Darstellung ist bei aller wissenschaftlichen Vollständigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit mehr eine Chronik als eine innere Entwicklungsgeschichte des Dramas.

Ein Versuch, die Würdigung der dramatischen Kunstwerke und der künstlerischen Persönlichkeiten innerlich zu verbinden mit der Darstellung des organischen Werdens und der soziologischen Bedingtheit des englischen Renaissancedramas, dies als eine große und abgeschlossene einheitliche Kulturbewegung zu erkennen, ist: Ph. Aronstein, Das englische Renaissancedrama. Teubner 1929.

Das Restaurationsdrama behandelt: Allardyce Nicoll, History of Restoration Drama 1923. — Derselbe bespricht das Drama von 1700—1750 in der History of Early Eighteenth Century Drama (1925). Beide Epochen werden zusammengefaßt von G. H. Nettleton, English Drama of the Restoration and Eighteenth Century (1914).

Eine zusammende Geschichte des Dramas in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt es nicht.

Für das spätere 19. und 20. Jahrhundert seien genannt: William Archer, English Dramatists of To-day (1882), und derselbe, The Old Drama and the New (1923), ferner A. E. Morgan, Tendencies of Modern English Drama (1923).

Englische Musik

Von Gustav Becking

Musikanschauung

Die Rolle, welche der Musik beim Empfang von Gästen zufällt, war von jeher und ist auch heute noch bezeichnend für Eigenart und Kulturstand der Gastgeber. Trifft man in verlassener Gegend des Balkan abends auf die einsame Hütte eines Gebildeten, eines Geistlichen etwa, so kann man es noch erleben, daß der selbstverständliche Akt der Bewirtung zur Nacht vom Hausherrn mit einem feierlich zur Gusla gesungenen, nach uraltem Herkommen und strenger Regel geformten Heldenepos eingeleitet wird, in dem womöglich auch eigene Taten des Sängers aus den Kämpfen gegen den türkischen Erbfeind anklingen. In Deutschland, wie überall unter dem Einfluß der Zivilisation, ist das Gefühl dafür, daß beim Empfang geschätzter Gäste zu allererst einmal Musik sein müsse, durchweg im Verblassen. Der Hausherr musiziert bei solchen Gelegenheiten nicht selber, vor allem singt er nicht. Wenn aber — zur Zeit vor etwa 15 Jahren, seither hat sich vieles geändert — im gebildeten bürgerlichen deutschen Hause die Tochter vor dem Besuche ans Klavier befohlen wurde, so war doch mehr noch als der Stolz auf die Fertigkeiten des Sprößlings und als die Absicht, die häusliche Kunstpflege unwiderleglich darzutun, das Bedürfnis nach Musik in diesem Augenblick der Anlaß. Etwas Hohes, Übermächtiges, Tiefes, Schwieriges (wenn auch Unverstandenes und Ungekanntes) mußte dargeboten werden, eine Beethovensonate vielleicht. Im englischen Bürgerhause war zur selben Zeit und unter den gleichen Umständen von dem alten musikalischen Zeremoniell nichts mehr lebendig. Gelang es wirklich, die Tochter vor dem „musikalischen" deutschen Besuch ans Klavier zu bringen, so erklang, zehn gegen eins zu wetten, zuerst mit Achselzucken, dann aber ganz stilgemäß verabreicht, ein Ragtime oder eine ähnliche Gattung von „Hausmusik", wie sie damals bei uns noch nicht üblich war. Nach dem letzten, schrecklichen, fortissimo auf die Tasten geschleuderten Schlußakkord wandte sich dann der von deutschen Musikidealen erfüllte Gast mit Grausen in dem peinlichen Gefühl, in Sphären hinabgestiegen zu sein, in die man sich in aller Öffentlichkeit nicht gern begibt; er kam sich hoch erhaben vor über solche Zustände, für die er die mangelnde musikalische Begabung des Engländers verantwortlich machen zu dürfen glaubte. Natürlich irrte er, und wenn er überlegte, was seine Beethovensonate an dieser Stelle zwischen diesen

Menschen bedeutet hätte, und wenn er versuchte, der Haustochter die kleine Groteske sauber nachzuspielen, mögen ihm leise Zweifel an der eigenen Vollkommenheit aufgestiegen sein.

Diese wurden indessen nicht bestärkt, wenn er nach ernstem Konzert — die Güte der Darbietungen in England steht der bei uns üblichen in keiner Weise nach — mit seinen englischen Gastgebern ins Gespräch geriet. Während wir uns von der Musik in Kirche oder Konzertsaal willig zu einer Gemeinde zusammenschließen lassen und den sozialen Zwang der Musik gern bejahen und geradezu aufsuchen, wahrt sich der Engländer, trotzdem seine Anteilnahme an der Musik der unseren an Ernst keineswegs unterlegen ist, doch irgendwie seine innere Freiheit. Er liebt den zwangsweisen Zusammenschluß nicht; er will einer Gemeinde freiwillig beitreten und sich mit ihren Anschauungen „conform" erklären können. Wenn wir die Sinfonia eroica wie ein Schicksal über uns setzen und uns unter ihr als Schicksalsgemeinschaft fühlen, hält der Engländer selbst in einem so aussichtslosen Fall sein Entscheidungsrecht hoch: die Musik ist für ihn, den Hörer, da — nicht er als Teil einer Hörerschaft, damit die Musik „geschehen" kann. Das Gespräch wurde peinlich und unfruchtbar, wenn der Deutsche den Engländer für ahnungslos und renitent vor dem Wunder hielt, während der Engländer mit den phantasievollen Deutungsversuchen des Deutschen nichts anfangen konnte und sich nur dunkel entsann, Ähnliches bei Hegel, Schopenhauer oder Nietzsche schon einmal besser gelesen zu haben.

Die Eigenart und ungeheuere Kraft der Konformitätserklärung, des freiwilligen Zusammenschlusses (nicht der gegebenen Schicksals- oder Gesinnungsgemeinschaft) lernt der musikalische Reisende aus Deutschland wohl am besten in der englischen Kirche kennen, und hier wird sein Glaube an die unbedingte Überlegenheit des deutschen Musikideals zuerst ernstlich erschüttert. Gerade wer die alten deutschen geistlichen Lieder unserer Gemeinden liebt und sich ihnen verbunden fühlt, wird immer wieder von der starken menschlichen Wirkung des englischen Gemeindegesangs betroffen werden. Wenn in einer mehr oder weniger streng calvinistischen Gemeinde Englands nach der immer noch den formalen Gesetzen der Rhetorik gemäß aufgebauten Predigt die worshippers sich zum Psalmensingen vereinigen, so steigt dem außenstehenden Beobachter ein so vollkommenes und eindrucksvolles Bild dieses modernen auserwählten Volks Gottes auf, wie es ihm keine psychologische Analyse vermittelt. Tatkraft, Unbeirrtheit und Unbeugsamkeit nehmen vor seinen Augen leibliche Gestalt an, und im Gesang bekundet

sich überzeugend, daß in der vorübergehend zusammengetretenen Gemeinschaft jeder Einzelne wahrhaft das Ganze ist. Mit Schrecken erinnern wir uns der Massendemonstrationen unserer Gesangvereine, die trotz des Aufgebots an Mitteln und trotz redlichen Abmühens diesen Eindruck einer Gesamtheit von selbständigen Einzelpersönlichkeiten gerade nicht zuwegebringen.

Jeder deutsche geistliche Chorgesang trägt an entscheidender Stelle ein schwer definierbares, aber wesentliches Ergebenheitsmoment in sich, das bei den alten Psalm Tunes[1] schlechterdings fehlt und in den späteren Melodien des englischen Gesangbuchs nur mit anklingt. Als Frömmigkeitsausdruck — in unserem Sinne — sind daher die deutschen Weisen den englischen durchweg weit überlegen, vor allem den matten, oft phantasielosen neueren Tunes der englischen Gesangbücher. Aber sogar diese gewinnen seltsamerweise bei der Ausführung durch die Gemeinde den überzeugenden Ausdruck englischer Glaubenssicherheit, der uns trotz aller musikalischer und religiöser Bedenken so selbständig und echt vorkommt. Die deutsche Gemeinde findet sich unter ihrem Gesang wie unter einem schützenden Dach zusammen; Musik ist wie in Stellvertretung Gottes anwesend. Der englische Psalm preist den Herrn wie im Alten Testament; Musik in der Kirche hat die Aufgabe, to render God a worthy sacrifice. Sie ist, wie nach den besten Autoritäten feststeht, ein Geschenk Gottes, und darum singt auch der Puritaner die vom Heiligen Geist selbst eingegebenen Psalmen Davids. Aber er tut es wahrlich nicht, um in der Musik göttlichen Geistes teilhaftig zu werden. Er ist froh, daß es solche unreellen Wege, sich Gottes Vertrauen zu erwerben, nicht gibt! Der Deutsche, der selbst bei so machtvoller Persönlichkeitsbekundung, wie sie das Luthersche Trutzlied in seiner alten, echten Form verlangt, die Notwendigkeit schicksalsmäßiger Ergebung zu fühlen gewohnt ist, vermißt etwas Wesentliches, Frommes, wenn er mit der englischen Gemeinde in den Psalm Tune einstimmen soll, fühlt sich aber anderseits den Anforderungen, die die Musik an ihn stellt, nicht gewachsen. Zunächst kommt er sich wie entwurzelt vor und spürt lebendig, daß die andere Musik Englands eben auch auf anderen geistigen Grundlagen ruht.

Wie der Deutsche unter dem Einfluß englischer Musik den Halt in seinen Gemeinschaftsidealen verliert, war leicht an den Kriegsgefangenen in England zu bemerken, wenn sie zu irgendeiner Gelegenheit bei englischer Militärmusik Marschdisziplin halten sollten. Alle erklärten dann

[1] Vgl. unten das Beispiel.

einmütig, daß ihnen das sehr schwer werde; die Musik selbst habe keine Disziplin, sie sei zu lustig, und man vergesse über ihr die Regeln, die einem sonst in Fleisch und Blut seien. Die englische Militärmusik hat eben nicht die tiefere „Bedeutung" der deutschen, die selbst in den nichtsnutzigsten Märschen in geschwellten Tönen vom Vaterlande spricht. Die englische will freudiger Marschbegleiter sein, sie suggeriert nicht eine übergeordnete Macht, und sie wirkt sogar, indem sie sich an den einzelnen Mann wendet und ihn zum Geschmacksrichter macht, im deutschen Sinne disziplinzersetzend[1]. Der deutsche Soldat vermißt Autorität und Ernst und spürt nur Ungebundenheit und bloßen Spaß. Die Musik bringt ihm eine Art unerwünschter Mündigkeit.

Alle englische Musikauffassung zeugt von solcher Mündigkeit. Es steht damit im Zusammenhang, daß sie vom Einzelnen Verantwortungsgefühl, Ehrlichkeit, Offenheit und Selbstkritik vor dem eigenen Musikerlebnis verlangt. Der Engländer nimmt es sehr ernst mit dieser Pflicht, er bekennt sich gern zu seinen musikalischen Bedürfnissen, so wie sie sind, und beweist bei ihrer Befriedigung durchweg eine Stärke des Erlebens, vor allem lyrischer Werte, die wir von dem „kalten Nützlichkeitsmenschen" nicht erwarten. Straßenmusik spielt in England eine viel größere Rolle als bei uns. Jene großen mechanischen Orgelwerke, die mit ihrem martervollen Maschinenrhythmus das jeweils gangbare Melodienrepertoire des Volks kümmerlich-großspurig aufgemacht in die Ohren der Menge hämmern, und die bei uns nur auf Jahrmärkten als notwendige geistige Ergänzung der Karussells geduldet werden, absolvieren in englischen Städten einen regelmäßigen wöchentlichen Turnus durch die Straßen und tragen viel zum größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl von Engländern bei. Die Mädchen geraten so sehr in ihren Bann, daß sie buchstäblich alles um sich herum vergessen und beliebig lange engumschlungen im Steptanz mitten durch den Straßenverkehr gleiten. Wehe dem vorüberfahrenden Unmenschen, der sie darin stören wollte! Er hätte die einmütige Empörung aller Umstehenden gegen sich, die sich von den Tönen tiefbewegt zeigen und jene öffentliche Form der individuellen Happiness nicht nur dulden, sondern mitfühlen und verehren. Selbst der Verkehrsschutzmann drückt mit Freude die Augen zu. Die charakteristische Straßenszene, in der Wordsworth so freundlich the Power of Music gezeichnet hat, ereignet sich in Eng-

[1] Wer hinter einem schottischen Pfeiferkorps marschiert, kann auf die Frage, weshalb er des Königs Rock trage, nicht mit dem Deutschen antworten: „Um, wenn es nötig wird, dem Vaterlande mein Leben zu weihen." Die Musik verbietet das.



land Tag für Tag: der Straßenvirtuos, mag er die Crwth oder die singende Säge bedienen, darf bei seinem Publikum auf eine Erlebnisintensität rechnen, die uns in Anbetracht der fragwürdigen Darbietungen fast unverständlich vorkommt. He fills with his power all their hearts to the brim, und die happiness, die er hervorruft, besteht nicht in einem nebelhaften Aufsteigen in höhere Sphären — man denke an den Leierkastenmann! —, sondern in einem handgreiflichen, vitalen Glücks- und Lustgefühl, das die Beschränktheiten des Alltags als unwichtig erscheinen läßt. Auch der Gebildete, dem der fahrende Sänger bei uns wenig zu sagen hat, findet sich in England unter den Zuhörern. Verwundert und bewundernd stellt er fest, that tall man, a giant in bulk and in height, not an inch of his body is free from delight; can he keep himself still, if he would? oh not he! The music stirs in him like wind through a tree, und er erfährt selbst die Macht der Musik in ähnlicher Weise. Und wenn ihm dann abends im Konzert ein berühmter Geiger dieses tiefe Erlebnis der Musik nicht verschafft, so bekennt er sich freimütig zu dem „Orpheus in der Oxfordstreet“: In den Herzen des ausschlaggebenden Teils des Publikums (natürlich nicht der eigentlichen Kenner) trägt noch heute wie vor 200 Jahren die Beggars-Opera über das große Musikdrama den Sieg davon. In Deutschland ist das niemals geschehen, weder in Gegenwart noch in Vergangenheit.

So hängt englische Musik stets ab von einer volkstümlichen, naheliegenden, leicht faßlichen Musikanschauung, und deshalb hat sie vor der deutschen überall dort einen natürlichen Vorsprung, wo eine tiefere Bedeutung nicht in Frage kommt, also vor allem in der zum unbedenklichen Gebrauch bestimmten Erholungs- und Vergnügungsmusik. Wie man durch Vermittlung des Rundfunks hin und wieder Gelegenheit hat, den Gemeindegesang einer reformierten Gemeinde Englands, von dem oben die Rede war, zu hören, kann man sich auch auf demselben Wege leicht die Möglichkeit verschaffen, die abendliche Tanzmusik aus London mit der entsprechenden aus Berlin zu vergleichen, und es kommt wohl vor, daß hier und dort dieselben — amerikanisierenden — Stücke gespielt werden. Die Engländer musizieren sie erfreulich im eigentlichen Sinne des Wortes: der Hörer, wenn ihm diese Musik überhaupt gefällt, soll Freude haben, er soll happy werden wie bei Wordsworth, und weiter „soll“ er nichts. Die Deutschen spielen anspruchsvoll, bedeutsam und in Hinsicht auf ihr Publikum gewaltsam (man höre nur ihre Rhythmen!). Sie stellen den Typus des jeweils modernen Vergnügungsmenschen autoritativ hin, und nach dessen Weise hat sich der Hörer pflichtgemäß zu amüsieren. Es kommt für ihn mehr eine Übung im

neuartigen Erholungsstil als Happiness dabei heraus. Aber wir sind an diesen Zustand so gewöhnt, daß uns erst die fremde Musik allmählich zum Bewußtsein bringt, wie wenig wirkliche, dem Menschen wahrhaft dienende Freude unsere Unterhaltungsmusik doch verbreitet. Die Engländer waren von jeher Meister auf diesem Gebiet; sie haben sich die Musik untertan gemacht und denken nicht daran, sie sich über den Kopf wachsen zu lassen.

Ganz deutlich offenbart sich der Unterschied deutscher und englischer Musikanschauung in der modernen Jugendbewegung. In Deutschland war die Musik zugleich mit der „Bewegung" da. Als erstes entstand das Liederbuch, und bald entwickelte sich ein eigener Musikstil. Ein Zusammenschluß konnte gar nicht erfolgen, ohne daß man sich das musikalische Dach über den Kopf baute. Zu jedem wichtigeren Ereignis gehört Musik als wesentlicher Faktor hinzu. Die Jugendgruppe, die auf der Wanderung im fremden Lande auf eine gotische Kathedrale trifft und diese „erst einmal ansingt", handelt charakteristisch: es treibt sie natürlich nicht die Absicht, vor den Fremden Kunstfertigkeit zu zeigen, noch hat sie das Verlangen nach musikalischen Genüssen für sich oder andere, noch das Bedürfnis, bewegte Herzen zu entladen und irgendwelche Gefühle auszudrücken, sondern es soll ungeachtet der psychologischen Nebenumstände Musik erstehen; man ruft sie herbei wie eine Art höhere Macht; man erfüllt sich in ihr und ist in ihr am Ende; hat man sie erstehen lassen, so hat man getan, was man kann. Die soziale Kraft der Musik wird stark empfunden, aber nicht genug damit, es geschieht eine besondere Art der Gemeindebildung, das bindende Prinzip, das Dach, die Musik, ist für sich selbst da und genießt schlechthin Verehrung, es besteht ein religiöses Verhältnis. Davon ist in England keine Rede; die Jugendbewegung — man muß den Begriff stark umdenken, wenn er auf die Boy Scouts passen soll — hat lange keine wesentliche Beteiligung der Musik gekannt, und auch heute noch gibt es kaum Beziehungen zwischen den eigentlichen Zielen der Bewegung und der Musik. Wo es darum geht, den Einzelnen zu privater Dienstbereitschaft gegen den Nächsten und gegen den Staat zu erziehen, und wo das soziale Bedürfnis nur zu einem Gemeinschaftsbegriff führt, in dem alle gleichstrebenden Individuen sich freiwillig zusammenfassen lassen, kann die Musik keine höhere Funktion im deutschen Sinne haben. Sie ist nicht das Dach, sondern ein lieber, erwünschter, wenn auch nicht unbedingt nötiger Einrichtungsgegenstand des Hauses. Auch die Boy Scouts singen, aber im tradionellen Chorbetrieb, kaum nach eigenem Stil. Auf ihren großen Lagerfesten werden Massenchöre zum besten

gegeben — unbegreiflich für deutsche Jugendbewegte! — und noch schlimmer, es gibt eine eigene Organisation unter ihnen, die sich eifrig an den von der British Federation of Musical Competition Festivals veranstalteten Musikfesten beteiligt, mit Wettmusizieren, Schiedsrichtern und Bewertung nach Punktsystem[1]. Nicht nur Chöre, sondern auch solosingende und klavierspielende Boy Scouts treten dort auf. Man soll eben, auch was Musikpflege betrifft, vorbildlich sein für die Mitbürger. Das soziale Element steht an ganz anderer Stelle als in Deutschland.

Wichtiger als das Mittun der Boy Scouts in der Musik sind die Bestrebungen derjenigen Jugendgruppen, die in teilweiser Abwendung von den reichlich farblosen und konventionellen Idealen der großen, geistig unbeweglichen Organisation sich auf einen neuen Typus des Volkstums besinnen, auf Erscheinungen des vorpuritanischen England zurückgreifen und auch die passende Musik heranziehen. Die Pflege des alten Volkstanzes, der vielen eigenartigen Tanztypen, die Großbritannien zum Formenschatz der europäischen Musik beigesteuert hat, ist in diesen Kreisen vorbildlich und echt englisch. Gewiß spielt auch in der deutschen Jugendbewegung die alte Musik eine erhebliche Rolle, doch bestehen wiederum charakteristische Unterschiede: die deutschen Kataloge

[1] Diese Musikfeste mit Wettbewerben der Dilettanten verbreiten sich schnell über das ganze britische Weltreich. Man führt sie zurück auf die uralte, bereits im 7. Jahrhundert erwähnte Einrichtung des Eisteddfod, des literarischen und musikalischen Wettkampfes auf den Versammlungen der wälischen Barden. Doch ist die Tradition, obwohl sie schon im 15. Jahrhundert und seitdem öfter wieder aufgenommen wurde, in Wahrheit abgebrochen, und man weiß sehr wenig über die Gebräuche der Barden auf ihren Festen. Die jetzigen musikalischen Competition Festivals stehen wohl unter dem Einfluß neuerer belgischer Vorbilder. Sie finden in England tätige und moralische Unterstützung vieler der besten Musiker und Musiksachverständigen, und ihr Wert wird darin gesehen, daß durch ihren Ansporn das Können der Chorvereine und überhaupt die musikalische Dilettantenkultur gehoben wird. (Die Competitions erstrecken sich auch auf allerlei Arten des solistischen Musizierens.) In Deutschland, wo die Wettbewerbe, das Preissingen der Männergesangvereine, ebenfalls nach fremdem Muster eingeführt worden sind, empfindet man die Vermischung von Musik- und Sportmethoden nicht nur als unwürdig, sondern man hat auch die Erfahrung gemacht, daß die Punktwertungen auf die musikalische Kultur der Chorvereine schädlich wirken. Die Kämpfe werden wohl bald nicht mehr durchgeführt werden können, da sich keine Schiedsrichter von Rang mehr finden. Sie haben bei uns niemals die Verbreitung gehabt wie in England, und vor allem dürfte die Einrichtung von Dilettantenwettbewerben im Vortrag von Schubertliedern und Beethovensonaten in Deutschland ganz unmöglich sein. Ein charakteristischer Unterschied englischer und deutscher Musikanschauung.

enthalten Musikalien aller Zeiten, Länder, jeglichen Stils und mannigfacher Art. Ein inhaltliches Prinzip, das bei der Auswahl maßgebend war, erscheint nicht erkennbar. Man musiziert mit Hochachtung vor dem Kunstwerk, mit Unterordnung unter seine Ansprüche und erfährt durch das buntgestaltige Repertoire Ausbildung des eigenen Menschentums nach allen erdenklichen Richtungen hin. Diese Weitung der inneren Menschlichkeit sucht der Deutsche — bewußter oder unbewußter — beim Musizieren. Der Engländer wählt die Musik, die ihm zum Erlebnis des verehrten und erstrebten Menschentypus dienlich ist.

So dient die Musik dem Engländer, der Deutsche dient ihr. Das darf nicht so mißverstanden werden, als werde behauptet, alle englische Musik sei vom klassischen Typus und stelle den schaffenden Menschen als Herrn und Gestalter der in ihr symbolisierten Welt dar. Diese besondere klassische Haltung ist in Deutschland ebenso wie in England möglich und findet sich in den Musikgeschichten der beiden Länder durchaus in ähnlicher Weise verwirklicht. Auch soll die Antithese nicht bedeuten, daß England keine höhere, Deutschland keine Gebrauchsmusik habe — aber wohl, daß auch die höhere Musik in England stets Ziel und Zweck in den gewöhnlichen Lebensaufgaben des Menschen hat, und ferner, daß alle Gebrauchsmusik in Deutschland sich in einem verklärten Schimmer darbietet und mit dem Anspruch auftritt, mehr zu sein als bloße dienende Lebenshilfe. Es ist ein verbreiteter Irrtum, unsere Zerstreuungsmusik sei besonders sentimental im Gegensatz zu der des „kalten" Engländers, der gefühlloser musiziere. Wer einmal einen von den vielen englischen Sailorsongs vom verlassenen Mädchen im „Volk", etwa von Soldaten in Ruhe, in die Länge hat ziehen hören, wird die Sentimentalität nicht mehr als besonders deutsches Kennzeichen in Anspruch nehmen wollen. Wir haben bei uns nichts, was diesen heulenden, handfesten, naturalistischen Ergüssen entspricht. Der Engländer mag nicht von Gefühlen sprechen wollen, da er es nicht liebt, sachliche Verhandlungen mit ihnen zu trüben, oder weil er vielleicht ihre begriffliche Festlegung scheut, aber seine Musik ist voll davon, und es fehlt ihr jener idealisierende „goldene Schein", der bei uns all die Gefühlsäußerungen zu unwirklichen, saftlosen, nicht verpflichtenden macht.

Gerade die persönliche Bewegtheit gilt in England als Kriterium, jene Happiness, die der einzelne in der Wirklichkeit erlebt, und die er an Leib und Seele nachkontrollieren kann[1]. Im englischen Gesangverein

[1] Die englische Musikanschauung braucht daher nicht notwendigerweise ein Sensualismus zu sein. Aber sie tritt vielfach als solcher auf.

meint ein jeder ernstlich und wirklich, was er zu singen hat, soweit die geistigen Kräfte reichen, im deutschen glücklicherweise nicht — die superlativischen Gefühlsbeteuerungen unserer Männerchorliteratur kann man gar nicht ernstlich mitmeinen, ohne sich einer systematischen Selbstzerstörung auszusetzen. Unsere Sänger sind in erster Linie erfüllt von dem hohen Bewußtsein, an einer großen, idealen Sache nach Kräften mitzuarbeiten, und das muß den Hörer mit vielem versöhnen, was sie ihm bieten. Zweck und Ziel ihres Tuns kommen ihnen nicht unmittelbar und anschaulich zum Bewußtsein; dem Engländer immer. Der Deutsche hält sich an die große Idealität.

Darum braucht er eine „Philosophie der Musik", der Engländer nicht, und er hat auch keine. Das völlige Fehlen einer eigenständigen philosophischen Literatur, die vom tieferen, eigentlichen Sinn der Musik handelt, gehört zu den für englische Musik und Musikanschauung charakteristischsten Tatsachen. Wo unsere Philosophen den Urgrund der Welt aufsuchen, um der Musik die gebührende Stätte und Bedeutung anzuweisen, sehen die englischen keinen Anlaß zur Bemühung. Die metaphysischen Hintergründe der Musik, um derentwillen man sie bei uns schlechthin „erstehen" läßt und ihr dient, überläßt man gern den Deutschen. Auch die Dichter, die musikalische Erlebnisse mit Vorliebe und gewiß ebenso fein wie die unseren schildern, rühren nicht an philosophische Probleme. Sie wenden allesamt ihr Augenmerk der psychologischen Wirklichkeit zu, nicht der übersinnlichen Bedeutung. Selbst Wordsworth, der musikalische Lyriker, der in „Tintern Abbey" das in der Literatur ziemlich alleinstehende, schöne Wort von der still, sad music of humanity gefunden hat, und der es an dieser Stelle, wo er die Sphäre der Sinnlichkeit verläßt, leicht gehabt hätte, auch die Musik zusammenzubringen mit a motion and a spirit, that impels all thinking things, all objects of all thought, and rolls through all things, geht nicht so weit und begnügt sich, die ethische Macht der Musik zu erwähnen, the ample power to chasten and subdue. Sonst stehen die sinnlichen Freuden des Musikeindrucks im Vordergrunde, und die Dichter beschreiben um die Wette das heimliche Eindringen der Töne in die Seele, deren entzücktes Erzittern und Mitschwingen und die Wirkung auf die Lebenskraft des Betroffenen im Sinne grotesker, wunderbarer Stärkung oder im Sinne der Veredlung roher Triebe, wie oft bei Shakespeare, oder es klingen puritanische Bedenken an, wenn die Musik eine Art Betäubung und Ablenkung von den sittlichen Pflichten zustande bringt, oder das 18. Jahrhundert läßt die Lebenskräfte in der ästhetischen Ent-

zückung überhaupt ganz untergehen[1]. Immer besteht eine klare Beziehung zu der übersehbaren vitalen Wirkung: Musik ist eine zwar geheimnisvoll auftretende, aber sich in realer, durchaus unproblematischer Weise erfüllende Erscheinung. Selbst in einem Preise der Kirchenmusik heißt es, daß music thrills us with a strange delight. Der Deutsche empfindet umgekehrt: Musik, zumal geistliche, ist ihm eine vertraute, geläufige Erscheinung, aber sie erschöpft sich nicht in irgendeiner psychologischen Funktion und Wirklichkeit, sie bleibt von Natur selbständig und ungelöst, Frau Musika. Music wird im Englischen selten personifiziert gebraucht, niemals im Sinne der Frau Musika[2].

Philosophie der Musik ist für den Deutschen nicht nur eine philosophische und wissenschaftliche Notwendigkeit, auch das Musikleben selbst braucht sie. Die Menge unserer Musizierenden stützt sich auf sie. Man hat das Bewußtsein, daß die große ideale Arbeit, an der man beteiligt ist, einen hohen Sinn habe, und daß dieser von Berufenen und Verantwortlichen gedeutet und verstanden wird. Mag der einzelne auch zu gering sein, all das Große zu fassen, er hilft doch mit, es zustande zu bringen. Die Gedankenarbeit unserer Philosophen bzw. aller derer, die sich um Deutung von Wesen und Sinn der Musik mühen, bildet das Rückgrat unseres praktischen Musikbetriebes. Das Musikleben in Deutschland ist in Hinsicht darauf autoritativ organisiert; Wohlgefallen, Kritik und private Initiative des einzelnen in der Menge spielen mit, sind aber nicht die eigentlichen Aufbauzellen und werden es wohl auch nie sein. In England wendet sich die Musik an alle einzelnen, sie ist nichts als die Dienerin aller derer, die an ihr in irgendeiner Form beteiligt sind. Jeder einzelne handhabt das Kriterium des individuellen Erlebnisses, jeder ist Richter für sich und erklärt sich konform oder nicht. Er läßt sich gern Anleitung gefallen, wie er Musik zu „hören" habe, um seine Happiness zu vergrößern. Aber Erklärungen entgegenzunehmen, was Musik ihm bedeute, erscheint ihm unsinnig. Hier gilt keine Autorität. Und so kennt das englische Musikleben auch nicht die Formen des deutschen. Unserer sozialisierten Musikpflege, der Belieferung breiter Volkskreise mit höherer Musik, die von Staaten und Städten in großem Maßstabe durchgeführt wird, begegnet der Engländer mit

[1] Die englische praktische Musik, die zu diesem letzten Typus der vitalen Schwäche gehört, ist höchst unbedeutend. Es gehört für den Engländer auch in dieser Beziehung ein gewisses skeptisches Herrenbewußtsein dazu, damit eine große, charakteristische Leistung zustande kommt.

[2] Vgl. die Belege bei Murray; u. a. Chaucers Musyce A damysel of oure hous.



aller Skepsis. Er findet sich in den Geist solcher Einrichtungen, die dem einzelnen etwas bieten, was er gar nicht wünschen kann, da er es eigentlich nicht versteht, nicht hinein. Mag er wissen, daß sein eigener Konsumentenstandpunkt und sein Freihandelssystem sich gerade für die Kunst besonders grausam auswirken und jahrhundertelang der einheimischen Musikproduktion schweren Schaden zugefügt haben, er kann sie doch nicht verlassen, er müßte denn seine Grundanschauung, den Glauben an den „vernünftigen" Zweck der Musik, und damit sich selbst aufgeben.

Das unphilosophische Wesen der englischen Musik, ihr Dienst innerhalb des vernünftigen Lebensplanes und der approbierten Lebensaufgaben des englischen Menschen und ihre Bezogenheit auf eine demokratisch-individualistische Geschmackskultur bestimmen ihren Charakter mit Vorzügen und Nachteilen. Ihre beiden Domänen sind Gebrauchsmusiken mit ernsten, wichtigen, wesentlichen Zielen: einmal die weltliche Lust- und Freudenmusik — im besten Sinne des Wortes — mit dem Zweck, „des Menschen Seele zu erfrischen nach ernstem Studium und der Arbeit Müh", Instrumentalstücke, Tänze, Lieder und Madrigale von gehobener, für den Gebrauch in vornehmer bürgerlicher Gesellschaft stilisierter Volkstümlichkeit; zweitens die typisch englische geistliche Musik, ausgeführt zum Preise Gottes und zum würdigen Schmuck des Gottesdienstes. In beiden Gattungen kann die Musik niemals extrem-persönliche Angelegenheit des Komponisten werden, sondern hat Rücksicht zu nehmen auf den Zweck und auf die Menschen, für die sie da ist. Der demokratische Geschmack bestimmt sie; übertriebene, exaltierte, übermäßig verfeinerte Entäußerungen finden in ihr keinen Widerhall. Sie bewegt sich auf einem gewissen Mittelniveau von Konventionalität und Sitte; formale Rundung und Glätte der Oberfläche dürfen nicht fehlen, sie hat das Wertbewußtsein und die Würde ihrer Verbraucher, dignity. Andererseits wird sie nie „Werk", nicht abstrakt, sachlich oder bloßes Abbild höherer Naturen ohne Rücksicht auf Genießbarkeit und ästhetische Bewußtseinsinhalte, sondern behält stets das natürlich Gewachsene, Lebensvolle, Frische, Erfreuliche, Angenehme als Hauptsache und ist voller psychologistischer, sensualistischer, hedonistischer beauty, die „das Herz rührt". Die Haustochter, die dem Gast den Ragtime vorsetzt, und die lustige Militärmusik, die sich so autoritätswidrig gibt, müssen von hier aus verstanden werden. Sie sind nicht frivol, wie der deutsche Besucher meinen mochte, so wenig wie die geistlichen Gassenlieder der englischen Heilsarmee, sondern vermitteln ehrlich erfüllt und beglückt ein Stückchen solcher beauty, alle

auf ihre Weise und so gut sie es verstehen. Das eigentlich Ästhetische wird dabei nicht nur anempfunden und nur nebenher miterlebt, sondern tief und ernst als Hauptsache gemeint. Die Geschmackskultur des einzelnen Menschen hat deshalb in England bis in weite Schichten des Volkes hinein überhaupt einen hohen Stand; das Ragtime-Girl mag dem Beethoven-Mädchen darin überlegen sein. Und doch, dignity und beauty, von englischen Kennern immer wieder für die eigene Musik, vor allem für die geistliche, als wesentliche Charakterzüge in Anspruch genommen, erscheinen uns im Verein leicht unentschieden und wenig bedeutsam. Je höher die musikalische Gattung, desto weniger befriedigen sie uns.

Engländer und Deutsche, die sich mißverstehen wollen, können sich Flachheit auf der einen und Unselbständigkeit des Musikerlebnisses auf der anderen Seite vorwerfen. Wollen sie sich begreifen, so hat es der Deutsche wohl ebenso schwer, in die kultivierte englische beauty, wie der Engländer, in die philosophischen Hintergründe der deutschen Musik hineinzukommen. Ganz geht es überhaupt wohl nicht.

Formen und Mittel

Die englische Musik hat Formen hervorgebracht, die ihr allein zugehören, darunter als wichtigste die geistlichen, in der Reformationszeit geschaffenen. Gemeinsam ist ihnen allen die ausschließliche Verwendung der englischen Sprache. Die Reformation beseitigte in England das Lateinische gründlich aus der Liturgie. Textverständlichkeit in der Kirchenmusik ist die von den englischen Reformatoren immer wieder erhobene Hauptforderung. Sonst ging man nicht so radikal vor. Die alten Formen wurden nur umgearbeitet, nur das Nötigste wurde getilgt, und möglichst viel vom Vorhandenen blieb. Dabei regelte man streng und eindeutig, als ob man besorgt war, die gefährlichen, das Volk erregenden Fragen der Liturgiegestaltung möglichst bald, endgültig und reibungslos zu erledigen. Eigene Formgedanken kommen nirgends zum Ausdruck, und von Luthers Freude am Experiment und an der Neugestaltung der Liturgie war man weit entfernt. Der tägliche Gottesdienst in den Kathedralen fand weiterhin statt; doch traten an die Stelle der täglichen Messe und der Stundengebete die neuen Formen des Morning- und Evening-Prayer, ausgestattet mit Teilen wie Venite, Te Deum, Benedictus, Magnificat, Nunc dimittis u. a. Die Holy Communion übernahm von der Messe Kyrie, Credo, Sanctus, Gloria. Benedictus und Agnus fehlen im Book of Common Prayer und kamen erst im 19. Jahrhundert wieder in Gebrauch. Musikalisch wurde der Gottesdienst auf das Wür-

digste ausgestattet, die Kathedralchöre und die alten Formen des Musizierens blieben erhalten. Für die Musik der Holy Communion waren die Messe, für die Cantica der Morgen- und Abendgebete die alten Sätze des Te Deum und des Magnificat die natürlichen Vorbilder. Doch forderten die Theoretiker der Reformation allereinfachsten Satz, auf die Textsilbe nur je eine Note, möglichst ohne Textwiederholung, damit distinctly und devoutly gesungen werde. Folgten die Komponisten der Vorschrift, so entstand das Short Service. In Fortsetzung des alten Stiles gegebene kunstvollere, ausgeführtere Sätze nannte man High oder Great Service. Man kann nicht sagen, daß sie, obwohl nur in England vorkommend, besonders englisch geformt seien. Doch ist ihre Geschichte charakteristisch für das Schicksal der anglikanischen Kirchenmusik.

Obwohl der Chorus musicus, der Kathedralchor, von der Reformation beibehalten und aufs neue gut ausgestattet war, haben die kirchlichen Forderungen ihn von jeher in seiner künstlerischen Existenz schwer bedroht. Er soll einerseits den Gottesdienst würdig und prächtig ausstatten, andererseits ist ihm die Verwendung artistischer Mittel als frevelhaft untersagt, er soll ferner durch musikalischen Vortrag den heiligen Texten besonders wirksamen, zu Herzen gehenden Nachdruck verleihen, doch wird ihm eigene Belebung und Auslegung — ohne die nun einmal keine Komposition möglich ist — eifersüchtig verwehrt. In dieser bedrängten Lage gibt es nur einen schmalen Ausweg, und es scheint, als ob er um 1600 vorbildlich für alle Zeiten gefunden wurde: William Bird komponierte sein Great Service zwar in latentem Widerstreit zum Wortlaut der Vorschriften, aber er verstand es doch in ihrem Sinne, die entfaltete Pracht mit Geschmack zu dämpfen, dem gezeigten Reichtum das Ansehen der Bescheidenheit und Gediegenheit zu geben und die warme Innerlichkeit durch würdige Haltung zu kompensieren, so daß sein Service wohl als vollkommener Ausdruck des anglikanischen Ideals bezeichnet werden kann. Es gilt auch als das beste schlechthin und hat den Stil für alle Zeit festgelegt. Der auffällige Mangel an religiöser Initiative ist eines seiner Kennzeichen und entspricht den oben erwähnten Forderungen der Kirchenmänner. Schon die wenigen Züge mehr individuell geprägter und spontaner Religiosität, mit denen der eigenwilligere Orlando Gibbons die ersten entschiedenen Barockelemente in das Service einführte, überlasteten die Gattung — die Entwicklung ging nicht weiter, es kam nicht zur Verarbeitung der großen kirchenmusikalischen Anregungen des Südens, wie sie im protestantischen Deutschland so glücklich vollzogen wurde, und das Service nahm nicht teil an der Blüte der barocken Meßkomposition. 200 Jahre lag es

brach. Für die Musiker, die seit der Restauration den fortwährenden Bedarf an Neukompositionen zu decken hatten, gab es auf dem schmalen Wege, der ihnen vorgezeichnet war, nichts Wesentliches zu finden. Öde herrschte im Officium, bis im 19. Jahrhundert und mit dem Oxford Movement die Ansichten über die Rechte und Pflichten der Kunstmusik in der Kirche sich wandelten und die Bahn frei wurde für Service-Gestaltung im Sinne der damals zeitgemäßen großen oder historisierenden Messe.

Schlimmer noch steht es um eine weitere Form der englischen Kirchenmusik, den anglisierten Plainsong. Der Cantus planus der alten Kirche überdauerte zwar die Reformation, aber er wurde den neuen Forderungen entsprechend zurechtgemacht. Statt der lateinischen erhielt er englische Worte, immer Ton auf Silbe in ganz naheliegender rationaler rhythmischer Ordnung, auf wenigen, wie zufällig nebeneinander gesetzten Tönen vernünftig deklamiert, eine sehr theoretische Übung. Die alte melodische Kraft des „Chorals", die bis in die Gegenwart in der abendländischen Musik geheimnisvoll weiterwirkt, verschwand aus ihm, und die musikalische Deklamation der englischen Sprache, die zu guter Wirkung gerade besonders auf Melodik angewiesen ist, erhielt fragwürdige künstlerische Gestalt. Als melodisches Material sind die einstimmigen Plainsong-Phrasen völlig unfruchtbar, und es ist nicht zu verwundern, daß die für den Chor bestimmten Teile bald[1] mehrstimmig gesetzt wurden. Die schönen Harmonisierungen von Thomas Tallis mit ihrem mannigfaltigen, bedeckten Klang sind heute noch in Gebrauch.

Die musikgeschichtlich wichtigste der anglikanischen Eigenformen, das Anthem (= antefn, antiphona), hatte von vornherein günstigere Lebensbedingungen als das Service. Da es in der Liturgie zwar zugelassen ist, aber nicht eigentlich zum Officium gehört und also außerhalb der oben aufgezählten Teile des Service steht und überhaupt auch außerhalb des Gottesdienstes gebraucht werden kann, waren sein Stil nicht so eingeengt und seine Möglichkeiten nicht so beschränkt wie die des Service selbst. Als früheste der reformatorischen Musikformen erschien es zunächst als Motette mit übersetztem Text, später, in der großen Zeit, original über englischen Worten komponiert; Bird, der sich in den Anthems weniger offiziell, persönlicher, wärmer und deshalb vielleicht noch eindrucksvoller als in den Services ausspricht, nahm bereits gelegentlich solistische Partien mit Orgel- oder Streicher-

[1] 1547 wurde in St. Paul's die Litanei zum ersten Male englisch gesungen. 1550 erschien das ganze, von Merbecke eingerichtete Prayer Book.



begleitung auf; Gibbons entfernte sich mit ausgesprochen barockem Stil in den solistischen Teilen noch weiter vom Motetten-Ideal; sein Verse-Anthem lebte nach der Restauration der Kirchenmusik weiter und wurde endlich zu Purcells-Zeit zur richtigen barocken Chorkantate mit Orchesterzwischenspielen, Arien, Duetten usw. Nach Händel verfiel es; der Anschluß an die aufgeblasene, bombastische Kirchenmusik der Zeit ist ihm schlecht bekommen. Erst im 19. Jahrhundert, und zumal durch das Oxford-Movement trat Besserung ein. Daß der Name Anthem für die verschiedenen Formen von Motette zu Kantate beibehalten wurde, zeugt vom Konservatismus und Selbständigkeitsbewußtsein der materiell stets gut ausgestatteten englischen Kirchenmusik. Eigene, charakteristisch englische Formkräfte haben die Gattung indessen weder entstehen lassen, noch ihre Geschichte richtunggebend beeinflußt. Sie waren dabei beteiligt, wie längst vor der Reformation.

Diese Formen der großen, vom Chorus musicus ausgeführten Kirchenmusik sind nach der Reformation gewissermaßen mit ruhiger Überlegung zum Zweck würdiger Ausstattung des Gottesdienstes beibehalten und puritanischen Anfeindungen gegenüber auch immer unter diesem Gesichtspunkte verteidigt worden. Sie waren nicht unmittelbares Ausdrucksmittel für das geistige Ringen des Tages und nicht Träger einer neuen, elementar hervorbrechenden, krisenhaft reformatorischen Religiosität, wie sie in Deutschland, mitgeführt vom geistlichen Lied, in die Figuralmusik eindrang und in den Sätzen von Ludwig Senfl und Johann Walther durch jenes heiße Bemühen um die Ergründung des Glaubensgehaltes der Tenormelodien zum Ausdruck kam, das für den Sänger das Hauptkennzeichen der deutschen reformatorischen Motettenkunst bildet. Der hohen anglikanischen Musik war dieses Gebiet früher wie später verwehrt. Es fehlt ihr überhaupt ein Gegenstück zu der umfangreichen deutschen Literatur ringender und problematischer geistlicher Tonwerke. Das geistliche Lied, bei uns immer wieder Träger krisenhafter religiöser Bewegung, ist der englischen Kirche nahezu unbekannt. Ein gegen 1539 unternommener Versuch, die lutherischen Lieder nach England zu verpflanzen[1], schlug fehl, und auch späterhin hat das deutsche Kirchenlied nur geringen Einfluß geübt, trotz der idealen Fürsprache des in England musterhaft gepflegten Johann Sebastian Bach. Das geistliche Lied entspricht eben doch nicht genügend dem Ideal englischer Frömmigkeit, wie sie der Gemeindegesang braucht.

Deren eigentliche Form ist der Psalm Tune. Er bietet das spontane, wache Bekenntnis der Gemeindemitglieder, das ihnen der Kirchen-

[1] Miles Coverdale, Ghostly psalmes and spiritual songes.

chor nicht abnehmen kann, und erscheint dem deutschen Protestanten somit als der bezeichnendste Bestandteil der englischen geistlichen Musik. Zumal unbegleitet und von nicht großer, aber eng zusammengehöriger Gemeinde angestimmt, etwa von den Angehörigen einer puritanischen Sekte am offenen Grabe, wirkt der Psalmengesang mit überzeugender, antreibender, stärkender Macht, viel unmittelbarer als die steife Würde der Services. Die eckigen, starren Formen der alten Tunes, ihre geringe Mannigfaltigkeit und ihr stereotypes Wesen, die zähen Anschwünge ihrer Melodik und die vielfach reizlosen Kadenzen, an denen man nur noch den kräftigen Zwang des Zum-Schlusse-Kommens spürt, entsprechen, ohne daß es einer Auslegung bedürfte, der stereotypen englischen privaten Religiosität in der alten aufrechten Form. In konsequenter Durchführung puritanischer Grundsätze mußte es dahin kommen, alle Kirchenmusik außer dieser zu verbieten, wie es in der Zeit des Commonwealth auch wirklich geschah: Die Gemeinschaft der von Gott Auserwählten, in diesem Leben Heiligen kann (außer zum harmlosen Spiel) eigentlich nichts anderes musizieren als diese unumstößliche Gewißheit bekundende — engherzige — Bekenntnismusik. Eigenartigerweise entstand die überaus charakteristische englische Form des Psalm Tune nicht auf englischem Boden. Die ersten Melodien schufen sich erst 1556 im Genfer Exil die englischen Emigranten nach dem Vorbild des französischen calvinistischen Psalters.

Die Betrachtung der weltlichen Formen führt mit Notwendigkeit zurück auf eine Untersuchung der bodenständigen Volksmusik in Großbritannien. Von ihr hat sich die englische weltliche Musik, soweit sie selbständig ist, niemals weit entfernt. Könnte das ungeheuere folkloristische englische, schottische, gälische, wälische, irische Material heute bereits überschaut und ausgewertet werden, so müßten sich wertvolle Aufschlüsse über Zusammensetzung und geschichtliches Werden des musikalischen Volkscharakters ergeben, der dem Außenstehenden schlechthin als „englisch" erscheint, der aber vielleicht gar nicht einheitlich ist und in dem jedenfalls viele stark divergierende Komponenten zusammenwirken. Es fehlen aber die nötigsten Vorarbeiten. Zwar leben auf dem Lande noch viele alte Lieder[1], doch hat die folkloristische Mode des 17. und 18. Jahrhunderts den Bestand so gemischt, daß die Zuweisung der Melodien an bestimmte Landschaften vielfach nicht mit Sicherheit erfolgen kann. Ferner bereitet, da die historischen Zeugnisse unzuverlässig sind und von praktischen Zeugnissen der keltischen Musik

[1] England ist nicht arm, sondern überreich an Volksliedern.

vor dem 17. Jahrhundert schlechterdings nichts bekannt ist, die Feststellung des Alters und der alten Formen der Weisen erhebliche, noch nicht genügend behobene Schwierigkeiten. Endlich üben die um die Realien der englischen Volksmusik hochverdienten neueren Forscher übergroße Zurückhaltung, sobald es sich um den Geist und die Zusammenhänge von Musik und Volkscharakter handelt. So müssen wir uns vorläufig mit wenig tiefer Kenntnis begnügen.

Die lebendige Tradition der Volksmusik in Großbritannien reicht weit zurück. Sie ist im 17. Jahrhundert nicht abgebrochen wie bei uns; England erlebte damals eine goldne, nicht eine schwarze Zeit. Das Gesicht der erhaltenen Weisen zeigt darum viel weniger einheitliche Züge als in Deutschland, nicht nur wegen der zugrundeliegenden verschiedenen volkhaften Elemente, sondern auch durch die Einflüsse der Kunstmusik mindestens dreier Jahrhunderte. Gedruckte „Volkslieder" aus den Städten haben in England auf dem Lande schon lange Verbreitung gefunden, als bei uns noch keinerlei Gelegenheit für solchen Vertrieb war. Daß daneben aber die alte Überlieferung sich weiter durchsetzte, beweisen die heute noch in Gebrauch befindlichen Kirchentonarten. Sie sind in Schottland, Irland und Wales gang und gäbe, kommen auch im eigentlichen England zahlreich vor, und überall zeigen neu entstehende Weisen kirchentonartlichen Gepräges, daß die alten melodischen Ordnungen des Tonmaterials im Volke noch als bindend empfunden werden. So offenbart sich bis in die Gegenwart eine Eigenkraft der Melodik, die das 17. bis 19. Jahrhundert überdauert hat und überhaupt ein Kennzeichen englischer Volksmusik bildet. Melodische Wendungen „ins Ungewisse", die sich gar nicht oder doch nicht einleuchtend harmonisieren lassen[1], finden sich auf Schritt und Tritt, auch in den moderneren Weisen, in denen der immanente harmonische Sinn die Melodik mehr in Fesseln hält; selbst da springen die Tonschritte manchmal seltsam unberechenbar aus dem Rahmen heraus, und die Weisen erhalten dadurch für uns etwas Ungemütliches, wenig Liedhaftes, Abenteuerliches, Kühnes.

Diese Freizügigkeit der Melodik, die man auch in weniger bedeutenden Beispielen durchfühlt, wenn der Eindruck entsteht, als seien die Tonschritte wie zufällig und ohne rechten Sinn aneinandergesetzt, führt auf ein zweites damit zusammenhängendes Charakteristikum der Volksmelodien, die Wachheit. Englische Weisen können sentimental-ergreifend sein, aber nicht schläfrig, nicht träumerisch-vergoldet. Melo-

[1] Die vielen populären Ausgaben mit Klavierbegleitung scheitern allzumal an diesem Punkt.

dische und rhythmische Figuren, die den Gleichklang, in dem man versinken könnte, durchbrechen, finden sich fast überall. Englische Volksmusik hat gern „veränderte Reprisen", unerwartete Variationen und Umspielungen wiederkehrender Formteile; die Taktordnung Schwer-leicht-schwer (9/8), die immer zwei schwere Werte mit einem Bruch dazwischen nebeneinander stellt, und überhaupt lustig-stoßender Rhythmus und aus der Bahn werfender Taktwechsel sind beliebt. Während aber im Vergleich der bayerische Taktwechseltanz seine verschiedenen Zweier und Dreier so aneinanderfügt, daß man's kaum merkt, werden die englischen Bildungen beherrscht von einer wachen Freude am Umwerfen des Rhythmus, man soll es gerade merken! Nicht wer in der Musik versinkt, sondern wer sich in ihr lebendig bewährt, ist der ideale Ausführende und Hörer. Groteske Züge schleichen sich allum ein, auch an ernsteren Stellen, wo sie bei uns nicht geduldet würden, und zeigen an, wie es dem englischen Sänger auf Überlegenheitsgefühl und Wachsein ankommt. Es gibt eine ganze Musterkarte solcher plötzlicher, aufrüttelnder Wendungen. Vor allem natürlich die Tänze sind voll davon.

Die auffälligste unter ihnen ist die Synkope, die seit dem 18. Jahrhundert in der englischen Instrumental- und Vokalmusik überhand genommen hat und neuerdings in Amerika zur selbstverständlichen Deklamationsform gesungener englischer Texte gemacht worden ist. Man singt dort sunny = ♪♩. = ◡́ —, naturalistisch, wie man spricht, und die vielen ähnlich gebauten englischen Worte alle ebenso. Die Synkope verliert damit ihre eigentliche Funktion als gelegentlicher Erweis der Überlegenheit und herrenhafter Willkür. In den amerikanischen Songs verkehrt sich der Ausdruck zu einem vulgären, naiven Dauergrinsen, das die englische Volksmusik nirgend kennt. Naturalistisches Ablauschen der gesprochenen Längen und Kürzen ist niemals ihr Kompositionsprinzip gewesen; sunny wird = ♩♩ oder emphatischer ♩. ♪, also mit Dehnung der Betonungssilbe, wie durchweg im Deutschen, gesungen. Auch die große englische Vokalmusik um 1600 stilisiert so. Erst im späteren 17. Jahrhundert drang die Synkope wohl aus schottischen Tänzen — der Name Scotch snap für besonders scharfe Bildungen weist darauf hin — und aus der in England populären italienischen Instrumentalmusik in die Songs der Bühnenwerke massenhaft ein, zuerst als barocker Naturalismus, dann mit der Bedeutung des lustigen Herausfallens aus der gehobenen Deklamation ins Ungezwungene, mehr oder weniger geistreich charakterisierend wie in Careys bekannter „Sally"[1];

[1] Beggar's Opera Nr. 59.

sie blieb endlich als Konzession an die Straße und Verherrlichung des zum Prinzip erhobenen nachlässigen Benehmens. Alte Weisen, die übermäßig viel Synkopen haben, befinden sich durchweg in schlechtem Erhaltungszustand.

Auf die Formen der weltlichen Kunstmusik in England soll im Vergleich mit ihren ausländischen Vorbildern unten noch eingegangen werden.

Über die Mittel der englischen Musik läßt sich nach allem, was in ihrer Geschichte und Gegenwart besonders charakteristisch erscheint, in Kürze etwa folgendes zusammenfassen:

1. Englisch ist die Freude am Kanonsingen. Catches sind in England wohl zu allen Zeiten, und gewiß längst vor dem Sommerkanon (1240) als gesellige Form klubmäßigen Musizierens ausgeführt worden. Wo sie vorkommen, brauchen sie nicht als Belege einer hochentwickelten polyphonen Kunst gedeutet zu werden; auch primitive Völker ohne jegliche theoretische Kenntnisse singen im Kanon, und die Technik der volkstümlichen Catches in England hat sich bis heute nur wenig geändert. Der englische Kanon zeugt überhaupt nicht von einem Streben nach Polyphonie im strengsten Sinn. Er hat im Laufe der Geschichte niemals zu einer Kunst des linearen Satzes, der extrem selbständigen Stimmen geführt. Es ist charakteristisch für England, daß es vom 14. zum 16. Jahrhundert, vom Fauxbourdon zu Bird, direkt und geradeaus, ohne Umweg über die konsequente Polyphonie der Niederländer ging und auf die benachbarte blendende Erscheinung Okeghems kaum reagierte[1]. Nicht die Freude daran, eine Anzahl individuell möglichst verschiedener Stimmen nebeneinander zum Ganzen zu ordnen, kennzeichnet die englische Polyphonie mit dem Kanon als Grundphänomen, sondern das Bestreben, im Grunde gleiche Individuen doch unabhängig voneinander zusammenwirken zu lassen. Wenn sich daraus ein schönes, angenehm hörbares Ganze ergibt, so ist der Zweck der Polyphonie erreicht.

2. Dieses Ganze entsteht durch Verschmelzung. Verschmelzung, nicht nur als Nebenerscheinung, sondern als wesentlicher Faktor, zum Auskosten, gehört zu jeder englischen beauty. Das Schmelzen der Seele im musikalischen Erlebnis, das die Dichter immer wieder verwundert feststellen, hat sein Gegenstück im Ineinanderschmelzen der Klänge, gleichzeitiger wie nacheinander ertönender. Die Freude an der Konsonanz, die ebenfalls bei Primitiven vorkommt und keineswegs erst nach

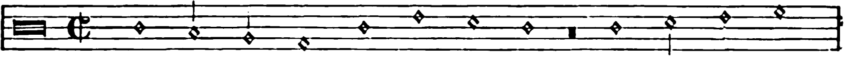
[1] Über Taverner unten.

langer Entwicklung erworben wird, führt jedoch beim Engländer nicht zu Klangorgien, wie in mancher deutscher Festmusik, wenn das restlose Aufgehen alles einzelnen im Tonmeer gefeiert wird. Der englische Gesamtklang hat nie diese hohe Symbolik, und Klangmystik nach Art der barocken Kirchenmusik aus San Marco mit ihrem irrationalen, geheimnisvoll überirdischen Ineinanderwogen der Chöre gibt es in England nicht. Die traditionelle Doppelchörigkeit der Kathedralmusik — die Stimmen unterschieden nach dem Stand an der Seite decani oder cantoris — behält immer etwas Steifes und Reinliches. Die zusammenwirkenden Teile bleiben in der Verschmelzung doch irgendwie selbständig. Die Theorie des 13. Jahrhunderts prägte einen treffenden Ausdruck dafür: unvollkommene Konsonanz. Die Sextakkorde des englischen Fauxbourdon und später der in England beliebte Dominantseptakkord sind solche für die englische Harmonik charakteristische unvollkommene Konsonanzen. Weder die strahlende Klarheit in Harmonie mit dem Unendlichen noch der Aufbau des Gesamtklanges aus gesonderten Klangpunkten entspricht englischem Ideal, sondern die angenehme, von leichten akustischen und seelischen Schwebungen getrübte, unvollkommene Konsonanz im Dauerzustand.

3. Englands harmonischer Stil ist also, obwohl stets gepflegt und kultiviert, an sich nicht eben reichhaltig und bedeutsam. Die eigentliche Kraft englischer Musik liegt durchaus im Melodischen. Das mag hier der eine der beiden ältesten, noch heute im Gesangbuch[1] enthaltenen Psalm Tunes von 1556 erweisen. Er stehe neben seinem fünf Jahre älteren französischen Muster.

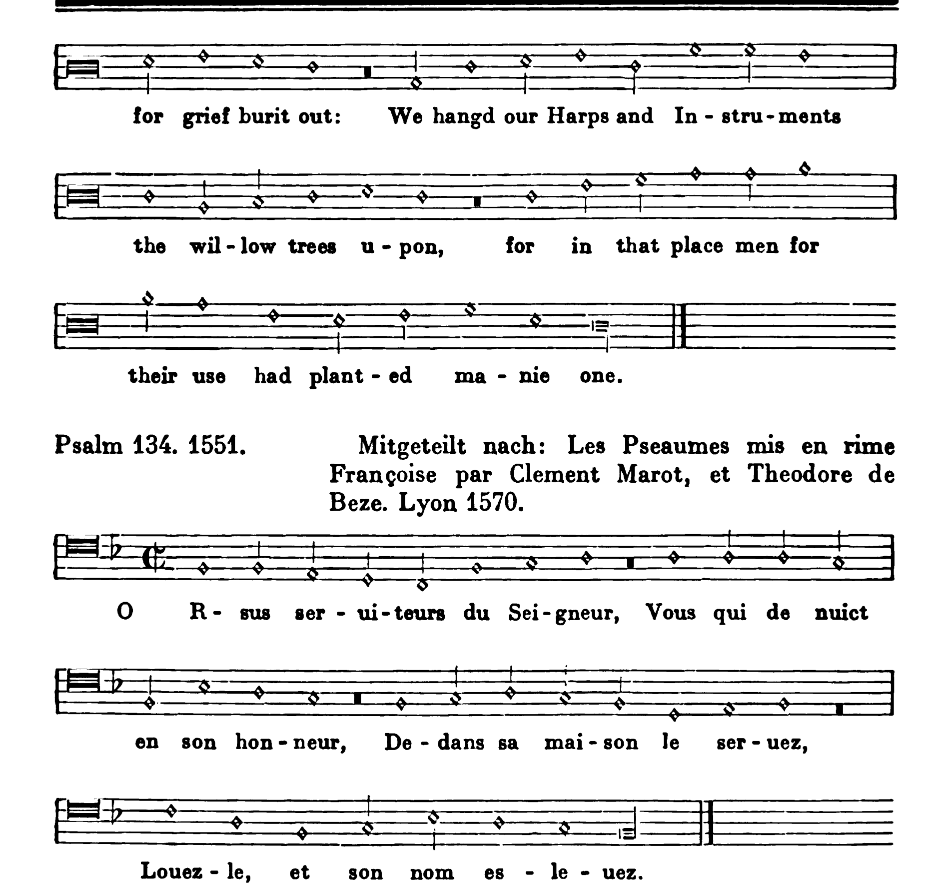
Psalm 137. 1556.

Mitgeteilt nach: The Whole Booke of Psalmes, Collected into English metre by Tho. Stern[hold], Joh. Hop[kins] and others. London 1586.





[1] Hymns ancient and modern.



a) Verschmelzung beherrscht auch die englische Melodik. Ihre Einzeltöne erscheinen nicht scharf begrenzt und abgesetzt, sondern als ob sie ineinandergleiten. Die gewaltige Erhebung „in Babylon“ singt sich wie ein dicker, einheitlich an- und abschwellender Bogen. Die entsprechende französische Stelle „du Seigneur“ gibt eine feine Linie mit drei klaren Einzelstufen. Und ebenso hat man beim Singen der anderen Aufschwünge in der englischen Melodie, z. B. auf „the rivers round“ oder „willow trees“, den Eindruck, als werde die Tonbewegung mit Macht kontinuierlich hochgetrieben, während die französische Weise sich stets leicht und fein von Stufe zu Stufe schwingt. Der breitschattierte melodische Gang mit ungewissen Konturen steht der scharfgezeichneten Linie gegenüber, französischer Abstraktion die englische Melodik, die immer wie in diesem Psalm Tune gewissermaßen von Fleisch und Blut ist. Es liegt über der französischen Weise wie ein feiner silber-

ner Glanz von Reflexion und Zurückhaltung — die englische beauty greift bedenkenlos an und rührt das Herz.

b) Über den ganzen Verlauf der französischen Melodie hin herrscht eine gleichsam berechnete, ideale Ausgewogenheit. Man spürt sie auch in jedem einzelnen Tonschritt wie ein Gleichgewicht und fühlt, daß schon die geringe Änderung eines einzigen Tones dem ganzen Fortgang eine andere Bahn geben müßte. Alles verläuft wie nach mechanischer Naturgesetzlichkeit. Der englische Tune ist im Vergleich damit willkürlich aufgebaut. Die Linie könnte an dieser oder jener Stelle weiter oder weniger weit ausschlagen — wenn z. B. das erste „and" den Ton c hätte — und ganze Teile ließen sich auswechseln, ohne daß die folgenden Phrasen davon betroffen würden. Ausgewogenheit rundet das Ganze nur obenhin. Die expressiven Stellen laufen viel zu geradeswegs und zu weit fort, als daß man sie auf französische Art wieder ausgleichen könnte. Nicht ein formales Naturgesetz herrscht, sondern Willkür, Wille, Tatkraft, Affekt; jeder Ton bekundet sie.

c) Französische Melodien lassen sich also konstruieren, wenn man die Kunst versteht, das Gesetz des Aufbaus so anzuwenden, als konstruiere sich die Musik von selbst. Lange Zeit hat man in den Motets mit bestem Erfolg über fertige Weisen andere, ganz parallel laufende, gebaut; die konstruierten Tripla übertreffen die früher fertigen Motetus sogar vielfach an Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit des Ausdrucks. Englische Melodik eignet sich nicht zu solchem Verfahren, sie will wachsen wie ein Naturprodukt, einerlei ob gerade oder schief, niemals vollkommen. Gleich der Anfang der beiden Psalmweisen zeigt den Unterschied: Die französische formale Disposition macht, daß der mit dem zweiten Ton einsetzende Abstieg wie getrennt und wie ein Teil für sich dasteht, die englische Melodie beginnt schon auf dem zweiten Ton zu treiben. Wir spüren, wie ein einheitlicher Zug, eine organische Kraft durch die ganze Phrase hinwirkt und sich entwickelt; im nachfolgenden Aufstieg erfüllt sie sich, und es ist, als recke sich der Ast eines Baumes ins Licht — für die französische Linie ein unmögliches Bild. Von diesem organischen Wachstum der Melodik her nimmt alle große englische Musik das schlechthin Überzeugende, Entwaffnende, das die Engländer an ihrer eigenen Musik immer wieder staunen macht. Man scheint einer Naturschönheit gegenüberzustehen, vor der alle Kritik machtlos wird. Es blüht zum Licht und entfaltet sich und ist wie Frühling; bei Meistern der Melodik, Dunstaple, Bird, Dowland, Purcell, gewiß noch einleuchtender als in dem knorrigen Puritanersang.

d) Das Naturhafte und die Nähe des Volksmäßigen bestimmen auch



die — recht engen — Grenzen für die englische Melodik. Alle besonders kunstvollen und verfeinerten Stilisierungen liegen jenseits ihrer Fähigkeit, weite Gebiete, z. B. das der eigentlichen Monodie und des Sprechgesangs, sind ihr verschlossen. Die englische Musik hat daher nicht auf alle Anregungen, die ihr im Laufe der Geschichte vom Festlande kamen, mit großen Leistungen eigner Prägung antworten können.

Die englische Musikgeschichte in der europäischen.

Quellen zur mittelalterlichen Musikgeschichte Englands sind bis zum 15. Jahrhundert nur sehr spärlich vorhanden. Es ist darum nicht möglich, ein einigermaßen umfassendes Bild vom frühen englischen Musikleben, das nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Schriftsteller mannigfaltig und bedeutsam gewesen sein muß, zu gewinnen. Insbesondere wird man darauf verzichten müssen, aus der Musikgeschichte zu erfahren, welcher Anteil den verschiedenen Völkerschaften, die zur englischen Nation verschmolzen sind, am späteren fertigen englischen Kulturganzen zukommt. Doch darf man vorsichtig behaupten, daß, soweit die Kenntnis reicht, große englische Musik niemals ausgesprochen keltische Züge gehabt hat.

Schon im 6. Jahrhundert kam der Gesang der römischen Kirche nach Irland und England. Es festigte sich dort in den nächsten Jahrhunderten eine Choraltradition, deren mündliche Überlieferung in Wales bis heute andauert. Die Choralhandschriften, die uns über die Eigenart dieser frühen Musikpflege berichten könnten, fielen zumeist den Puritanern zum Opfer. Von der weltlichen Liedkunst des 11. Jahrhunderts enthalten die „Cambridger Lieder" ein ganzes Spielmannsrepertoire. Doch werden die Weisen zum Teil als bekannt vorausgesetzt, und die eingezeichneten Neumen können wir nicht entziffern. Ebenso sind die Anfänge der Mehrstimmigkeit in England in Dunkel gehüllt. Wir wissen nicht, wie man auf das älteste Organum, die nach dem Zeugnis der „Musica enchiriadis" im benachbarten Teile Frankreichs im 9. Jahrhundert geübte Kunst mehrstimmigen Vortrags von Choralweisen, reagiert hat. Erst die vom Ende des 11. Jahrhunderts stammenden über 150 zweistimmigen Organa des „Winchester Troper", die wohl an Ort und Stelle für den Gebrauch in der Kathedrale komponiert worden sind, beweisen, soweit sich aus den Neumen ohne Linien ersehen läßt, die engen Beziehungen zu Frankreich auch in der musikalischen Technik. Wie die französischen legen sie die Nebenstimme nicht mehr unter die Hauptstimme, sondern darüber oder um sie herum und führen sie

nicht wie früher parallel, sondern geben ihr bei grundsätzlichem Festhalten des Satzes Note gegen Note mehr melodische Freiheit. Eine große Zahl weiterer original englischer Werke, wiederum aus Winchester, sind durch ein erhaltenes Verzeichnis für das frühe 13. Jahrhundert belegt. Die Organa selbst, als deren Verfasser W. de Wincestre genannt ist, die Conductussätze und Motetten, die frühesten auf englischem Boden, kennen wir nicht. England liegt damals im Strahlungsbereich der Schule von Notre Dame und in der Einflußsphäre ihrer Meister Magister Leoninus und Perotinus Magnus, über die uns gerade ein Engländer, der Anonymus 4 Coussemakers, nähere Berichte hinterlassen hat. Conductus (ein- oder mehrstimmige freie Neukompositionen geistlicher oder weltlicher Lyrik) und Motetten (eine oder mehrere Stimmen, jede mit eigenem Text, zu einem gegebenen Tenor gesetzt) des Notre-Dame-Stiles kommen in englischen Handschriften vor. Auch die weitere, erstaunlich mannigfaltige Entwicklung der französischen Musik, die sich hauptsächlich in der Motette vollzog, spiegelt sich in England. Englische Gelehrte mit klingenden Namen suchen ihre Kunstregeln zu fassen, und Motetten aus dem Roman de Fauvel finden sich in England für Orgel bearbeitet (die Kathedrale von Winchester besaß schon um 950 eine weltberühmte große Orgel). Doch löst sich nun allmählich die enge Gemeinschaft mit dem Kontinent. Zwar lassen sich strikte Beweise nicht beibringen, da die großen englischen Handschriften des 14. Jahrhunderts nicht erhalten sind. Aber es erscheint kaum glaublich, daß die aufs äußerste verfeinerte, formal raffinierte, klanglich abstrakte, durch und durch weltliche Motetten- und Balladenkunst Frankreichs im 14. Jahrhundert zugleich Ausdruck englischen Wesens gewesen sein, und daß der große Guillaume de Machaut, der feinhörige, geschmackvoll bedenkliche, intrikat innerliche, romantische „Künstler", auch von englischen Sorgen gesungen haben soll. Von 1300 ab wird England mehr und mehr den Anschluß aufgegeben haben, wenn auch seine höfische Musikpflege noch lange französisch blieb.

Der Zwiespalt liegt schon in der volkstümlichen Musik des 13. Jahrhunderts. Die Freude an der überscharfen Herausarbeitung der Kleinrhythmik, die mit den Weisen der Troubadours und Trouvères in die französische Melodik kam und dort immer differenziertere Formen annahm, war nicht englisch. Die berühmte sechsstimmige „Rota" über das S u m e r i s i c o m e n i n, jener einzigartige Beleg der englischen Kanonpraxis um 1240, hat sie nicht. Vorgetragen mit der ruckweisen Präzisierung der taktischen Elans, die für alle französische weltliche Musik der Zeit selbstverständlich ist, würde sie wie zerhackt klingen

und ihre charakteristischen Vorzüge einbüßen[1]. Sie bildet die Rhythmen weich und fließend, und die taktischen Gruppen treten nicht so hart hervor. Das gilt nicht nur für die ältere chorale Fassung[2]; auch die spätere, allgemein bekannte, nach den Kunstregeln der französischen Rhythmuslehre umgearbeitete, schwungvollere Form steht dynamisch den Dupla der Pariser Organa und ihrer ungezwungeneren Bewegung näher als der straffen Sachlichkeit der weltlichen französischen Melodik. Eigenartig ist auch die Harmonik des Stückes, wiewohl im Grunde einfach genug. Ihre beiden fortwährend abwechselnden akkordischen Komplexe haben den Charakter von Klangballungen, in denen die Stimmen jeweils einzutauchen und aufzugehen scheinen, und unterscheiden sich damit von den kunstvollen Klangstilisierungen der Zeit, die sich nur wie ein loses Band um die Stimmen legen. Wenn England allgemein so sang, und es steht der Annahme nichts im Wege, so war es in der Tat schon damals von Frankreich, das, wie wir wissen, nicht so sang, weit entfernt.

Englische Eigenart zeigt ferner die Satzweise des Fauxbourdon, die eine Hauptmelodie zwischen Anfangs- und Schlußton mit parallelen Oberterzen und Sexten begleitet, so daß sich ein dreistimmiger Satz in lauter Sextakkorden (unvollkommenen Konsonanzen!) ergibt, der von den Sängern improvisiert werden kann. Theoretische Erörterungen über sie stammen erst aus dem 15. Jahrhundert, als die englische Praxis Weltgeltung erlangte. Sie selbst ist viel älter. Der langgesuchte Beleg aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts hat sich neuerdings gefunden[3], und man darf sie wohl in Zusammenhang bringen mit der uralten „lieblichen" Mehrstimmigkeit, die nach dem Bericht des Giraldus Cambrensis im 12. Jahrhundert in Wales, jenseits des Humber und an den Küsten von Yorkshire volkstümlich war, aus Dänemark und Norwegen dorthin gekommen sein soll und für die sich ein spätes Zeugnis in einem von den Orkney-Inseln stammenden, durchweg in Terzenparallelen geführten zweistimmigen Satz erhalten hat[4]. Je mehr die große französische Musik vom glanzvollen, terzliebenden zweistimmigen Notre-Dame-Organum zu den abstrakteren, substanzlosen, gewählten

[1] Vgl. die lehrreiche Gegenüberstellung eines französischen Kanons in Joh. Wolfs Geschichte der Musik. Wissenschaft und Bildung Nr. 203 S. 62.

[2] Übertragung in H. Riemanns Handbuch der Musikgeschichte I, 2 S. 216 und Musikgeschichte in Beispielen Nr. 1.

[3] Übertragen auch in Groves Dictionary of Music, 3. Aufl. 1927/28.

[4] Auch abgedruckt von Fr. Ludwig in Adlers Handbuch der Musikwissenschaft S. 136.

Klängen des 13. und 14. Jahrhunderts überging, desto stärker wurde wohl der Einfluß des massiveren, Dauerwohlklang gewährleistenden Fauxbourdon in England. 1270 bricht der englische Conductus Foweles in the frith[1] stilwidrig in parallele Sexten aus, und ähnlich machen es in Oxford überlieferte Motetten des 14. Jahrhunderts.

Als Ausgleichsform der in England wirkenden Kräfte taucht schon früh ein Satztypus auf, der lange dem englischen Ideal entsprochen hat: Dauerwohlklang wie im Fauxbourdon, darum einfachster Satz fast Note gegen Note, aber mit selbständigerer Führung der Stimmen. Ein in diesem Stile komponiertes Salve virgo virginum[2] vom Beginn des 14. Jahrhunderts, aus einer Handschrift, die auch zwei Conducten mit englischen Texten enthält, kommt im Klang dem 150 Jahre jüngeren, aus der großen Zeit der englischen Musik stammenden Ave Regina des Leonel[3] ganz auffällig nahe. Zwar fehlen ihm noch die charakteristischen melodischen Entwicklungen, und das jüngere Werk ist klanglich gepflegter und satztechnisch konsequenter, doch verbindet beide das typische englische Gleiten von Klang zu Klang in ähnlichen harmonischen Wendungen und gleichen Lagen. Sie gehören zu derselben Gattung der rührenden Marienkomposition, zu der auch Dunstaple beigetragen hat[4], und in der die Vorzüge englischer Musik jener Zeit besonders günstig hervortreten. Jedenfalls hat — anders als in Frankreich und Italien — über das ganze 14. Jahrhundert hin in England eine unabgebrochene Tradition der geistlichen Komposition bestanden, welche gewiß die besten Kräfte beschäftigte.

Von ihr ging der entscheidende Umschwung aus, den nach übereinstimmendem Urteil aller früheren und späteren Sachverständigen John of Dunstaple im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts für die gesamte abendländische Musik herbeiführte. Die unkomplizierte, elementare, zuversichtliche Frömmigkeit Englands, wie sie in Dunstaples Sancta Maria überzeugend zum Ausdruck kommt, wenn nach dem zarten Rankenspiel auf rosa und lilium sich das Ensemble im ora pro nobis kräftig und bestimmt zusammenfindet, und wenn am Ende der Tenor den ganzen Klang aufsaugt und alle Aufmerksamkeit auf seine in ruhiger Gewißheit in den Schluß hinabschreitende Bewegung kon-

---

[1] Auch in der Oxford History of Music II, 109.

[2] Oxford History I, 315.

[3] Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft II, 378.

[4] Zum Beispiel Sancta Maria in den Denkmälern der Tonkunst in Österreich VII.

zentriert — eine echt englische Kadenzhaltung —, bestärkte neue religiöse Kräfte auf dem Festlande: die geistlichen Formen der „Niederländer“ werden, bis ins 16. Jahrhundert hinein und über das ganze Abendland hin, Träger des musikalischen Fortschritts. Die gewählten, abstrakten, konstruktiven Klänge der französischen Musik weichen den natürlichen, leibhaften, komplexen des englischen Fauxbourdon und des damit zusammenhängenden Satztypus, und die englische wachsende, aufblühende, sich frei entfaltende Melodik, die jetzt zum ersten Male kunstvolle Stilisierung erfährt, wird Vorbild auf dem Kontinent. Italienischer Einfluß mag dazu beigetragen haben, sie zu wecken. Wenn Dunstaple aber — die englischen Zeitgenossen machen es ähnlich — die Stimmen eines Satzes zunächst in Einklang oder Oktave zusammenhält, um dann die Oberstimme hoch über die Terz hinaus sich frei und weit aufschwingen zu lassen, so findet die charakteristisch englische Melodik damit eine ihrer reinsten Formungen, fern von französischem Formalismus und italienischer Organettomelodik des Trecento.

Wie der Befund der Handschriften ausweist, die leider erst zum geringen Teil übertragen und zugänglich gemacht worden sind, wirkte Dunstaple lange, vielleicht zeit seines Lebens, außerhalb Englands und war daher den Hemmungen heimatlicher Enge entzogen, denen viele seiner zeitgenössischen Landsleute erlagen. Er sicherte durch Beherrschung der komplizierten musikalischen Technik der großen Welt Frankreichs und Italiens seinen Werken höchste Eindruckskraft, doch erfand er wohl kaum neue formalistische Mittel, weder die niederländischen Kanonkünste, noch die Technik, einer Melodie durch Einarbeitung gregorianischer Bruchstücke Rückgrat zu geben. Seine Anerkennung — man machte ihn bald zum Erfinder der Musik — und seinen Einfluß gewann er durchaus als vielseitigster und gewichtigster Künder der englischen naturalistischen, nicht formalistischen Kunst. Durch ihn gelangten naturalistische Elemente in die abendländische Tonkunst oder wurden doch in ihr entscheidend bestärkt, die nicht mehr daraus verschwunden sind, und die heute im Vergleich zur Musik auswärtiger Völker geradezu als „europäisch“ gelten, der Naturalismus des substantiellen Klanges, der naturhaft wachsenden Melodik und der sensualistischen musikalischen Schönheit überhaupt. Zwar haben die Niederländer den englischen Anteil schnell bis zur Unkenntlichkeit verarbeitet. Von den warmen Klängen und kunstvoll geführten Linien des späten Dufay aus betrachtet, erscheint die rührende Schönheit der Engländer uncharakteristisch, ihre ungeprägte, schweifende Melodik vage. Doch blieb ein Rest durch alle Stilwandlungen der abendländischen Musik

hindurch. Englands Musik erfüllte damals ihre höchste außenpolitische Sendung.

Vom 15. Jahrhundert ab wird die Überlieferung besser. Aus Dunstaples Zeit sind Werke einer ganzen Reihe englischer Komponisten erhalten. Ein geschlossener Kreis, wahrscheinlich Mitglieder der Kapelle Heinrichs VI. mit dem komponierenden König an der Spitze, befindet sich darunter. Dunstaples Höhe erreichen indessen, soweit man heute urteilen darf, nur Leonel und Benet, die ebenfalls außer Landes gewirkt zu haben scheinen. Auch für die folgende Zeit liefern die Handschriften reiche, erst zum geringen Teil gesichtete Ausbeute. Der Niedergang wird jetzt allgemein. Während auf dem Festlande die englische Melodik Beginn und Ausgangspunkt war, wandten sich die Engländer selbst zurück. Dunstaple bedeutet ein Ende. Nach ihm gibt es große, aufblühende Melodik nicht mehr in freier, irrationaler Form. Über hundert Jahre handelte es sich um ihre Motivierung. Der naturhafte, sinnlose Fluß der Linien wird nicht mehr verstanden; man braucht Gründe. Und da man sie zunächst nicht hat, kommt es zu einer regelrechten Verzopfung des Stiles. Die melodische Bewegung bei Cornysch wird steif und will nicht mehr schwingen, bei Robert Fayrfax[1], dem Haupt der englischen Schule um 1500, trocknet sie ganz ein. Die Rhythmik erstarrt, der alte würdige, aber reizlose Satz Note gegen Note setzt sich fort, belebt nur durch ein bescheidenes Aufgebot an neuen klanglichen Mitteln.

England befindet sich damals in schärfstem Widerspruch zur „Welt", zu den Niederlanden. Dort hatte Okeghem in seinen Messen einen Satz von unabhängigen, abstrakten, ungreifbaren, aus sich selbst bewegten, von Gestalt zu Gestalt unabsehbar fortfließenden Stimmen als Symbol des irrationalen, unendlichen Lebensstromes ausgebildet, in den er als Kern Volksliedtenöre von übermenschlich geweiteter Gestalt aufnahm im Sinne eines Bekenntnisses zu überwältigender, unmäßiger irdischer Freude — vlämische Religiosität, orgiastische Weltfreude als Halt im unendlichen Gleiten und Sichverwandeln. England schloß sich fest ab gegen diesen frevelhaften Geist der Nachbarn, abstrakte Stimmen kommen überhaupt nicht, Volksliedtenöre selten vor, und wo sie stehen[2], als gefälliges melodisches Material, frei von religiöser Symbolik. Vlämisches Übermaß mit seinem mystischen Hintergrund war in England immer verdächtig, zumal in dieser Zeit, da alles nach Rationalisierung verlangte. Daher griff man sofort zu, als nach Okeghem rationale Ele-

[1] Fünf Songs in Stafford Smith's Collection of English Songs.

[2] Messen über „The Westron wynde" von Taverner, Tye, Sheppard.



mente den niederländischen Stil durchsetzten. Man lernte von dem Josquin der Motetten (oder von einer ihm nahestehenden Persönlichkeit), wie man das improvisierende Stimmenerfinden vermeidet und den Satz planmäßig aus fugierten Partien aufbaut, und wie man jede melodische Wendung durch sinnvolle Deklamation des Textes motiviert, und wurde der alten elementaren Irrationalität damit endgültig Herr; sie blieb aus der englischen Musik verbannt. Denn Josquin als Seher, der unwillig und lässig, aller rationalistischen Motivierung zum Spott, seine Klangwunder um sich breitet, hatte jenseits des Kanals keine Verwandten mehr. Das Ideal des würdigen, klaren Klanges der klassischen englischen Kirchenmusik, das sich damals unter niederländischem Einfluß festigte und von Christopher Tye (* um 1500) zum erstenmal bedeutsam vertreten wurde, bot keinen Raum für sinnlose übermächtige Entzückungen mit heimlicher religiöser Bedeutung.

In dieser aufgeklärten Welt wurde, wie es gar nicht anders sein konnte, die Frage nach modernem, individuellem Bekenntnis, nach persönlicher Verinnerlichung brennend. Tye beunruhigte sie noch wenig, John Taverner, seinen bilderstürmenden Altersgenossen, hielt sie zeitlebens in Bann. Der Gegensatz von Rationalismus und Genietum kennzeichnet auch die englische Musik kurz vor der eigentlichen Klassik: Tye setzte untadelig eine lange Bearbeitung der Actes of the Apostles von A bis Z in Musik, Taverner, der als Dreißiger seine musikalische Laufbahn abbrach und repented him very muche that he had made Songes to Popish Ditties in the time of his blindness, hinterließ sein musikalisches Werk im ganzen und einzelnen unfertig und ungleich. Wo es gut ist, spricht aus ihm ein ergriffener Mensch in akuter Benommenheit — eine seltene Erscheinung in englischer Kirchenmusik. Taverner wird beherrscht von dauerndem Ausdrucksbedürfnis und gibt ihm immerfort nach. Er preßt in seine Textdeklamation auf engem Raum[1] ein Übermaß an leidenschaftlichem Mitfühlen, und es tut einem all das Ausholen und Beteuern mitunter fast wehe. Seine Linien verlaufen aufgeregt und formlos, steigern sich jäh und überstürzt, gehorchen überhaupt einem Geiste der Unruhe und Willkür, der sich in lebendigen Einfällen und Ausbrüchen äußert und nicht zu überlegener, geschlossener Gestaltung kommt. Taverner war gewiß ein „Genie" und der erste in einer Reihe englischer Musiker, die sich mit dem Problem des Genietums auseinanderzusetzen hatten. Bull, Dowland, Wilbye sind seine Nachfolger, Tallis, Bird und Gibbons die Gegenspieler. Aber es

[1] Zum Beispiel in den kleinen Motetten. Ausgabe s. Literaturverzeichnis.

fehlte ihm — vom Standpunkt der nachfolgenden Klassik gesehen — die Fassung. Er ergreift stark und unmittelbar durch die Intensität seines Fühlens, die Ehrlichkeit seiner Aussprache und durch große Kunstfertigkeit. Aber er überzeugt nicht in demselben Maße von der Größe seiner menschlichen Haltung. Kardinal Wolsey, der ihn vor schwerer Ketzerstrafe bewahrte, traf auch im tieferen Sinne das Richtige, wenn er meinte, Taverner sei „but a musician".

Die englische Klassik hat, wie später die deutsche, die rationalistischen und genialistischen Elemente aufgenommen und verschmolzen. Thomas Tallis (* um 1510) und William Bird (* 1542/43), untereinander durch die Kennzeichen zweier Generationen getrennt, unterscheiden sich gemeinsam von Taverner dadurch, daß sie formen, wo jener entäußert; durch Gestaltung und Beherrschung der im Kunstwerk symbolisierten Welt. Es fehlt ihnen nicht an Ergriffenheit, aber sie meistern sie und zwingen die Linien, die davon zeugen, in planvollere Bahnen. Überall greift ein individueller Wille durch und bewährt sich in der Welt der Emotionen. Der Mensch ist in seiner geistlichen Musik nicht nur fromm und vom Erlebnis überwältigt, sondern er glaubt an einen Kosmos und fühlt für sich selbst eine verantwortliche Stellung darin. Birds wundervoll warme und innerliche Melodik[1] hat immer diesen Sinn; geniale Haltlosigkeit, wie sie vorher und nachher im Schwange war, liegt ihr fern; sie übt Bescheidenheit und Zurückhaltung, aber sie wird getragen von dem hohen Bewußtsein des Menschen, der nach eigenem Gesetz gestaltet und sich als Maß aller Dinge fühlen darf. Vom Rationalismus trennt die Klassiker der Umstand, daß ihnen diese große Haltung nicht wie etwas Selbstverständliches gegeben ist, sondern daß sie sie erwerben und immer aufs neue beweisen müssen. Ihr Klang hat niemals die leere Großartigkeit und Dauerüberlegenheit, die keiner Motivierung bedarf; jede Einzelheit erscheint vielmehr als erfüllt und begründet im subjektiven Erlebnis, alle Größe und aller Glanz müssen dadurch gerechtfertigt sein. Den Kern der klassischen geistlichen Musik macht jene individuelle Gestaltung des Religiösen aus, die von den Kirchenmännern der englischen Reformation nicht gefördert und von den Puritanern grimmig bekämpft wurde. Die Forderungen, welche die Kirche anläßlich der Neuordnung des Gottesdienstes an die Komponisten stellte, bilden musikgeschichtlich betrachtet einen rationalistischen Atavismus. Tye vermochte in dem künst-

[1] Vgl. z. B. überall in den geistlichen Werken von 1588, 1589 und 1611, herausgegeben von E. H. Fellowes in The English Madrigal School.

lich rückwärts orientierten Stil Gutes zu leisten, Tallis hörte nach einigen Versuchen auf zu komponieren, Bird fand, wie oben bei Besprechung der Serviceform ausgeführt wurde, den einzigen Ausweg aus dem Dilemma, der bis heute maßgebend geblieben ist. Mit ihm hat die Entwicklung der englischen Kirchenmusik im wesentlichen ein Ende.

Ihre Geschichte von 1300—1600 war, wie der Deutsche mit Staunen bemerkt, völlig folgerichtig und ganz ohne Schwankungen verlaufen, zunächst bis zu ihrem ersten Höhepunkt, der elementaren Freiheit Dunstaples, dann unter dem stets wachsenden Einfluß aufklärerischen Geistes zum klassischen, durch und durch motivierten Stil Birds. Ausländische Einflüsse wurden nur, wenn sie zu Fortschritten in der eingeschlagenen Richtung brauchbar waren, aufgenommen, sonst aber mit sicherem Instinkt abgewiesen, selbst auf die Gefahr zeitweiser völliger Rückständigkeit hin. Diese dreihundert Jahre geistlicher Musik bilden das eigentliche Kernstück englischer Musikgeschichte. Was noch folgt, fügt sich leicht in das Bild der Klassik.

Birds geistliche Musik führt halb aus der Kirche heraus in die Hausmusik hinüber. Sie ist so sehr Sache des einzelnen Menschen, der sich in seiner Welt sicher fühlt, daß gerade das Haus als eine geeignete Stätte zu ihrer Pflege erscheint. Eine Menge geistlicher Werke wurde zu Elisabeths Zeit für den häuslichen Gebrauch geschrieben, und die vielen Kompositionen, die noch nach der Neuordnung des Gottesdienstes zu lateinischen Texten gesetzt wurden, können nirgend als an profanen Orten erklungen sein. Die musikalischen Fertigkeiten, die zur Bewältigung der nicht geringen Anforderungen solcher Aufführungen nötig waren, fanden sich in den Laienkreisen allgemein verbreitet. Die Königinnen selbst gingen mit besten Beispielen voran, und es gehörte zur selbstverständlichen Pflicht des Gebildeten, daß er bei geselligen Anlässen ohne Vorbereitung eine Stimme in einem Chorwerk übernehmen konnte. Es war eine ideale Zeit der Hausmusik. Geistlich und Weltlich flossen ineinander über. Die klassische Haltung verlangte nicht mehr nach dem geistlichen Gebiet als bevorzugtem Erscheinungsfeld und fand auf weltlichem die gleichen Möglichkeiten. Bird, der — als einziger — alle musikalischen Formen des Elisabethanischen England in gleicher Weise beherrschte, setzte seine geistliche Hausmusik unmittelbar neben die ernste weltliche und diese wieder neben die heitere. Bei den jüngeren Musikern vollends übernahm die kunstvolle weltliche Musik die Tradition der geistlichen. Kirchenwerke des A-cappella-Stils werden zu Lust und Freude in die weltliche Sphäre gezogen, und der kenntnisreiche Wolfenbüttler Michael Prätorius berichtet 1619 begeistert da-

von, wie „gar still, sanfft und lieblich" man mit dem „englisch Consort", einer Vereinigung „von etlichen Personen mit allerley Instrumenten" geistliche, eigentlich für Singstimmen bestimmte Kompositionen aufführen kann.

Die Instrumentalmusik, von jeher in England geübt, wird nun zu einer Gattung von Rang, bestimmt zumeist für das Virginal, die englische Form des Kielklaviers, die von den Hauptvertreterinnen der Hausmusik, den jungen Damen, ihren Namen erhalten hat. Spielerinnen, Haus und Instrument, bisher nebensächliche Faktoren, rücken in den Mittelpunkt des Musiklebens; zahlreiche Komponisten widmen ihnen Werke, in denen die große Problematik der Zeit zum Ausdruck kommt; England schafft sich, allein in der Welt, aus sich selbst heraus und ohne Vorbild seine klassisch-romantische Klaviermusik. Mit Tallis kommt sie empor. Einrichtungen von mehrstimmigen Vokalwerken und Tänzen verraten den Zusammenhang mit der unselbständigen Klaviermusik, Präludien und Phantasien den mit der Orgel — fast alle bedeutenden englischen Komponisten zu allen Zeiten waren Organisten —, die eigentliche klassische Haltung wird erreicht, wenn Choralthemen, Tanzmelodien oder gangbare Volksweisen in kunstvoll polyphonem, cembalomäßigem Satz verarbeitet und unter Erfindung immer neuer Gestaltungsmöglichkeiten zu langen Variationsreihen ausgesponnen werden. Es beherrscht diese eigenartige englische Aufbauform nicht nur das Gefallen an den bunten Dingen der Welt, die als Themen verwandt werden, sondern darüber hinaus die Freude, selbstsicher mit ihnen zu schalten, ihnen nach Belieben neue Prägungen zu geben, an ihnen den Primat des gestaltenden Geistes zu erweisen und sie hinaufzuheben in die Gesellschaft der Gebildeten[1]. Birds zahlreiche Beiträge zur Klaviermusik zeugen davon. Ein jüngerer, der geniale, ungleichmäßige John Bull, ein Altersgenosse Shakespeares, stellte in freudigem Bewußtsein des Gebietens über die gestaltenden Kräfte eine unbändige Virtuosität in den Dienst des klassischen Ideals und gab ihm wohl die charakteristischste Erscheinungsform. Indes wendet sich schon neben ihm das Interesse einer neuen Generation. Das Prägen hört auf. Man verehrt nun die schönen Themen, die man sich wählt, und benutzt die Variationen dazu, sie wieder und wieder, immer mit neuentdeckten Reizen, zu zeigen. Die zauberhafte Melodie verselbständigt sich; die große klassische Haltung wird davor zunichte. Es entstehen Lieder ohne

[1] Im 18. Jahrhundert stieg man zu ihnen hinab.

Worte, wie man sie zu recht genannt hat, z. B. von Peerson und Farnaby[1].

Die Wendung ins Romantische führte in der Tat zum Lied. 1597 erschien die erste Sammlung Songs or Airs with tableture for the Lute, wirkliche Sololieder im modernen Sinne mit ausgearbeiteter kunstvoller Begleitung. Diese Gattung, deren frühes Vorkommen in England ungemein bezeichnend ist für das Bedürfnis nach einer romantischen Form, war den italienischen Pseudomonodien nachgebildet. Der Ire John Dowland gab darin, allen Ausdruck zusammengedrängt in die eine Singstimme, die sinnlich konzentrierteste, bestrickendste Melodik, die wir überhaupt aus England kennen, am einleuchtendsten in den frühen, in Deutschland auch als Madrigal bekannten Liedern (Come heavy sleep), am ergreifendsten in den geklärteren, späteren aus dem „Pilgrims solace", in denen Einflüsse der echten Monodie spürbar werden (Welcome black night), am tiefsten — es kann in England nicht anders sein — in den geistlichen (Thou mighty God)[2]. Dowland, der vielgereiste, gefeierte Lautenist, sang seine Lieder durch das ganze musikalische Europa hin. Doch gab es nirgends Menschen, die reif gewesen wären, seine Romantik aufzunehmen und weiter zu bilden, höchstens in Italien, aber dort mag sich die typisch englische Mischung von Sinnenstärke, Zurückhaltung und Sinnenkultur merkwürdig genug ausgenommen haben. So verklang Dowlands Lied. Es ging ihm wie der Virginalmusik, die auch für „Europa" fast ungenutzt blieb. Zwar waren ihr die Wege gebahnt. Im 17. Jahrhundert, als die Existenzmöglichkeiten für Musiker in England unsicher wurden, wanderten bedeutende Virginalisten zum Festland aus und gewannen dort Ämter und Einfluß. Bull wirkte auf Sweelinck und durch diesen auf eine ganze Organistengeneration in Norddeutschland, mittelbar auch auf Joh. Seb. Bach. Aber Sinn und Bedeutung der englischen Kunst, ihr klassisches oder romantisches Bekenntnis, setzten sich nicht fort. Es kam sogar dazu, daß Bulls Klaviertechnik später noch einmal erfunden werden mußte. England war weit voran. Niemand folgte ihm.

Nur in Italien brachte der Übergang von Renaissance zu Barock ähnliche Probleme, und das Madrigal, die italienische Fortschrittsform des 16. Jahrhunderts, ließ sich mit allen originalen Funktionen und Eigenheiten aus den vornehmen Zirkeln des Südens in die englische

[1] Beispiele, auch für Bird und Bull, leicht erreichbar in den Ausgewählten Stücken aus dem Fitzwilliam Virginalbuch, herausgegeben von Fuller-Maitland und Barclay Squire, Leipzig o. J.

[2] Ausgabe siehe Literaturverzeichnis.

gebildete Gesellschaft übertragen. Dort war weltlicher kunstvoll gesetzter Chorgesang längst bekannt. Seine eigentliche historische Bedeutung erhielt er aber erst jetzt. Noch Birds, des vielseitigen, madrigalartige Werke nach Frottolaart und Morleys in der Nachfolge Gastoldis geschaffene Canzonetten und Ballette geben zwar innige, frische, lebendige Musik, halten sich aber entfernt von der großen Problematik des Madrigals. „Poesie" konnte erst einziehen mit der Wegwendung der Komponisten von der geschlossenen Melodie als einem schönen Ding und von der durch sie vermittelten unterschiedslosen sinnlichen Dauerschönheit. John Wilbye (* 1574) tut diesen entscheidenden Schritt über Dowland hinaus. Sein charakteristischer, den poetischen Vorwürfen gemäß rasch wechselnder, freier leidenschaftlicher Ausdruck läßt sich nicht in eine Oberstimme drängen, sondern verlangt nach allen Mitteln der Chorpolyphonie und der Satzarchitektur aus Vokalstimmen. Doch hat Wilbye nicht mehr den aufrechten, in Festigkeit und Sicherheit prangenden Chor der Rationalisten und Klassiker, sondern wie Luca Marenzio, sein großes Vorbild, ein weichergewordenes, schmelzendes, der Ergriffenheit und Poesie hingegeben dienendes Ensemble, das am einleuchtendsten klingt, wenn es vom romantischen Überwältigtwerden durch das Erlebnis kündet. Von Marenzio, dessen Technik er sich bis ins kleinste angeeignet hat, trennt Wilbye indessen, daß er niemals weit loskommt von seiner gesunden englischen Grundlage der Vitalität und Selbstbehauptung. Er ist ehrlicher und weniger gekünstelt in den Einzelheiten als der italienische Manierist, aber im ganzen auch weniger selbstverloren und entwurzelt. Es zeigt sich jetzt, daß englische Musik eine letzte Lockerung und Lösung des kompakten melodischen Zusammenhalts nicht verträgt, und daß der Geist der englischen Sprache den Komponisten nicht dazu antreibt, die Texte nach logischer Form, Syntax, Interpunktion so radikal auseinanderzulegen, wie es die späten italienischen Madrigalisten getan haben. Auch der Klang des Chores bleibt bei aller Schmiegsamkeit der Stimmen doch im ganzen greifbarer. Während bei der kühnen Nachzeichnung eines fliegenden Pfeiles Marenzios Ensemble seine letzte Substanz zu verlieren scheint, hat man bei Wilbyes „Thy ninf is light and shadowlike"[1] immer noch den Eindruck einer wohlgenährten, gut imstande befindlichen Dame. Trotz solcher Unterschiede, die Wilbye zwar als einen liebenswerten Menschen, aber doch als einen weniger entschiedenen Geist erscheinen lassen, ist er der einzige Nichtitaliener, der in die Nähe Marenzios vordringt, wie das eng-

[1] Second Set of English Madrigals, 1609. Aus Nr. 32.

lische Madrigal das einzige ist, das an künstlerischem Rang dem italienischen verglichen werden kann.

Die „Gesundheit" des englischen Klanges und der englischen Melodik, meist eine besondere Auszeichnung und Gegenstand unserer Bewunderung, bei Wilbye charakteristischer Vorzug und Fessel zugleich, wurde verhängnisvolles Hemmnis in der Schicksalsstunde der englischen Musik, die jetzt anbrach und in der nicht romantische Sänger wie Wilbye, sondern Männer der Tat für ihr Land einzustehen hatten. England blieb nun zurück. Die Gesundheit, die kompakte Substanz, der bürgerliche Erdenrest, wurde nicht überwunden und zog die Komponisten von jetzt ab jahrhundertelang hinab auf das Niveau des mit dem gesunden Geschmack begabten Musikkonsumenten. Monteverdi stieg hoch darüber hinaus zu dem barocken monodischen Stil seiner Opern und ließ die bürgerliche Welt weit hinter sich. Orlando Gibbons, sein englischer Geistverwandter, wie er eine exklusive Natur und unzufrieden mit der überlieferten Dilettantenkultur, schlug zwar drein und wehrte sich mächtig gegen die lähmenden Kräfte, aber blieb schließlich doch bei ohnmächtigem Pessimismus und fand die entscheidende Wendung zur Befreiung nicht. Anders als die Romantiker ist er zum Zupacken und Herrschen geboren; Ergebenheit und Bescheidung liegen ihm wenig. Auf dem Virginal benutzt er seine bedeutende Virtuosität, um mit einer Art grimmer Freude und Unerbittlichkeit seine Figuren in betonter rhythmischer Präzision umherzuwirbeln; in der Kirchenmusik wirkt er matt, wo er konventionell schreibt, begeisternd, wenn er seine Herrschaft über den alten Stil beweist und Massen diszipliniert, eigenartiger, wo er monodischen Ausdruck sucht, am persönlichsten, wenn er in den Madrigalen bittere Fragen stellt („How art thou thralled!", „What is our life?"[1]). Er erreicht dann die Eindringlichkeit der späteren Madrigale Monteverdis. Es fehlt ihm zwar die souveräne Schlagkraft, aber seine Stimme klingt innerlicher, schärfer, verzweifelter. Es ist, als hätte der ernste Mann, den man nicht gegen Wilbye zurückstellen sollte, die musikalische Zukunft seines Landes geahnt. Gewiß gaben die Puritaner Anlaß genug zu trüben Prophezeiungen, aber drückender noch mag das Bewußtsein gelastet haben, daß „es nicht weiterging". Es ist derselbe Pessimismus, den später Purcell deutlich ausgesprochen hat: man wollte gern, aber es ging in England nicht. Man zog sich nicht wie in Okeghems Zeit von der europäischen Musikentwicklung zurück, weil man eine Zu-

[1] Madrigals and Motetts, 1612; herausgegeben von E. H. Fellowes in The English Madrigal School.

kunft zu verteidigen und einen eigenen Weg zu gehen hatte, sondern weil das gerade nicht der Fall war. Die „gesunden" bürgerlichen Imponderabilien, über die man zur entscheidenden Stunde nicht hinwegkam, sind Symbol dafür. Sie bedeuten eine musikalische in Permanenz erklärte, ganz kleinlich gewordene Renaissance.

Während also die englische Musik von der Zeit der Hochgotik an bis ins 16. Jahrhundert ihre eigene, eigentliche, geradlinige Entwicklung hatte, und während im Bilde der englischen Renaissance die Musik einen überaus wichtigen Platz einnimmt, gelang der Übergang zu einer selbständigen Form des Barock nicht mehr. Englands organisch verlaufende, große Musikgeschichte hörte auf. Zwar wurde weiter musiziert, im 17. Jahrhundert würdig, im 18. fast unwürdig, im 19. wieder auf ansehnlicher Höhe, und England war nie ohne Musikliebe und ohne Musik. Auch die Puritaner, die alle Musik, welche das „Wort" beeinträchtigen konnte, unerbittlich verdammten, waren nicht schlechthin Musikfeinde; gegen unschuldiges, bedeutungsloses Spiel haben sie praktisch auch heute noch nichts einzuwenden; ihr Cromwell zog die besten englischen Musiker heran, und weltliche Haus- und Instrumentalmusik erfuhren unter ihrer Herrschaft wesentliche Förderung. Sogar für die Oper war durch die vorhandene Form der Masques der Weg schon halb gebahnt. Ebenso fehlte es niemals an Komponisten, die es an Begabung und Können mit denen des Festlandes aufnahmen. Aber die Gelegenheiten, Förderungen, Anregungen und Bestrebungen führten nie zu entscheidender Tat. Die Luft war nicht frei wie in Italien, der Boden nicht jungfräulich wie in Deutschland; es war bei allem Musizieren als Richter zugegen derselbe bürgerliche Konsumentenkreis, der in England bis heute maßgebend ist, der seine große musikalische Zeit schon hinter sich hatte und der sich nicht mehr wandeln konnte. Mag die englische Dichtung im Bürger- und Pfarrhause geblüht haben, die Musik sank dort — vom europäischen Kulturverband aus betrachtet — zu einer provinziellen Angelegenheit herab. Die lebendigen Bewegungen des europäischen Musiklebens wurden nur untief und äußerlich übernommen. Es kam zu fortgesetzten Stilimitationen, nicht zu eigener zeugungskräftiger Weiterbildung der eindringenden neuen Formen. Eine englische Oper von Bedeutung hat es nie gegeben; Händel verlor bei dem gewaltsam und mit übermenschlicher Zähigkeit durchgeführten Versuch, dem Ideal des barocken Musikdramas in England Anerkennung zu schaffen, Vermögen und Gesundheit. Suite, Sonate und Sinfonie fanden zwar willige Aufnahme und verständnisvolle Förderung; Engländer taten sich sogar gelegentlich in ihrer Komposition hervor. Doch ließe sich

ihr Anteil ohne erheblichen Schaden aus der Geschichte dieser Formen streichen. Die Kirchenmusik vollends lebte in der Hauptsache weiter von altem oder von weltlichem Gut. Und im 19. Jahrhundert schließlich bedrohte der historische Eklektizismus des modernen Musiklebens die Fruchtbarkeit der musikalischen Produktion in England mehr als anderswo.

Henry Purcell, der irrtümlich wohl als der eigentliche Repräsentant der englischen Musikgeschichte gilt, steht in Wahrheit isoliert in ihr. Mit der großen Zeit vor ihm verbinden ihn nur wenige Fäden; zur Zukunft hin, zum 18. Jahrhundert, bricht die alte Tradition überhaupt ab. Er gibt nicht eigentlich „englischen Barock", denn obwohl er die Formen der Zeit benutzt, gehören sie doch nur lose zu ihm. Wie man es später im 19. Jahrhundert getan hat, findet er einen Stil vor und bedient sich seiner. Der Barock wird ihm dadurch nicht zum eigenen, und durch ihn nicht zum englischen Gestaltungsproblem. Denn Purcell ist nicht Former und Baumeister, nicht Barockmensch wie seine italienischen, französischen und deutschen Zeitgenossen, sondern durchaus „Gehäusemensch". Man muß in seine Formen hineinsehen, um zu ihm zu kommen. Dabei ergibt sich oft genug Zwiespalt von außen und innen. So wird jeder, der Purcell aus der geistlichen oder Instrumentalmusik kennt, zunächst unangenehm überrascht von seinen Beiträgen zu dem rohen, platten Barockstil, den die Zeit in den ersten Teilen der Solosongs mit Generalbaß liebte. Erst ein Vergleich mit den Leistungen anderer auf demselben Gebiete zeigt, wieviel Geschmack und Kultur sich bei Purcell hinter der leeren Geste verbirgt. Wo sich Pelham Humfrey, leichthin und ohne viel Verantwortung zu spüren, in äußerlichen, flachen, aber effektvollen Wendungen ergeht, wo John Blow ehrlicher und solider, aber auch stumpfer und weniger wirkungsvoll das theatralische Treiben mitmacht, sieht man bei Purcell durch die Sonderbarkeiten des äußeren Gehabes hindurch auf einen Menschen, der musikalisch wie Humfrey, gebildet wie Blow, beiden an Charakter weit überlegen ist, und dessen Melodik unabhängig von der barocken Einkleidung erscheint. Purcell singt, auch wo er in zerrissenen Figuren erregt deklamieren muß, wie in geschlossener Melodie. Nicht das jeweilige Stichwort gibt den Sinn, sondern ein allgemeinerer Inhalt; die Linien wachsen naturhaft wie nur irgendwo in englischer Musik und entfalten sich am schönsten, wenn sie — entgegen dem allgemeinen Barockprinzip — vom Text nur unbestimmt oder gar nicht angeregt werden, z. B. in den geschlossenen Teilen der statt Arien beliebten Songs und in den Instru-

mentalwerken. Es gibt bei Purcell frei aufblühende Chorstimmen[1], die nicht eigentlich expressiv sind, aber doch einen melodischen Auftrieb haben, der in England seit dem 15. Jahrhundert in solcher Stärke nicht vorgekommen war. Indessen, all diese Melodik bedeutet nichts. Sie symbolisiert nicht weltanschauliche Haltungen wie bei Dunstaple, Bird und den Romantikern, sie enthält einzig das Bekenntnis zum Schönen, zur „Kunst", sie spricht vom ästhetischen Genuß, in der weltlichen wie in der geistlichen Musik. Die letztere wird dadurch für den kirchlichen Standpunkt Englands unbedenklich: sie nimmt den Charakter an, der ihr bis in die neueste Zeit geblieben ist, preist den Herrn, vermittelt in einem Stück Kunst ästhetische Werte und hat keine elementare Religiosität. Das englische Melos erscheint nun auf ästhetische Qualitäten hin stilisiert, Wohllaut und anmutige Linienform werden oberstes Gesetz, Geschmackskultur und Feinfühligkeit höchster Besitz des künstlerischen Menschen. Wenn Purcell mit diesem allgemeinen englischen Gut der letzten Jahrhunderte, für das er in den Chorwerken vorbildliche Beispiele gegeben hat, seine persönliche Begabung für die Schilderung individueller Charaktere und Schicksale und für die Erfühlung unbarocken, echten Seelentums verbindet, so erreicht er seine Höhe[2]. Er steht dort allein, den in- und ausländischen Zeitgenossen an Bildung, kultiviertem Geschmack und modernem „Menschentum" überlegen. Sein lyrischer Stil für Solostimmen ist sein unbestrittenes Eigentum. Selbst Händel, in mancher Hinsicht Purcells Schüler und Nachfolger, hat die Menschen nie so persönlich und als im einzelnen wertvolle Individualitäten gesehen.

Englands Kulturvorsprung blieb bis in die neueste Zeit. Aber sein Wert zählt heute nicht mehr wie um 1600 und 1700. Der völlige Mangel an Elementarem, der Gibbons gegen Monteverdi, Purcell gegen Händel, sogar gegen Keiser zurückstehen ließ, wird immer spürbarer. Vielleicht gelingt es dem Streben der Gegenwart, ihn durch Nutzung der reichen Quellen englischen Volkstums zu beheben. Der Nichtengländer würde dann angelsächsischer Musik und damit angelsächsischem Geist nicht immer nur in der primitiven amerikanischen Umdeutung begegnen müssen.

---

[1] Zum Beispiel in der Motette „O God, thou art my God", zum Teil gedruckt in H. Leichtentritts Geschichte der Motette, 1908, S. 407.

[2] Vgl. z. B. Didos Todesgesang aus „Dido and Aeneas", abgedruckt in Riemanns Musikgeschichte in Beispielen, Nr. 113.

Literatur.

Geschichtsdarstellungen.

W. Nagels verdienstvolle Geschichte der Musik in England ist seit ihrem Erscheinen 1894/7 nicht aufgelegt worden und daher durchweg veraltet. Eine neuere Darstellung gibt E. Walker, A History of Music in England, 1907; die neueste H. Davey, A History of English Music, 2. Auflage 1921. Ausführliche Ergänzung für das 19. Jahrhundert: J. A. Fuller-Maitland, English Music in the XIXth century, 1902. Ferner: W. H. Grattan Flood, A History of Irish Music, 1905.

Das Hauptwerk über englische Musikgeschichte enthält die sechsbändige Oxford History of Music, 1901/5. Doch ist auch sie in wesentlichen Punkten überholt. Heute ist am zuverlässigsten das durchweg ausgezeichnete, aber nicht ganz gleichmäßige Dictionary of Music and Musicians von G. Grove, 3. Auflage 1927/8. G. Adlers Handbuch der Musikgeschichte, 1924, bringt in den Beiträgen von Fr. Ludwig und A. Einstein das beste, was über englische Musik bis 1400 und über das Madrigal geschrieben worden ist. Ferner: E. H. Fellowes, The English Madrigal Composers, 1921; William Byrd, 1923; Orlando Gibbons, 1925. H. Hadow, William Byrd, 1923.

Denkmälerausgaben.

K. Breul, The Cambridge Songs, 1915.

W. H. Frere, The Winchester Troper, in Henry Bradshaw Society VIII, 1894.

H. E. Wooldridge, Early English Harmony, 2 Bde., 1896, 1913.

J. Stainer, Early Bodleian Music, 2 Bde., 1902.

Denkmäler der Tonkunst in Österreich, VII und XXXI.

J. Stafford Smith, A Collection of Songs, 1785 (Fairfax).

Tudor Church Music, Werke von Taverner, Bird, Gibbons, White, Tallis, Tomkins. Seit 1922 herausgegeben von E. H. Fellowes.

J. A. Fuller-Maitland und W. Barclay Squire, The Fitzwilliam Virginal-Book, 1899.

E. H. Fellowes, The English School of Luthenist Song Writers, 15 Teile, 1921—24.

E. H. Fellowes, The English Madrigal School, 1913 ff.

G. E. P. Arkwright, The Old English Edition, 25 Bde., 1889—1902.

Purcell-Society, Gesamtausgabe der Werke Purcells, bisher 24 Bde., seit 1889.

Mancherlei Catch-Sammlungen.

Novello's Standard Glee Book.

J. Sharp, Folk-Songs of England, 5 Bde., 1908 ff.

J. Sharp und H. C. Macilwaine, Morris Dance Tunes, 1910.

Journal of the English Folk-Song Society.

Journal of the Scotch Folk-Song Society.

Journal of the Irish Folk-Song Society.

Journal of the Welsh Folk-Song Society.

Das religiöse Leben in England

Von Karl Bornhausen

Das religiöse Leben eines Volkes zu beschreiben und zu erklären ist schwierigste und wichtigste Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Denn erst wenn man die religiösen Gründe eines Volkes erreicht hat, kommt man zu seinem Verständnis; wie aber soll man sie erreichen, wenn sie doch verbunden sind mit allen Lebensregungen privater und öffentlicher Art, die ein Volk hat. Ehe und Familie, Staat und Bürgerwesen, Kunst und Wissenschaft, Politik und Wirtschaft sind verflochten mit Religion und haben klärlich gerade durch diesen Einschlag in jedem Volk einen eigenartigen Ausdruck. Es ist viel zu einfach, diese Lebensformen auf die Formel eines Erdteils, etwa die des christlichen Europäers zu bringen. Denn eben Christentum und Europa haben sich im Lauf von zwei Jahrtausenden zu einer völkisch ungemein variablen Größe verbunden. Ja, es fragt sich, ob man dabei überhaupt den Faktor Christentum als eine konstituierende Konstante einsetzen darf. Vielmehr scheint die allgemeinere religiöse Lebensform des Europäers zusamt seiner geographischen und ethnologischen Gegebenheit die ursprüngliche Diastase zu erhellen, die sich mit den Farben des werdenden Christenwesens in der europäischen Geschichte bekleidete.

Der religiöse Volkscharakter Englands ist unter diesen Gegebenheiten ein methodisch und sachlich besonders wichtiger Gegenstand. Es ist allgemein bekannt, daß das englische Volksleben mehr als das der festländischen Europavölker von religiösen Gesetzen und Gedanken, Formen und Überlieferungen erfüllt ist. Und gerade dieses Verhalten hat auf dem Festland das Urteil über unbegreifliche Sonderart des Engländers hervorgerufen; man bezeichnet sie als insular und nicht zu Europa gehörig. Und durch dieses Unverständnis ist vielfach beträchtlicher Schaden unter den europäischen Völkern entstanden. Der Charakter des Engländers ist keineswegs seltsam und widersprechend, moralisch und religiös abweichend vom übrigen Europa. Vielmehr bietet er von den richtigen Voraussetzungen aus das klarste Beispiel der Entwicklung eines europäisch-christlichen Religionscharakters und beweist, wie stark die Religion an der Bildung des neuzeitlichen Volkslebens mitgewirkt hat.

I. Die Entstehung des christlichen England

Es ist bekannt, wie Beda Venerabilis, ein geborener Engländer (674 bis 735), der älteste und bedeutendste Kirchenlehrer des Landes, die englische Seele entdecken läßt. Die herzige Geschichte, Papst Gregor der Große (590—604) habe, bevor er Papst wurde, auf dem römischen Sklavenmarkt schöne blonde Knaben aus Britannien gesehen und deren Volk zu *angeli* bekehren wollen, was er als Papst ausführte, beweist den kindlichen Seelenzustand ebenso der Engländer wie des Christentums jener Tage. Gregor hatte die Aufgabe der nachmaligen kirchlich-katholischen Missionierung Englands nämlich viel klüger angefaßt. Nachdem fränkische Christen auf die Inselbewohner wenig kirchlichen Einfluß hatten gewinnen können und der Kelte Pelagius sogar den ganzen ketzerischen Individualismus des nordischen Menschen in die südeuropäische Christenheit hineingetragen hatte, wollte er dem keineswegs christlich demütigen Volk durch Missionare aus den eigenen Volksgenossen beikommen. 595 beauftragte er seinen Geschäftsträger in Frankreich, angelsächsische Jünglinge zu kaufen, um sie in Roms Klöstern zum Missionsdienst in England zu erziehen.

Tatsächlich ist ja dem römischen Klosterpropst Augustinus, der mit 40 Mönchen 597 in Britannien landete, die dauernde Christianisierung geglückt, zweifellos nur unter freiwilliger Mitwirkung des angelsächsischen Volkes. Zwar hat die charakteristische Ausbildung des Religionscharakters noch Hunderte von Jahren gedauert. Aber Beda Venerabilis bedeutet doch eine Wende. England hat nicht, wie er selbst als Christ glauben machen möchte, eine sehr kurze, von Gottes Willen und päpstlichem Erbarmen geleitete mildchristliche Bekehrungsgeschichte. Sondern eine wilde und blutige Geschichte von Volks- und Geistesschlachten, die sich über rund 600 Jahre ausdehnt, beweist, daß der Zusammenschluß von Christentum und Europa in Britannien eine Katastrophe von gewaltigem Ausmaß war und nur unter Zertrümmerung von bedeutenden Volkswerten natürlicher Art der Aufbau der englischen Kultur begann.

Beda Venerabilis war ein zu volkstreuer Angelsachse und viel zu guter Kopf, um die Seelengeschichte seines Volkes aus kirchlich-römischen Quellen fließen zu lassen. Seine *Historia Ecclesiastica gentis Anglorum* beginnt mit Julius Cäsars Landung auf der britischen Insel. Mit Recht; denn für ein Naturvolk ist es keine Nebensache, wenn ein fremder Kulturführer an der Spitze eines Kulturmittels von so glänzender Kraft, wie es römische Legionen darstellen, in sein Gebiet

einbricht. 55 v. Chr. ist Cäsar bei Dover gelandet, 54 v. Chr. noch einmal über den Kanal gesetzt, bis über die Themse vorgedrungen und hat die britischen Kelten unter deren Führer Cassivellaunus geschlagen. Bis 410 n. Chr. hat das römische Kaiserreich eine politische Kontrolle über die britische Hauptinsel ausgeübt, sie jedenfalls bis zum Firth of Forth erstreckt; sie hat Irland nie berührt. Die starke Abweichung der irischen von der englischen Volksart erklärt sich auch aus diesem Umstand. Der Einfluß des allmählich zerfallenden römischen Kaiserreichs war politisch schwach, kulturell sehr stark. Die Angeln und Sachsen, die als eingewandertes Herrenvolk die britische Bevölkerung verachteten und versklavten, unterlagen trotzdem der römisch-antiken Kulturtradition.

Das Inselvolk in der Nordsee hatte bei seinem Zusammentreffen mit der Antike ein glücklicheres Geschick als das übrige Europa. Dort konnte Rom nicht einfach erobern und unterjochen, es mußte Bündnis schließen und friedlich durchdringen. Und die römische Kultur war seelisch selbst unterworfen, zwiespältig; sie trug in sich die höhere Griechenkultur. Zwei Elemente sind es, die Europa aus der Antike erbt. Das griechische Lebensgefühl ist stark mit der Natur verbunden, sinnenhaft, sensualistisch, original und individuell. Neben die Freude an der Behauptung des eigenen Ich, zu der Ungezwungenheit des organischen Wachsens tritt die Vorliebe für Freundschaft, Gemeinschaft kleiner Art, Politik und Gefühlsurteil. Das demokratische und soziale Moment wird in der griechischen Religion bedeutsam und ihre Verbindung mit Politik und Staat charakteristisch. Die großen äußeren Ereignisse der griechischen Geschichte haben den klaren Bezug zu der Griechenreligion, in der auch jenes unheilvolle Zwietrachtselement steckt, das es dem Christentum und Germanentum vererbte. Das religiöse Lebensgefühl des Hellenen gipfelt sich auf zu der Dominante Platon, der umfassendsten Erscheinung von Religion und Geisteskultur, die die Antike gehabt hat.

Von dieser Griechenart scheidet sich das römische Lebensgefühl durchaus, in dem Ordnung und Pedanterie, Rechtlichkeit und Redlichkeit die Ausnutzung der Natur und juristische Regelung der Sitten bewirken. Gaben und Aufgaben des Lebens werden in eine geistige Menschenordnung gezwungen, in der der Herr und der Untertan sich deutlich scheiden und das Herrenrecht die Macht ist. Diese Macht aber wird als göttlich gegeben angesehen und verwaltet; sie ermöglicht die Großorganisation des Volkes und der Völker; sie bringt mit der Fülle der Pflichten auch ein Höchstmaß von Rechten, und.

sie läßt sich leichtlich zu einer *Civitas Dei* umgestalten, wie Augustin, der Civis Romanus, es getan hat. Immerhin war Augustin so stark auch von der griechischen Lebensform des religiösen Individualismus gefaßt, daß er der griechischen Glaubensart in seiner Religion des Sünden-Gnaden-Erlebnisses Raum ließ. Dadurch wurde die Griechentradition neben der übermächtigen Römertradition für Europa gerettet. Man nennt die eine Christlicher Glaube, die andere Christliche Kirche. Der christliche Glaube ist ein Kontakt mit der griechischen Antike, so wie die Sprache des Neuen Testaments griechisch ist. Die christliche Kirche aber stammt aus dem römischen Lebensgefühl und führt die Herrensprache des Latein.

Das Christentum hat also bei seiner Entstehung aus der Antike zwei Seelen bekommen; dieser Prozeß dauert rund 400 Jahre, ungefähr die gleiche Zeit, die Britannien unter römischer Kultur lebt. Und mit dieser Kultur wandert langsam das Christentum mit nach England, setzt sich hier und dort bei den Bewohnern fest, wächst organisch in deren Charakter und ergibt eine neue Religion. Wir wissen von dieser Seelengeschichte nur ein bedeutsames Ereignis, das Auftreten des Bretonen Pelagius und seine Verketzerung[1]. Die Seelenart des Bretonen und des Briten war damals die gleiche, ja sie hat bis heute Ähnlichkeiten behalten. In Pelagius tritt jene eigenwillige, gesunde, naturstarke Religionskraft Englands auf, die für die Erbsündenlehre einer verfallenden Römerkultur kein Verständnis hat. Junges Volkstum reckt sich trotzig empor und will mit gutem Willen und Treue den Teufel in der Welt und im eigenen Fleisch besiegen. Rom hat ihn und seine Lehre verdammt; aber das Andenken dieses geraden und klaren, mutigen und frommen nordischen Christenmenschen bleibt in Britannien in Ehren.

Inzwischen geht über die Volksseele Britanniens im 5. und 6. Jahrhundert die erste große Krisenperiode der Geschichte hin. Angeln und Sachsen setzen sich an der Südostküste der Insel fest, trennen das Volk der Briten von den Bretonen. Der britische Christentypus muß sich gegen die gewalttätigen Einwanderer wehren und doch deren Einmischung in das Volkstum vollziehen. Die Briten sind von dieser germanischen Einwanderung so hart bedrängt worden, daß kaum äußere Spuren des keltischen Britentums geblieben sind. Nur ganz wenige Worte im englischen Sprachschatz melden von keltischem Sprachgut.

---

[1] Vgl. K. Bornhausen, Französische Literaturgeschichte in „Die Religion in Geschichte und Gegenwart", 2. Aufl. (R.G.G.[2]), II, Sp. 689f.

Besonders bezeichnend ist es, daß das angelsächsische Wort für den „Kelten" auch den „Sklaven" benannte: *wealh*, gesprochen wealch, woraus der Welsche als Begriff entstand, wie der Sklave aus der Slave. Trotzdem hat die schier ausgerottete und aufgesogene Bevölkerung religiös-kulturellen Einfluß, der allerdings literarisch nicht nachweisbar ist[1], ausgeübt. Das Christentum in Irland, eigener Art und bedeutender Geisteskraft, von Eroberung nicht getroffen, kommt aktiv missionarisch den Briten der Hauptinsel zu Hilfe[2]. Die Iren setzen sich mit Klöstern zuerst auf Inseln fest und dringen von den Hebriden her durch Schottland in England ein, mit ihrer überlegenen Klosterkultur das britische Christentum zu retten. Diese große Verteidigungsarbeit und Eroberungsleistung des christlichen Gedankens ist nur möglich gewesen durch Organisation und Institution. Daher entwickelt das britische Christentum zu seinen bisherigen Eigenschaften der Freiheit und Eigenbrötelei nach Griechenart jetzt die römische Kirchlichkeit. Es ist dabei anzunehmen, daß der englischen Volksart beide Entwicklungsmöglichkeiten in besonders ebenmäßiger Weise nahelagen. Denn sonst wäre ihr die Verbreitung der Kirchenorganisation in einer dem insularen Charakter angepaßten Form in Irland, Schottland und England Ende des 6. Jahrhunderts nicht geglückt. Ein selbständiges englisches Kulturwesen ist damals vorhanden, das Antike und Christentum in lebendiger Freiheit und Eigenart gestaltet.

Dieses Christentum, das sich mit Angeln und Sachsen, Pikten und Skoten kriegerisch und kulturell herumschlug, in seinen Klöstern einen strengen Asketismus mit starkem künstlerischen und wissenschaftlichen Eifer verband, in Wunderglauben und Frömmigkeit ebenso wie im Schul- und Missionsbetrieb höchst radikal und extrem vorging, ist darin seinem Zeitalter eng verbunden. Aber in jenen blutigen zwei Jahrhunderten hat der Engländer die entscheidenden Momente seines Religionscharakters sich erworben: die insulare Abgeschlossenheit und Verlassenheit führt zu unbedingtem Gottesglauben, herrenmäßiger Willensstärke und Unbeugsamkeit, religiöser Selbstbewußtheit und Intoleranz.

Da der Akzent im britischen Eigenleben sich schon in der Geschichtsentwicklung vom griechischen nach dem römischen Lebensgefühl verschoben hatte, war die Katholisierung Englands seit Gregor dem Großen, seit 597, weder großes Wunder noch große Leistung.

---

[1] A. Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur. I. Teil. 1908. S. 85.

[2] F. Kattlebeck, Irland in der Kirchengeschichte. Theol. Studien und Kritiken. Gotha 1893.

Beda Venerabilis stellt in seiner hohen Wissenschaftlichkeit und warmen Frömmigkeit, seiner Kenntnis der Bibel, der Antike, der Weltgeschichte, der Naturgeschichte und selbst der Dichtkunst, seiner leider nicht erhaltenen Übersetzung des Johannesevangeliums ins Angelsächsische eine wundervolle Höhe des englischen Christentums dar, die Anfang des 8. Jahrhunderts von keinem nördlich der Alpen wohnenden Christenvolk erreicht wird. Der reichen Einigung von völkisch-ursprünglicher Geisteskraft mit dem doppelten Sinn der antiken Kultur und des Christentums in seinem Wesen ist das zu danken, so daß er mit Recht als der erste große Engländer, als Darsteller der ganzen Eigenart seines jungen Volkstums zu gelten hat.

Es ist erstaunlich, daß während dieser ersten Blüte der englischen Religionsart sich der völlige Sieg des imperatorisch-katholischen Rom in der Kirche Englands vollzieht. Die bedeutenden Bischöfe Theodor von Canterbury (669—690) und Wilfrith von York (634—710) verkirchlichen das freie englische Christentum mit großer Leichtigkeit und organisieren England als römische Kirchenprovinz. Alfred der Große (871—901) bringt darin eine Verzögerung, da er die angelsächsische Religion und Kultur nicht nur vor den Wikingern politisch rettet, sondern auch geistig gegen Rom schützt. Dabei aber kommt zuerst der Gegensatz zum Vortrag, den wir als den von Staat und Kirche in Europa zu bezeichnen pflegen, der aber tatsächlich die Rivalität von zwei imperatorischen Kulturfaktoren ist. In England konnte der Herrengeist eines freien Volkes niemals die Abhängigkeit von Rom, sei es auch nur in Glaubensfragen, ertragen. Denn der Engländer sah und fühlte nur den fremden Eindringling, der ihn kulturell überragte. Jahrhundertelange schwere Kämpfe gegen die Kirche und um die Kirche füllen infolgedessen die Volksgeschichte und schieben die Seelenentwicklung der englischen Religion lange in Unbeachtetheit. Auch die Reformation bedeutet in diesen Kämpfen keine Wende. Denn sie ist nicht, wie in Deutschland, eine Auseinandersetzung der Religion mit der Kirche; sie ist ja bloß der Sieg des staatlichen Imperialismus über den kirchlichen, katholischen. Daher kommt es, daß die Lösung der anglikanischen Kirche von der römischen Kirche eine Seelenveränderung in England nicht auslöst. Sie ist ein religionspolitischer Vorgang, bei dem die kirchliche Organisation von einem fremdpolitischen, nicht englischen Faktor, Rom, gelöst wird. Aber die Religion, die Heinrich VIII. (1509—1547) der anglikanischen Nationalkirche überläßt, ist religiös die katholisch-britisch-imperatorische. Diese sogenannte Reformation wiegt für die englische Seele leicht;

denn inzwischen hatte sich eine andere Reform, die Umschichtung des englischen Lebensgefühls der Religion, langsam angebahnt.

II. Die individualistische Religionsbewegung des Mittelalters

Durch die aus Frankreich übergreifende Normanneneroberung unter Wilhelm dem Eroberer (1066) ist das altenglische Religionsleben und die Eigenschöpfung der Frömmigkeit in England für Jahrhunderte zurückgedrängt worden. Eine international gestimmte ritterlich-geistliche Einheitskultur macht sich in enger Verbindung mit dem Festland und in französischer Sprache breit. Die Träger von Geist und Kultur sind Adel und Geistlichkeit, nachdem dem Königtum in der *Magna charta* Juni 1215 die bürgerliche, geistliche und kulturelle Selbständigkeit des englischen Volkes abgerungen war. Daß diese Freiheit sich auch gegen den Papst richten konnte, hat die Religionsbewegung des 14. Jahrhunderts gezeigt. Im 13. Jahrhundert aber ist der festländische Kultureinfluß stärker als der politische Selbständigkeitswille; die englische Sprache wird in das unliterarische Volk zurückgedrängt.

Im Volk bildet sich die eine religiöse Eigenart Englands vor, mystisch-individualistische und soziale Religion. Von unten kommt dieses Christentum herauf, aus demokratisierenden, praktisch-christlichen Kreisen, die durch das Bettelmönchswesen in Bewegung gesetzt sind. Richard Rolle von Hampole († 1349, aus dem Norden Englands) ist der Mystiker Englands, um den sich eine mystische Literaturbewegung sammelt. Die Einstellung dieser Mystik hat charakteristisch englische Züge: sie ist praktisch, sozial, seelsorgerlich, moralisch.

Zu dieser Laienmystik gesellt sich die Theologenmystik, die von dem Humanismus und Griechengeist der Universitäten, besonders Oxfords, getragen wird. Johannes Duns Scotus tritt der aristotelisch-thomistischen Theologie Italiens entgegen und schließt sich in seiner Philosophie an Augustin an. Das Eintreten für den Primat des Willens beweist, daß der Ansatz des Pelagius im englischen Christentum nicht verloren ist, und der Anschluß an den Franziskanerorden, den Träger des christlichen Griechenindividualismus in der europäischen Frührenaissance, zeigt, wie dieser Geist mit Englands Frömmigkeit harmoniert. Duns Scotus starb 1308 in Köln, noch nicht vierzig Jahre alt[1].

[1] B. Geyer, Die patristische und scholastische Philosophie, in Fr. Überwegs Grundriß der Gesch. der Philosophie. Bd. II, 1918[11], S. 504—517.

16*



Auch er hat einen geistigen Weiterträger seines Denkens in dem englischen Franziskaner Wilhelm v. Ockham (wenig vor 1300 geboren, gestorben 1349 oder 1350). Er hat in Oxford studiert und dort gelehrt. Seinem Rationalismus wird die Unvereinbarkeit von Diesseits und Jenseits, von Griechenwissenschaft und Christenkirche klar. Und aus religiösen und nationalen Interessen wird er zum Widersacher des Papsttums. Aus der Gefangenschaft in Avignon flieht er 1328 zu Kaiser Ludwig dem Bayern, der die antipäpstlichen Franziskaner, deren Geist sich charakteristisch mit dem eines humanistischen Flüchtlings, Marsilius v. Padua, eint, unter seinen Schutz nimmt. In München im Franziskanerkloster hat Ockham Aufnahme gefunden und geendet[1].

Der dritte weitest gehende Träger dieses humanistischen Religionsgeistes mit seinen volkstümlichen demokratischen Tendenzen war Johann Wiclif (um 1324—1384), auch er Schüler und Lehrer in Oxford[2]. Sein Bibelstudium verschafft ihm Einsicht in das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und englischem Volkstum, von der Unbiblizität der Kirche. Auch er lehrt das Armutsideal des Christentums und der Kirche und führt die in England populäre Weise des Bettelmönchtums und seiner ethischen Caritas fort. Die Hierarchie soll wegfallen; einfache Priester (poor priests) sollen das Evangelium Jesu verkünden. Diese Lollardenbewegung verbreitet sich sehr weit im englischen Volk und nimmt im Bauernaufstand 1381 praktisch-soziale Züge an. Die Verbindung von Volksreligion und Politik in radikaler revolutionärer Form hat damals ihren Ursprung, woran Wiclif nicht schuld hatte. Diesen Religionsgeist zeigt William Langland in der Vision über Peter den Pflüger (1362, 1377, 1393), einem Epos volkstümlicher demokratischer Art, voll Liebe zu England und Sehnsucht nach Wahrheit des Glaubens. Die Nachfolge Jesu im armen Leben dieser Welt wird Aufgabe, und die Arbeit wird als christliche und menschliche Leistung in das europäische Leben eingeführt. Diese religiös-soziale Lebensanschauung Langlands, die in der um 1400 in Saaz in Böhmen ent-

[1] Geyer, a. a. O. S. 571—583.

[2] Herbert B. Workman, John Wiclif. A Study of the English Medieval Church. Oxford, Clarendon Press, 1926, 2 Bde., XL, 342; XII, 436 S. Mit 19 Tafeln. — Es ist seltsam, daß es eine genügende umfassende Biographie Wiclifs in englischer Sprache bisher nicht gab, und daß auch das meiste, was bisher für die Ausgabe seiner Schriften geleistet worden ist, von der deutschen Wissenschaft geleistet wurde. Diesem Mangel der englischen Literatur ist durch das vorliegende Werk abgeholfen. Über Wiclifs Zeit handelt sehr gut George Macaulay Trevelyan, England in the Age of Wyclif. London 1899.

standenen deutschen Dichtung „Der Ackermann aus Böhmen“ eine beachtenswerte Parallele findet, hat später das englische Puritanerwesen mit seiner gläubigen Willens- und Wesenshärte begründet.

Von dieser charakteristischen Arme-Leute-Religion und -Poesie des 14. Jahrhunderts, die bis in die Heilsarmee der heutigen Tage und ihre Betteldemut nachwirkt, weicht die englische Hof- und Adelsdichtung, die in Chaucer († 1400) ihre Höhe erreicht, weit ab. In ihr ist der internationale Stil der Literatur, wenn auch jetzt in englischer Sprache, beibehalten, ohne daß man auf die neue sittlich-religiöse englische Volksseele acht gibt.

III. Der Humanismus der Renaissance

Es wird in Deutschland allzuoft vergessen, daß wir es in England mit einem der höchst gebildeten Völker der Erde zu tun haben. Wenn diese Bildung den Festländern seltsam vorkommt, so ist sie trotzdem dem Europäer verwandt, da sich Englands Bildung aus denselben Quellen speist wie die seine: aus dem Humanismus. Wie mächtig die Renaissance der Antike in England seelisch gewirkt hat, beweisen Thomas Morus (1478—1535) und sein Kreis. Es ist die Staatsphilosophie und der bürgerliche Individualismus, die England zu neuem Eigenleben verarbeitet, nicht die Religion.

Holbein der Jüngere (1497—1543), der 1526/27 und von 1532 bis zu seinem Tode in England arbeitet, hat mit Meisterhand die Gesichter und Persönlichkeiten der englischen Renaissancemenschen in einer einzigartigen Reihe von Porträts der Nachwelt aufbewahrt, zu oberst das Bild Heinrichs VIII., bei dem die bedeutende Intelligenz überwuchert wird von der individuellen Brutalität. Religion ist darin nicht zu finden und war wohl kaum da[1]; das hat auch Luthers Scharfblick aus der Ferne erkannt. Aber wichtiger sind die Zeichnungen Holbeins von Thomas Morus und Johannes Fisher, Bischof von Rochester (1459 bis 1535). Beide sind nahe Freunde des Erasmus und Träger seines Griechengeistes; beide sind Gegner Luthers, politisch konservative Leute, die den kirchlichen Reformplänen des Königs widersprechen. Beide verweigern dem König den Sukzessions- und Suprematieeid, daß er mit Fug und Recht um Ehescheidungen willen sich zum Herrn und Führer der englischen Kirche gemacht habe. Beide läßt der erboste

[1] Die Argumente, die P. Schütz „Religion und Politik in der Kirche von England“, Gotha 1925, S. 3, für des Königs Religion vorbringt, sind gar schwach.



König 1535 enthaupten. Die Gesichtszüge dieser beiden Männer zeigen einen neuen Typus des englischen Menschen: den humanistischen Bildungschristen. Hohe Intelligenz paart sich mit starkem Charakter, politischer Wille überwiegt die Züge der Güte und Frömmigkeit. Das Lollardenchristentum dämmert nur noch in der Form der „Utopia" (1516) nach, in der Morus das demokratisch-kommunistische Ideal früherer Christenfrömmigkeit in die Gestaltung vernünftigen und zweckvollen Staats- und Volkslebens bringen will[1]. Naturrechtsgedanken und Rationalismus führen die englische Renaissance aus der Religion in die Staatsphilosophie und Religionsphilosophie und bereiten den anderen Typus der englischen Christlichkeit: den religionsphilosophischen, aufgeklärten Denker.

Daß unter dem Druck und Eindruck dieser seltsamen Reformation und dieser humanistischen Denker Religion und Christenfrömmigkeit zurückgedrängt werden und stoisch-ethisch-heroische Lebensideale im England des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts hervortreten, zeigt das englische Drama. Aus den Mysterien des 13. Jahrhunderts und dem kirchlichen Raum wandert es im 14. und 15. Jahrhundert auf Markt und Straße, um als Gildenstück unter Kontrolle der Stadt (vgl. das Handwerkerspiel im Sommernachtstraum) oder als Straßenumzug (pageants) sich auszubreiten. Das Theater bleibt daher auch im 16. Jahrhundert populär und national, eine dramatisierte Chronik, wie sie noch Shakespeare vorschwebt. Dieses Drama tritt nicht nur stark unter das humanistische Persönlichkeitsideal, wie es Castigliones *Cortegiano* und Frankreichs *Gentilhomme* lehrten; es erfährt zugleich eine starke Hinwendung zum antiken Schicksalsdrama und seinem Fatalismus. Christopher Marlowe (1564—1593) ist der Exponent einer Lebensauffassung, in der der Böse keineswegs der göttlichen Strafe anheimfällt und auch der arme Sünder nicht durch Gottes Gnade gerettet wird (Faustus 1588). Es ist bezeichnend, daß dieser Dramatik, da sie sich öffentlich zeigte, der Vorwurf des Atheismus gemacht wurde, der irgendwie ja auch den frühen gewaltsamen Tod Marlowes herbeiführte[2].

Ähnlicher Vorwurf wurde Englands größtem Genius, Shake-

---

[1] W. Panck, Das Reich Gottes auf Erden. Utopie und Wirklichkeit. Eine Untersuchung zu Butzers „De regno Christi" und zur englischen Staatskirche des 16. Jahrhunderts. Berlin 1928.

[2] Leslie Hotson, The Death of Christopher Marlowe, Harvard-Cambridge 1925. — M. Ellis-Fermor, Christopher Marlowe, London 1927. — Friedr. Brie, Deismus und Atheismus in der englischen Renaissance, Anglia Bd. 36, 1924, S. 54, 105.



speare, erspart, trotzdem dessen Weltanschauung eine fast völlige Humanisierung zeigt. Die christlich-religiöse Atmosphäre ist bei ihm verschwunden und ersetzt durch heroischen Stoizismus und Vertrauen auf irrationale Geschichtsmächte. Der Individualismus des Engländers wird in einer eigensinnigen Weise herausgearbeitet, ob in Macbeth oder Falstaff, König Lear oder Hamlet. Und wie im reifen Griechendrama leuchtet keine Erlösung, auch kein Deus ex machina greift ein. Der Charakter des neuzeitlichen Führers im öffentlichen Leben wird konsequent dargestellt; er trägt Schicksal und Schuld in sich und wird umjubelt oder umtobt von dem mehr oder weniger törichten Volk. Dabei entfaltet sich für den philosophischen Menschen, dem Platons Königswort vom Philosophen gesagt ist, ein Bild von geistiger Freiheit, das die Groteske des Diesseits überbaut mit absoluten personalen Wertgefühlen. Das Bild des Staatsmanns erhält religiöse Weihe und ewige sittliche Geltung. Auch Shakespeare bleibt dem urenglischen Ideal treu: Julius Cäsar. Christlich ist in dieser Heldenschilderung die Betonung des Willens und der Verantwortlichkeit. Das pelagianische Element des englischen Christentums meldet sich auch bei Shakespeare. Obwohl er mit dem Puritanismus wenig sympathisiert hat, so hat sich doch in diesem sein Persönlichkeits- und Führerideal, aus Antike und Christentum gemischt, geschichtlich verwirklicht[1].

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist mit Shakespeare die Jugendentwicklung des englischen Charakters abgeschlossen. Ein reifes, geschlossenes, völkisch bestimmtes Menschentum ist in England da, abhängig von religiösen und christlichen Momenten. In keiner einzigen Gestalt kann sich die Fülle der angelegten geschichtlichen und nationalen Charaktereigenschaften bergen. Shakespeare ist bloß Referent und Beobachter, nicht Typus. Der insulare Charakter, das maritime Selbstbewußtsein, der weite Horizont der Seefahrer, blutige Völker- und Volkskämpfe haben die kirchliche Organisationsgabe, die Mystik der Isolierten, den Rationalismus der Klugheit, die aufgeklärte Geschäftstüchtigkeit, die Rücksichtslosigkeit nationaler und persönlicher Selbsterhaltung zu einem Seelengebilde englischer Religiosität verbunden, das dem Fernstehenden in drei Typen klar werden kann: John Locke, dem Religionsdenker; George Fox, dem Mystiker; Oliver Cromwell, dem Staatsmann. In der Religion eines jeden Eng-

[1] Für Shakespeares Kultureinfluß ist wichtig der Aufsatz von W. Horn „Das Komische in Shakespeares Tragödien und die Maler Reynolds und Hogarth“, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Braunschweig, Westermann, Bd. 137, S. 159—191.



länders leben irgendwie diese drei und bestimmen das christliche England von heute.

IV. Die Typengestaltung des 17. Jahrhunderts

Die anglikanische Kirche, von Heinrich VIII. gegründet, bekommt erst im Elisabethanischen Zeitalter ihre Seele. Dabei tritt eine bedeutsame Spaltung ein. Die alte englische Sinnenfreude, antike Lebenslust und volkstümliche Derbheit leben in der Königin Elisabeth (1558—1603) und ihrem großen Dichter. Ein stark gebundener insularer Formensinn vereinigt sich mit der Fähigkeit dekorativer Darstellung, der Liturgik und Musik voll klassischer Erinnerungen (englische Gotik). Daher wird das biblische Bekenntnis verbunden mit streng hierarchischer Verfassung, Episkopalismus, Konservierung der altenglischen Gottesdienstformen. Das hochkirchliche System betont die Monarchie Englands als Gottes Stiftung, neben ihr die Kirche als zweite göttliche Einrichtung, die vom König regiert, durch die apostolische Sukzession erhalten wird. Der liturgisch-sakrale Gottesdienst ist wichtiger als die Wortverkündigung. Diese Kirche kann daher in der Lehre überraschend weit und beweglich sein und als Latitudinarismus auch die radikale Religionsphilosophie des Deismus beherbergen. Verschiedene Kirchentypen des hoch-, breit- und niederkirchlichen Protestantismus werden in der Anglikanischen Kirche dadurch möglich.

Der Feind dieser englischen Lebensanschauung ist der Puritanismus, der nicht die Form, sondern nur den Gehalt, nicht die Kunst, sondern nur das Ethos wertet. Hier wird die ganze sinnenfreudige Renaissancewelt zerstört und der staatskirchenfeindliche Typus des Independententums erzeugt. Daß sich in England eine Typenspaltung grundsätzlicher Art vollzieht, beweist Milton (1608—1674), dessen bedeutender Versuch, Kunst und Religion, den Staatsmann und Christen, Antike und Europa in Ausgleich zu bringen, mißlingt. Nicht Dantes „Göttliche Komödie" mit ihrer mittelalterlichen Kultur- und Seeleneinheit leuchtet im „Verlorenen Paradies" (1667); sondern der Gegensatz im neuzeitlichen Menschen, in dem Christentum und Antike sich nicht einigen, bricht durch. Ist das äußere Paradies dem Individuum der Neuzeit verloren, so ist ein inneres Paradies der Gewissensfreiheit und Wiedergeburt in Aussicht genommen. Dieser lyrisch-religiöse Gedanke Miltons, der ja auch zu den Kirchenliedern Englands beigesteuert hat, wird durch die antike Renaissanceformulierung stark bedrängt. Seine rationale Kühle hat ein so gewaltiges Dichtwerk nicht zum Seelengut

des Engländers werden lassen, obwohl es typisch englische Frömmigkeit enthält.

Bei dem philosophisch-rationalen Religionstyp Englands spielt noch ein weiterer Faktor des antiken Denkens mit, das Naturrecht. Auch dieses uralte religiöse Motiv, das das Alte Testament beherrscht, findet bei Milton seine Vertiefung. Er vertritt das Naturrecht des Volkes in England gegenüber dem Gewohnheitsrecht des Königs. Und mit dieser Wahrheit dringt er im englischen Staatsleben trotz alter Widerstände durch[1].

Vor dem staatsmännischen Dichter ist es der Theologe Richard Hooker († 1600), dessen Denken sich in der Verbindungslinie von griechischer und anglikanischer Theologie bewegt. In seiner „Polity" wird der Christologie, der Kirche und den Mysterien der höchste Wert gegeben. Nicht durch Anerkennung der Dogmen, sondern durch die Gemeinschaft des Mysteriums der Menschwerdung Christi in der Kirche ist der Weg zu Gott geschaffen. Die kultische und die soziale Tat sind verwandt und überhöhen die dogmatischen Reflexionen. Daher bleibt die Predigt in der anglikanischen Kirche wie in der griechisch-orthodoxen bis heute Nebensache.

Es ist bezeichnend, wie der Humanismus Hookers sich mit der Antike durch das altgriechische Christentum verbindet. Nicht die römisch eingestellten Denker Cyprian und Augustin sind stark über ihm, sondern Athanasius und Aristoteles. Und Hooker hat aus diesem Geist die anglikanische Kirche zur Kirche der Renaissance gemacht, in der die christliche Antike als Kultus, der Glaube an Vernunft und das Selbstvertrauen des Menschen erneuert werden[2]. Darauf gründet sich der religiöse Nationalindividualismus Englands.

Der wissenschaftliche Geist, das Wahrheitsstreben und der Toleranzgedanke wirken auf die englische Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts. Der Einfluß des italienischen Humanisten Acontius (1559 in England) hatte in anglikanischen und puritanischen Kreisen den Respekt vor anderer Glaubensart, die Toleranz verbreitet; der Platonismus aus Ficinos Akademie war nach England gekommen und hatte in Henry More (1614—1687) den Latitudinarier gefunden, der die idealistische

---

[1] Vgl. Manigk, Rektoratsrede: Wie stehen wir heute zum Naturrecht? Berlin-Grunewald 1926; Die Idee des Naturrechts. Festgabe für R. Stammler, Berlin, de Gruyter 1926.

[2] Paul Schütz, Religion und Politik in der Kirche Englands, Gotha 1925, S. 11f., 16f. — H. Böhmer, Die Kirche von England und der Protestantismus, Neue Kirchl. Zeitschrift, Bd. 27, 1916, S. 573, 642.

Philosophie gegen Atheismus und Sensualismus, gegen Hobbes verteidigte. Hier wird nun der englische Prosastil entwickelt, der die religiöse Sprache des Volkes wird. Robert Browne († 1633) wird zum gewaltigen Prediger des Kongregationalismus und prägt die typisch angloamerikanische Formel: „Alles durch das Volk und für das Volk", die durch Abraham Lincoln das demokratisch-religiöse Programm der Amerikaner geworden ist. Jeremy Taylor (1613 bis 1667) wird zum vielgelesenen Erbauungsschriftsteller, der gegen das Puritanertum die Bildung der Zeit kirchlich popularisiert. Und die Authorized Version der Bibelübersetzung von 1611 ist die größte Prosaleistung der englischen Sprache im 17. Jahrhundert, die den Christenglauben mit dem Aufklärungsgeist in bedeutsame und stilechte Übereinstimmung bringt. Durch diese Sprachschöpfung wird der Protestantismus Volksreligion in England.

Bei dieser Entstehung einer Nationalreligion in England ist die Erneuerung des Naturrechts im 17. Jahrhundert ein für Religion und Kultur der europäischen Völker besonders wichtiges Faktum[1]. Dabei kommt es darauf an, den Doppelsinn dieses Naturrechts zu erfassen: einmal bedeutet es die von Gott dem Menschen naturgemäß gegebene Freiheit, die Autonomie. Dann aber bedeutet es ebenso die von Gott dem Menschen vernunftgemäß aufgelegte Begrenzung seines Geistes, die Paradoxie seines Lebens. Der Akzent liegt in England auf der letzten Form der Anschauung. Daher organisiert sich das Naturrecht als natürlich-christlicher Individualismus und als rational-soziale Kirche oder auch als Staat. In England erfolgt beides im Elisabethanischen Zeitalter: als deistische Theologie und anglikanische Kirche. „Die Entwicklung des Naturrechts durch Locke... erfolgt auf einer von dem christlichen Naturrecht des Calvinismus verschiedenen, aus englischem Geiste geborenen Neuorientierung nach den in der Natur des Menschen und in dem Urzustande der menschlichen Gesellschaft vorhandenen bzw. angenommenen Gegebenheiten[2]." Dieser Satz Wildhagens findet seine eigentümliche Bestätigung in der geschilderten Entstehung der anglikanischen Staats- oder Hochkirche durch den Theologen Hooker, den Vorläufer Lockes. Natürliche Lebensbedingtheit und religiöser Universalismus schmelzen bei diesem Kirchenstifter in seiner „Polity" zusammen zu einer ökumenischen evangelischen Kirche Englands, die im Wesen von Englands Volk ihr Naturrecht und in

[1] Ernst Troeltsch, Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik, Berlin 1923.

[2] Karl Wildhagen, Der englische Volkscharakter, Leipzig 1925, S. 141.

der Bibel als Überlieferung der Urchristenheit ihr geschichtliches Recht hat[1]. Beide Rechtsformen sind disparat und machen dem Rationalismus der Zeit nicht geringe Schwierigkeiten, deren John Locke (1632—1704) Meister wird.

John Locke

„Der Wille zur Form als konkreter Verwirklichung des Möglichen ist ein Wesensbestandteil des englischen Nationalcharakters[2]." Dieses Formprinzip bestimmt in England keineswegs nur äußere Gestaltungen: Staat, Kirche, Gesellschaft. Sondern zunächst und ursprünglich wird die Gedankenform geprägt: seine Form ist die Vernunft. Ist das Denken von Gott, so ist die Form des Gottgedankens die Vernunft. Damit ist die Immanenz des göttlichen Geistes klar; sie manifestiert sich ebenso in dem prinzipiellen Denken des Philosophen wie dem geschichtsbezogenen Denken des Theologen. Geschichte und Philosophie kommen zur Deckung, der Philosoph ist zugleich Theolog. Denn Gott wirkt die Gedankenformen wie die Geschichtsformen, beide als Vernunftform. Vernunft und Offenbarung sind gleich, trotz ihrer für den menschlichen Verstand vorhandenen Verschiedenheit. Schon Duns Scotus hatte die Einheit des Geistes in der Doppeltheit seiner Formen in seiner Philosophie angelegt, und Francis Bacon hatte die beiden Gebiete von Glauben und Wissen trennen können, weil sie einander nicht kreuzen, sondern unberührt übereinander liegen. Diese Auffassung ist für die englische Mentalität seit vorreformatorischen Zeiten charakteristisch[3].

Diese aus der Natur des englischen Geistes erwachsene naturrechtlich begründete Erfassung von Glauben und Leben hat John Locke tief und abschließend durchdacht und in ihrer Zweiseitigkeit erleuchtet. In dem „Essai über den menschlichen Verstand" (4. Buch, über „Wissen und Wahrscheinlichkeit") ist er streng rationalistisch dem „Wissen von der Existenz eines Gottes" nachgegangen, so daß das Wesen der Religion als Frömmigkeit dabei zerstört wurde. Der aus dieser natürlichen Theologie erwachsene Deismus wird daher gemeinhin als der Unglaube der Freidenker verdammt und an dem Franzosen Voltaire als Frivolität getadelt. Was französischer oder deutscher Rationalismus aus der deistischen Philosophie Lockes gemacht hat,

---

[1] P. Schütz, Religion und Politik in England, Gotha 1925, Perthes.

[2] Schütz, a. a. O., S. 14.

[3] Vgl. Else Wentscher, Englische Philosophie, Teubner, Leipzig 1924, S. 9, 14.

kommt aber für diesen englischen Religionstyp nicht in Betracht. Denn für ihn ist charakteristisch, daß Locke in der „Vernünftigkeit des biblischen Christentums“ (Reasonableness of Christianity 1695) den Versuch machte, eben den Offenbarungscharakter der Bibel als vernünftig, besser übervernünftig nachzuweisen. Neben vernünftigen Wahrheiten gibt es „übervernünftige, deren Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit wir nicht mit Hilfe der Vernunft herzuleiten imstande sind“; aber sie gerade sind „das eigentliche Material für den Glauben“[1]. Ein recht kräftiger Zusatz von Supranaturalismus wird von Locke der Theologia naturalis beigemischt und ein bescheidenes, aber entscheidendes Stück Theologia revelata in ihr mit allen paradoxen Konsequenzen eingebaut. Nicht daß Locke die Vernunft jetzt dem Glauben unterwerfen wollte; sondern er stellt über die niedere Menschenvernunft eine höhere göttliche Vernunft, deren Wirkung und Einsicht wir uns unterwerfen müssen, ohne sie jemals zu verstehen.

Diese frühe Erkenntnis Lockes ist ein Grundbestand des späteren christlichen Idealismus Europas geworden[2]. Auf solche Folge soll aber hier kein Blick geworfen werden; vielmehr gilt es festzustellen, welche typisch englischen Wirkungen diese Religionstheorie John Lockes gehabt hat.

Der rationalistische fromme Mensch, wie ihn Locke darstellt, ist Gründer und Glied der anglikanischen Kirche geworden. Er ist vor allem stark national-englisch eingestellt und wird daher staatskirchlich. Hookers theologische Leistung vollzieht sich in der Vereinigung von englischem und christlichem Denken als Erneuerung historischer altchristlicher Gemeinde- und Volksideale. Daher ist diese Religion natürlich biblizistisch, aber keineswegs im Sinne von Luthers Glauben an das Wort. Sondern man glaubt an die geistige Tradition, die aus einer griechisch-hebräischen Bibel jetzt eine englische Bibel gemacht hat. Daher wird das Common Prayer Book (1549 eingeführt) ein heiliges Buch, das mit der Bibel konkurriert. Auch für Locke und die höchste geistige Bildung Englands bleibt die Bibel sakrosankt, zugleich wird man aber tolerant gegen Andersgläubige. Locke ist in Verfolg von Acontius und Hugo Grotius der Prediger des modernen Toleranzgedankens, der dem Luthertum und seinem Glaubensprinzip fern steht, während er dem beweglichen Traditionalismus Englands liegt. Toleranz ist durchaus rationalistisch, entspricht der *matter-of-fact-*

[1] Vgl. L. Zscharnack, John Lockes Reasonableness of Christianity, Gießen 1914, S. 28.

[2] Vgl. E. Wentscher, a. a. O., S. 20.

Seele Englands. Daher findet sich dieser englische Christentypus nicht nur in der Hoch- und Staatskirche, sondern ebenso in dem Independentismus, bei Kongregationalisten und Presbyterianern, ja besonders radikal bei den Quäkern. Dieser Typus geht quer durch die gesamte Kirchlichkeit Englands, er beeinflußt auch die römisch-katholische Kirche auf englischem Boden. Toleranz ist Prinzip, aber nicht Praxis: ein für England charakteristischer Unterschied!

Der Vernunftgrund, auf dem die christliche Kirchlichkeit Englands ruht, bedingt zwei diesem Typ eigene Momente, die sich nach Locke bis in die Gegenwart mehr und mehr vorgedrängt und ausgestaltet haben: das ästhetische und das soziale. Schon Toland, der Zeitgenosse Lockes, weiß in seiner rationalen Kritik des Christentums den Kultus der Kirchen als wesentlich zu schätzen[1]. Denn die Formen des Kultus sind vernünftig und heilig zugleich. Das Abendmahl als die Höhe des Kultus ist Vereinigung der Seele mit Gott, wobei der Rationalist diese Vereinigung als unio mystica, der Ästhet als Verklingen im Wesentlichen, der Enthusiast als Erleuchtung fassen mag. Licht der Vernunft, der Schönheit, der Gottheit in der Seele werden kultisch gleich wirksam. Auch der Enthusiast in Quäkerart kann den anglikanischen Typ des Staatskultus verstehen, so sehr er ihn bekämpft. Das religiöse Betrachten, die Anschauung wird kultisch-ästhetisch zur Vollendung gebracht: Schönheit des Raumes und des Gewandes, der Bibel und des Wortes, der Musik. Das Bibelenglisch, klangstark gesprochen, ist wundervoll wie die Bilder des Präraffaeliten Burne-Jones. John Ruskin hat diese englische Christlichkeit zu einer christlichen Theorie betrachtender Frömmigkeit verdichtet, die uns kontinentalen Deutschen ganz befremdlich ist; von dem notorischen Utilitarismus Englands ist in dieser ästhetischen Natur- und Kultusreligion keine Spur. Ich halte dafür, daß wir sie gar nicht voll verstehen können, weil sie typisch englisch ist.

Ruskin gerade war streng sozial eingestellt; mit sozialer Pflichterfüllung will der zartbesaitete Ästhet Ernst machen. Es ist nicht nötig anzunehmen, daß sein Freund Carlyle dafür verantwortlich ist[2]. Denn dieses soziale Interesse ist in dem rationalen Christentyp Englands seit Locke deutlich; seine Wurzel liegt in den reformatorischen Grundsätzen der anglikanischen Kirche, die Jewel in seiner „Apologie" 1562

[1] Wentscher, a. a. O., S. 22; L. Zscharnack, J. Tolands Christentum ohne Geheimnis, Gießen 1908.

[2] O. Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England, Leipzig 1922, S. 112.



ausspricht: 1. Man gebe dem Volk die heilige Kommunion ganz; 2. man gebe dem Volk das Gebet in der Volkssprache, das Amen „*with a general consent*" (*common prayer*)[1]. Bedingt das erste Moment den ästhetischen Kultus, so das zweite den rationalen Sozialismus. Gemeinsames Gebet bedeutet gemeinsame Sprache, das heißt praktisch-ethische Brüderlichkeit. Es ist überraschend, wie der Gemeinsinn das englische Wesen beherrscht, gewiß als Sitte und Gesetz uniformierend. Aber das Wort „*common*" hat bedeutende Gewalt: als *commonwealth* und als *common sense*, als *common law* und vor allem als *common prayer*. Es ist für die soziologische Eigenart Englands von grundsätzlicher Bedeutung, wie ernst man das *common prayer* nimmt, gerade in der uns Deutschen aristokratisch scheinenden Hochkirche. Christlicher Sozialismus ist in ihr alt. Die *brothers and sisters of mercy* haben in sozialer Liebestätigkeit und Seelsorge wirklich Bedeutendes geleistet, ohne daß es soviel Lärm machte wie die enthusiastische Heilsarmee. Aber gerade sie, dem anderen Typ angehörig, hat das Moment des *common prayer* in rationalster Form durchgeführt: *common prayer* mit dem Trunkenbold auf der Bußbank, und zwar in des Betrunkenen Jargon, übt das Hallelujamädchen. Man muß staunen über die gewaltige Macht, die das englische Wort in der christlichen sozialen Organisation dieses Volkes ist. Das Wort und die Tat der Bruderliebe sind in England rational und national, christlich und englisch zugleich. Das ist das Erbgut dieses Typus.

Der englische Forscher Ronald Roß, der Entdecker des Malariaparasiten, hat in der Freude über diese Entdeckung folgende Verse niedergeschrieben:

Heut hat der barmherzige Gott
gegeben in meine Hände
ein wundersam Ding — dafür
sei Ehre ihm ohne Ende.

Auf Wegen geheimnisvoll
folgt ich seiner Liebe Gebot
und fand deine winzige Saat,
myriadenmordender Tod!

Der Fingerzeig, der mir ward,
soll heilen der Völker Not.
Wo, Grab, ist jetzt dein Sieg?
Wo ist dein Stachel, o Tod?

Dieses Gedicht mit seiner Vereinigung frommen Glaubens und wissenschaftlicher Aufgeklärtheit unterscheidet sich von der fest-

[1] Schütz, a. a. O., S. 12.

ländischen Christlichkeit und Bildung durchaus; es ist ein ausgezeichneter Beleg für die rationale sozialistische Religion Englands.

George Fox

Die große englische Revolution im 17. Jahrhundert entwickelt im Gegensatz zu religiösem und ethischem Rationalismus eine andere, im Mittelalter verschollene Seite des englischen Charakters, Mystik und Enthusiasmus. *Waiters, Seekers, Ranters,* die besonders in dem religiös erregbaren Wales sich sammeln, bereiten eine selbständige Bewegung vor, die durch George Fox (1624—1691)[1] typische Züge und Wirkung bekommt. Er ist Sohn eines Handwerkers; seine Bildung ist mangelhaft, seine Beredsamkeit volkstümlich. Er ist in der Form seines Denkens ganz abhängig von der Bibel, die seine Phantasie bildet. Sein Offenbarungsglaube stützt sich auf die Vorstellung, daß der Heilige Geist unmittelbar lebendig Offenbarung gebe und fortsetze. Für seine Offenbarungserlebnisse ist sein Tagebuch wichtig, das aber keine Tatsachenberichte gibt. Diese Erinnerungen sind späte Aufzeichnungen, die der Unmittelbarkeit und oft der Glaubwürdigkeit entbehren; sie sind schriftstellernde Prophetie. Ihre volkstümliche Schlichtheit hat in der christlichen Literatur Englands große Bedeutung.

George Fox ist keineswegs der reinste, aber sicher der typischste religiöse Enthusiast Englands. Ein Mann wie der hundert Jahre spätere Edward Irving (1792—1834) hat mehr Mystik und Innerlichkeit. Aber die Bedeutung von Fox und seinen Quäkern ist überragend englisch, eben weil äußerlich. Schon der Name dieser Schwärmer ist äußerlich: denn die Religion spricht bei ihnen in äußerlichem Zittern. Und die Erlebnisse visionärer Art, die Fox hat, sind körperlicher Art; sie haben ethischen, politischen oder sozial-gemeindlichen Inhalt. Der Enthusiasmus in diesem Mann tritt durchaus diszipliniert auf, trotz aller Paradoxie der Formen. Die nüchterne Rationalität der Botschaft steht in seltsamem Widerspruch zu der ganz abstrusen, oft pathologischen Form. Das Wehe über die gänzlich harmlose „blutige Stadt Lichfield" ist ein Beweis, daß er seinen eigenen Enthusiasmus rational nicht mehr fassen konnte. Denn die später zur Erklärung herangezogene Legende, daß in Lichfield zu Zeiten des Kaisers Diokletian tausend Christen erschlagen sein sollen, ist weder historisch, noch war sie Fox bekannt. Aber gerade an diesen Grenzen der Vernunft gab er typischen Gehalt englischer Christlichkeit wieder.

Gegen die naturhafte Bindung des Geistes an die Gewalt physischer

[1] Vgl. K. Bornhausen, Die Offenbarung, Leipzig 1928, S. 156ff.



und rationaler Mächte bedarf der englische Mensch eines ganz starken Gegenschlags der Religion. Und diese Macht muß so stark sein, daß sie den Menschen aus allen Naturgegebenheiten herausreißt. Bei Fox äußert sich der Enthusiasmus daher ganz charakteristisch als Kampf gegen alle politischen und gesellschaftlichen Sitten: Duzen, kein Hutabnehmen, nicht auf des Königs Gesundheit trinken. Deswegen läßt man sich einsperren und prügeln. Das scheint wahrlich des Befehls Gottes und des Kreuzes Christi nicht wert. Und doch ist die Grundrichtung recht: der Protest des Geistes gegen Natur und Kultur. Daher auch Protest gegen Kirche und Kultus, Schmuck und Predigt des Gottesdienstes. Das alles ist bloß Natur und Kunst. Wer redet, der redet aus innerer Erleuchtung. Aber das Schweigen ist besser. Das Schweigen von Fox ist durchaus nicht sakramental, sondern ganz antikultisch, enthusiastisch; es ist, als ob ihm von Gott der Mund geschlossen würde. Schweigen ist spontane Offenbarung.

Dieser scharf antikirchliche, gegen jede religiöse Institution gerichtete Enthusiasmus erzeugt aber sofort Formen einer typischen Bürgerlichkeit, einer Gemeindeethik, die zwar anders ist als Kirchen- und Staatsethik, aber im Prinzip ihnen herzlich ähnlich. Der Enthusiasmus wird darauf konzentriert, in das Gute, Alte neue Gegenwartskraft zu bringen und Vergessenes zu erwecken. Daher kommen auch die Quäker zum Biblizismus: Erweckung der Urchristenreligion, des apostolischen Glaubens, aber in englischer Gegenwart und Volkssprache. Hier sind es die Laien, die herrschen; die Staatstheologen und ihre Kirche sind ein Greuel, das „Turmhaus" eine Blasphemie! Und die Verkündigung der Laienfrömmigkeit in dieser argen, von Natur und Gesellschaft verdorbenen Welt ist Unglücksprophetie und Gericht. Auch das ist durchaus englisch, christlich-sittlich; denn der englische Christ will retten, helfen.

Der Enthusiasmus der Quäker organisiert sich in einer sozialen und politischen Wohlfahrtsgemeinde, in der die Vision, die Stimme Gottes Voraussetzung bleibt. Gewisse methodische Arbeit am eigenen Inneren weist auf die Notwendigkeit der Bekehrung und Erleuchtung hin; aber eine Kontrolle dieser Kräfte, wohl gar Verketzerung von Unbekehrten, hört auf. Nur die Taten, die Früchte beweisen. Eine dieser stillen feinsinnigen Seelen ist der Schriftsteller Charles Lamb (1775 bis 1834), der von dem Sklavenbefreier und Quäker John Woolman literarisch beeinflußt ist[1]. An der Quäkerin Elizabeth Fry (1780

[1] Freda Bethcke, Ein Freund des Quäkertums. Monatshefte der Freunde, Leipzig, Oktob. 1927, IV. Jahrg., Heft 10, S. 181ff.

bis 1845) wird die Temperierung des Enthusiasmus und die Anwendung aller Religionskräfte auf christlichen Sozialismus besonders deutlich. Schon ihre Bekehrung im achtzehnten Lebensjahre durch eine Predigt ist harmlos und typisch, Visionen, Träume, Zeichen sind nur noch im Ansatz vorhanden. Aber diese Frau, die ihrem Mann mehr als zwölf Kinder zur Welt bringt, konzentriert allen Enthusiasmus, die Passion einer sozialen Seele auf die Rettung geistig Verlorener. Und wieder wirkt *common prayer* als soziale Kraft dieser Rettungsarbeit in den Gefängnissen sich aus: das Gebet in der Familie, das Gebet in der Quäkergemeinde. Charles Dickens steht in seinen Sozialromanen dieser Welt enthusiastischen Sozialismuses nahe: er versteht ihn, ohne ihn zu teilen. Und obwohl dieser Typus kirchenfremd bleibt, wird er völkisch immer bedeutsamer, einflußreicher. Die sozial einfachste Volksschicht labt sich am Enthusiasmus der Heilsarmee, die sozial höchste an der stillen Gemeinschaft der Woodbrooker[1]. Morel und Macdonald stehen diesem Enthusiasmus nahe, der in der Labour Party und in der Union of Democratic Control, in der Zeitschrift „Foreign Affairs“ nationale und internationale Wirkungen tut. Aber immer bleibt ihm das Ungewöhnliche, Exzentrische in der Form eigen. Man darf nie ganz in der englischen Bürgerlichkeit versinken, sondern muß die Tradition des Absonderlichen, des Abgesonderten behalten, sei es auch nur in dem Namen „Society of Friends“.

Die eigentümliche Form religiöser Unmittelbarkeit, die man in England als Sozialenthusiasmus bezeichnen kann, geht nun ebenso wie das rationalistische Element quer durch alle englische Frömmigkeit und Kirchlichkeit. Es ist bezeichnend, daß der römische Katholizismus Englands ebenso wie an dem rationalen Kirchengedanken auch an dieser lebendigen Glaubensaktivität teil hat. Die Oxford-Bewegung, Kardinal Newman, Pusey bis hin zu dem kürzlich verstorbenen anglisierten österreichischen Katholiken Baron v. Hügel zeigen die Züge der Mystik und des Sozialismus, eine ungemeine Innigkeit und Verinnerlichung religiösen Lebens, die Newman und v. Hügel zu in evangelischen Theologenkreisen Englands viel studierten und einflußreichen Schriftstellern machen[2], nicht weil ihr Enthusiasmus katholisch ist, sondern weil er typisch englische christliche Offenbarung bewahrt.

[1] Vgl. Die Eiche, Jahrg. 1924, 4. Heft, S. 613; A. S. Rowntree, Woodbrooke, its history and aims. London 1923.

[2] Vgl. H. R. Macintosh, Systematische Theologie in Großbritannien während des letzten Vierteljahrhunderts. Zeitschrift f. Theologie und Kirche 1925, S. 127.

Oliver Cromwell

George Fox hat mit Oliver Cromwell (geb. 1599) 1658, etwa einen Monat vor dessen Tod, eine bezeichnende Begegnung. Er schreibt in seinem Tagebuch[1]: „Ich begab mich nun nach Hampton Court, um mit dem Protektor über die Not der 'Friends' zu reden. Ich traf ihn auf einem Ritt im Hampton Court Park. Ehe ich ihn an der Spitze seiner Leibgarde erreichte, spürte ich einen Hauch des Todes ihm entgegenhuschen; und als ich zu ihm kam, sah er aus wie ein Toter. Nachdem ich ihm die Not der ‚Freunde' beschrieben hatte und nach meinem inneren Trieb ihn gewarnt hatte, hieß er mich, zu ihm heim kommen. So ging ich denn am folgenden Tag wieder nach Hampton Court, um nochmals mit ihm zu reden. Aber als ich kam, hieß es, er sei krank, und Harwey, einer seiner Bedienten, teilte mir mit, die Ärzte wollten nicht, daß ich mit ihm spreche. So ging ich fort und habe ihn nachher nie mehr gesehen."

Dieser selbe Mann, den Fox im Enthusiasmus als zu ihm gehörig spürt, ist nicht weniger Förderer und Kenner der rationalen Wissenschaft. Er war ein *Cambridge-Man*, und seit 1651 der Kanzler von Oxford; eine glänzende Gelehrtengeneration hat unter Cromwell gewirkt[2]. Und die englische Literatur hat beste Religionswerke gewonnen. Des Puritaners Bunyan Pilgerswanderschaft[3] ist ein bedeutendes Zeugnis für die Frommheit der Zeit. Mathematiker und Kanzelredner wie Barrow, South und Tillotson zeigen die geistige Kraft der englischen Religion ebenso wie die Latitudinarier John Hales (1584 bis 1656) und William Chillingworth (1602—1644) und die dem Puritanismus näher stehenden Theologen Thomas Adams († 1653) und Richard Baxter (1615—1691).

Cromwells Herrschaft ist daher religions- und kirchenpolitisch, theologisch und wissenschaftlich sehr bedeutsam gewesen; sie hat Rationalismus und Enthusiasmus nebeneinander wirken lassen, ohne einer der beiden Seiten englischer Religion Schaden zu tun. Die Größe dieses Mannes ruht nicht in einer scheinbaren Synthese, sondern in der lebendigen Persönlichkeit. Rationalismus und Enthusiasmus sind in Cromwell zu einem politischen Ethos verbunden, das den neuen seltsamsten Typ des englischen Christentums zeigt. Die hohe Originalität entfaltet sich in der Irrationalität eines geschichtlichen Men-

[1] Vgl. George Fox, übers. von Dr. Stählin, Tübingen 1908, S. 141.
[2] W. Michael, Oliver Cromwell II, S. 105.
[3] Vgl. The Pilgrim's Flight in „England and the English", hrsg. von Hartig-Krüper, Diesterweg, Frankfurt a. M. 1927, S. 162.

schen, der den Charakter eines Volkes rechtfertigt, indem er ihn offenbart.

Cromwell ist religiös wie Fox bestimmt durch jene Mystikergruppe, die als *Waiters, Seekers, Ranters* die Opposition gegen das Staatskirchentum, gegen Papsttum und monarchische Tyrannei bilden. Als Puritaner wenden sich die englischen Frommen gegen politische und religiöse Versklavung. Das nationale Moment wird in Verbindung mit dem christlichen enthusiastisch unterbaut. Cromwell, der Soldat und Feldherr, macht diesen Enthusiasmus zum Ferment seines Parlamentsheeres, das sich für Vaterland und Freiheit einsetzt. Für die Freiheit persönlicher Gesinnung in Religion und Politik, für die Einheit der englischen Nation lebt und kämpft, sündigt und stirbt dieser Mann.

Typisch englische Christenzüge sind in seinem Charakter. Der Melancholiker ringt sich mühsam zur Bekehrung durch und wird in ihr zum Aktivisten. Wie ein Weltenrichter will er Gut und Böse scheiden, und er bringt den heillosen Mut zu Leben und Tod für sich und andere auf. Die Bibel wird ihm dazu die rationale Kraftquelle: was das Alte Testament für Israel recht findet, ist für England billig. So kann er zuerst die Frömmigkeit der Gotterwählung auf das englische Volk als auserwähltes Volk anwenden. Gewiß, nur das bekehrte englische Volk ist auserwählt, das unbekehrte Volk wird bekämpft, gestraft. Bibel und englisches Nationalbewußtsein in naturwüchsigem Bund, ohne alle Heuchelei: so alt ist die Erscheinung, die den deutschen Christen 1914—1918 schwer kränkte.

Der Staatsmann ist fest in dem Glauben verankert, daß er seine Politik auf Befehl Gottes vollziehe. Nicht nur, daß Cromwell sich durch Gebet zu allem Tun stärkt; er lebt der Überzeugung, daß Gott ihm seinen Willen klar und rational kund tue. Das Gesetz ist nicht nur geschrieben im Alten und Neuen Testament; es ist auch hörbar in unserem Inneren. Die Worte des Heiligen Geistes sind rational da, in Herz oder Geist. Und überall, in Familie und Parlament, kündet Gott seinen Willen. Die deutsche Frömmigkeit „So nimm denn meine Hände und führe mich" wird in dem Engländer zu einer Willensaktion, in der der Protektor die Hand des göttlichen Schützers energisch faßt und nicht losläßt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", auch meine Sünden, meine Bluttaten, meine brutale Gewalt, meinen Mut zum Unrecht! — Und Cromwell hat diese unerschütterliche Gewißheit, daß Gott ihn führt; die Festigkeit dieser Überzeugung hat alle Gegner entwaffnet, gebeugt.

Auch seine Freunde und Warner weiß er durch sein Selbstbewußt-



sein, das die Politik aus heiligem Geist und Offenbarung herleitet, zu widerlegen. Sein Freund Robin Hammond hat stärkste religiöse und national-ethische Bedenken gegen die Beseitigung des Königs. Cromwells Brief an ihn vom 25. November 1648 mit seinen christlichen Beruhigungssprüchen und Widersprüchen ist ein merkwürdigstes Beispiel dieser englischen Christlichkeit, die das Gebot, besser unrecht leiden als unrecht tun, widerlegen und für diesen Fall ausschalten will[1].

Dieser Enthusiasmus des Erwähltseins verbindet sich mit gewaltigem Pflichtgefühl, die Erwählung praktisch, politisch, militärisch, national zu bewähren. Die Verantwortlichkeit dieses Mannes vor Gott und seinem Volk kennt keine Grenzen; aber wieder ist es nur das englische Gottesvolk, dem er so dient. Die Gemeinde der Heiligen soll in England wahr werden, im Heer wie im Geschäftsbureau, in der Familie wie auf dem Seeschiff, in der Kolonie. Calvinische Ideale der Bescheidenheit, des frugalen Lebens, der Verwaltung alles Irdischen als Gottesgabe, der treuen Haushaltung stammen im englischen Leben noch heute aus Cromwells Bereich. Denn er hat in weiterem Ausmaß als der stark romanische „Gottesstaat" in dem gottlosen Genf die Möglichkeit der geistigen Theokratie in England erprobt. Daß der theokratische Gedanke in England bis heute bleiben konnte, dankt er seiner Einigung mit dem nationalen Gedanken. Englische Politik — eine Funktion des englischen Christenglaubens: das ist bis heute der nicht zu unterschätzende Typus englischer Frömmigkeit.

Für den ethisch-politischen Religionstypus Englands, wie er durch Cromwell dargestellt wird, hat Bernard Shaw die neuzeitliche Radikalisierung gezeigt. „Die heilige Johanna" ist ein Kunstwerk, das in vielfacher Hinsicht den englischen Religionstypus erhellt. Shaw hat, soweit der Skeptiker das vermag, Johanna ernst genommen und sie daher zu dem Idealtyp englischer Führerschaft gemacht, wie ein Engländer sich christliches Heldentum vorstellt. Johanna ist ethisch untadelhaft, wahrhaftig, treu, selbstlos, opferbereit. Zu diesem englischen Idealtyp fügt Shaw den männlichen Realtypus des großen Politikers, Lord Warwick. Nicht, daß dieser ein Religionsverächter wäre; das ist viel eher der französische Bischof. Sondern die kluge, brutale Ethik des Staatsmannes Lord Warwick ist durchdrungen von Anerkennung religiöser Kräfte, die da, wo sie politisch gefährlich

[1] Wernle-Stählin, O. Cromwells Briefe und Reden, Basel 1911, S. 147ff. — H. Kittel, O. Cromwell, Seine Religion und seine Sendung. Berlin 1928.

sind, leider vernichtet werden müssen, obwohl sie als wahre Segensspender zu gelten haben. Der Politiker hat nicht nur Mitleid, sondern Hochachtung, Ehrfurcht vor Johannas göttlicher Kraft; daher vernichtet er sie. Diese Logik ist nur dem Engländer und seiner Frömmigkeit möglich.

Entscheidend ist also der Idealtyp Johannas als eines weiblichen Cromwell: in der Bibel gegründet, mit Geistesgaben rationaler Art ausgestattet, die sie für Gottesstimmen hält; politisch nüchtern, mit klarem Blick für das militärisch und psychologisch Mögliche geht sie eigentlich nur daran zugrunde, daß sie zu wenig Kenntnis der Menschen-Canaille hat und daher zu wenig Gewalt anwenden kann. Cromwell oder Lord Kitchener sind die rechten englischen Typen.

Unter den gegenwärtigen englischen Politikern müßte Lord Balfour[1] mit Grund als der Vertreter dieses Typus gelten, bei dem der Enthusiasmus zur Religionsphilosophie abgestanden ist. Dann schreibt man Bücher über „Grundlagen des Glaubens", „Theismus und Humanismus" und beweist die weltweite Toleranz Lockes neu durch das Protektorat über die zionistische Universität in Jerusalem. Glänzende Repräsentation von Religion und Politik in national-englischer Form: sie ist zu bewundern und zu verstehen, nicht zu verachten.

Denn wir Deutsche sagen dann Cant; das kommt von Cantus und bezeichnet den religiösen Singsang, Traktätchenquatsch, Bibelphrasen, scheinheiliges religiöses Pathos in allen Ländern und Völkern. Also religiöser Selbstbetrug, den wir dem englischen Politiker und Kaufmann gern besonders vorwerfen. Dazu liegt kein Anlaß vor, den Typus Oliver Cromwell für Verlogenheit verantwortlich zu machen. Wenn Bernard Shaw die heilige Johanna verehrt, so gerade ihre christlich-ethische Wahrheit und Klarheit. Und das ist ihm bestes englisches Christentum, das darin zugleich staatserhaltend und volksführend wirksam wird. Das Geheimnis der in Ethik und Religion zu politisch-christlichem Aktivismus verpflichteten und sich für Gott und Volk restlos opfernden Persönlichkeit.

Diesen Typus als calvinistisch zu kennzeichnen ist viel zu simpel; man vergißt, daß Calvin Franzose war. Und der Mann aus Noyon hatte nicht das Format des englischen christlichen Staatsmannes Oliver Cromwell, der aus rationaler Theorie (Locke) und Enthusiasmus (Fox) den neuzeitlichen christlich-praktischen Nationaltypus Englands schuf.

---

[1] Zeitschrift f. Theologie und Kirche 1925, S. 124.

Als wissenschaftlich wahrscheinliches Ergebnis dieser religionspsychologischen Betrachtung ist anzusehen: der englische Mensch gibt im 17. Jahrhundert aus natürlichen und geistigen Voraussetzungen seinem Christentum eine typische Gestaltung. Diese nimmt drei Richtungen an: die rationale, ethische und enthusiastische. Dabei bleibt für den englischen Christen charakteristisch, daß er keine dieser drei Formen rein und extrem erstrebt, sie vielmehr immer mischt: der rationale Typ enthält in seinem Gedankenbau die enthusiastische Paradoxie und das Ethos des Christentums, der Enthusiasmus ist methodisch, das heißt rational und ethisch, die Ethik ist nicht nur rational-politisch, sondern auch enthusiastisch aktiv, von Cromwell bis Balfour. Man kann also klarer sagen, der Typus des angelsächsischen Christentums teilt sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts je nach dem Gewicht des charakteristischen Moments in drei Gestalten: den rationalen, aktivistischen und enthusiastischen. Diese drei Charaktere verbinden sich in so mannigfaltiger Weise, daß sie immer das Christentum des englischen Menschen wiedergeben, und zugleich seine Verschiedenheit von jedem anderen christlichen Volkstum zeigen.

V. Der Gegensatz von Religion und Moral im 18. Jahrhundert

Die Typenformation erscheint an Englands religiöser Art im 18. Jahrhundert sehr deutlich. Nach der Revolution wendet sich das englische Volksleben in die ruhigen Formen der ethischen aufgeklärten Lebensreform und spaltet sich dabei in zwei Richtungen, eine rationalistisch-moralisierende und eine enthusiastisch-religiöse.

Die Aufklärung hat im 18. Jahrhundert in England sich besonders des theologischen Problems bemächtigt und mit der Frage nach natürlicher Religion und Offenbarungsreligion die Religionsphilosophie des 19. Jahrhunderts in Europa vorbereitet[1]. Der Deismus hat zwar die eigentümliche Lebendigkeit der Offenbarung in der Geschichte und damit insbesondere das Wesen des Christentums verkannt. Dafür wurde aber eine religionswissenschaftliche Betrachtung des Christentums im Rahmen der Weltreligionen angebahnt und der Blick der Gebildeten für Gehalt und Kraft des Gottesglaubens in der Menschheit geschärft. Die quantitative Bedeutung des Glaubensstoffes schrumpft erheblich zusammen. Und wenn in den Zeiten des Deismus auch die Intensität des Glaubens litt, so wurde nicht ohne Erfolg die Aufmerk-

[1] Vgl. L. Zscharnack, Deismus III, englischer, R.G.G². Bd. I, Sp. 1805ff.

samkeit für die sittliche und humane Bedeutung des evangelischen Glaubens wach.

Die griechisch-humanistischen Lebensgefühle wurden im 17. Jahrhundert durch die Cambridge-Platoniker erhalten, eine Philosophengruppe, die die christliche Religion mit dem griechischen Idealismus verbindet. Gegner des aufkommenden Empirismus (Hobbes) ist besonders Ralph Cudworth (1617—1688), der die Moral aus göttlicher Intelligenz ableitet. Die sittlichen Ideen sind dem Menschen angeboren und unbedingt verbindlich. Der Cambridge-Platonismus wandte sich in einigen seiner Mitglieder der Mystik und Jakob Böhme zu[1]. Der Gegensatz zu der Cambridge-Schule, den J. Lockes sensualistischer Individualismus darstellt, wird fortgeführt durch Shaftesbury (1671—1713), Lockes Schüler. Er gibt dem Humanismus eine ästhetisch-panentheistische Gestalt. Die Ethik wird von Religion und christlichem Gedankenbestand gelöst und das Schöne, Wahre, Gute in engster Anlehnung an die griechische Antike als Lebensinhalt erfaßt. Eine folgerichtige Rationalisierung des christlichen Glaubensbestandes setzt ein. John Toland schildert das Christentum ohne Geheimnis (Christianity not mysterious 1696)[2]. Andere Deisten sind aggressiver gegen das Christentum; durch Whiston und Woolston wird die Gültigkeit des Weissagungsbeweises aus der Bibel, durch P. Annet die Richtigkeit der Wunder in Zweifel gezogen; das ganze supranaturalistische System kommt ins Wanken. Tindal († 1733) vollendet die Popularisierung dieser Erkenntnisse durch sein in Dialogform verfaßtes Hauptwerk „Das Christentum so alt wie die Schöpfung" (Christianity as old as the creation) 1730. Der Titel ist das Programm einer allgemeinen Religionsphilosophie, und die Form zeigt die Anlehnung an die platonischen Dialoge.

Es ist bezeichnend, wie bald das Interesse für diese wasserklare Kritik und dünne Rationalität ermüdete. Um 1740 befindet sich der Deismus in England schon im Niedergang. Allerdings beherrscht er weiterhin die Literatur und das Volksleben, in die er aus der Philosophie herabsinkt. Die moralisierenden Wochenschriften, Spectator seit 1711, Guardian seit 1713, machen sich breit. Doch wird dieser ethische Individualismus in einer Lyrik und Kleinepik von bedeutender Formschönheit und Stimmung wiedergegeben, die dann in Rührseligkeit

[1] Vgl. Überwegs Grundriß der Gesch. d. Philosophie, Bd. III, 12. Aufl. 1924, S. 260 f.

[2] L. Zscharnack, John Tolands Christianity not mysterious. Mit Leibnizens Annotatiunculae 1701, Gießen 1908.

auslaufen. Alexander Pope (1688—1744) hat in seinem Gedicht „Solitude" eine profane Stimmung voll Frommheit wiedergegeben und John Gay (1685—1732) das englische Liebeslied auf eine keusche Höhe gehoben. William Collins (1720—1756) hat einen starken, von Plato inspirierten Enthusiasmus und überwindet durch ihn die Manieriertheit der Zeit, bleibt allerdings bei großer Jugend in Gedankendunkel stecken. Einflußreicher wird der erziehliche Roman, die Abenteurergeschichte, die in Defoes Robinson 1719 ein unsterbliches Vorbild erhält; noch in dem anglisierten Polen Joseph Conrad († 1926) und seinen moralisierenden und oft auch politisch tendenziösen Seefahrergeschichten wirkt dieser Typus nach. Geistvoller ist Swift mit seiner höchst wirksamen Satire, puritanisch-prüde ist Richardson, humoristisch zweideutig Sterne, dessen „Empfindsame Reise Yoricks" gerade deswegen auffällt, weil unter allen Empfindungen die religiöse nicht in Erscheinung tritt. Und auch Goldsmiths (1728—1774) Idyll von Familie und Pfarrhaus (Vicar of Wakefield 1766) ist deswegen charakteristisch, weil wohl die nationale und soziale Stellung eines Pfarrers, nicht aber seine religiöse Auffassung und Wirkung dargestellt wird. Der damaligen Zeit lag es nicht, über Religionsgefühle zu reden, vielleicht eine Besorgnis vor den Glaubensstreitereien des 17. Jahrhunderts.

Hingegen kommt die Musik zu starkem seelischem Einfluß. G. Fr. Händel (1685—1759) hat in England den Aufstieg des freien Volkes unter dem Hause Hannover in seinen Oratorien seit 1740 verherrlicht. Das Volk Israel (Samson 1742, Judas Makkabäus, Joseph 1746, Josua 1747, Jephtha 1751) wird zum Prototyp des englischen Volkes, und herrliche Dankpsalmen, Siegesmärsche geben in imperatorischem Barock das großartige Selbstbewußtsein des weltbeherrschenden England als christlichen auserwählten Gottesvolkes wieder.

Dieser geistigen Lage entstammt die Freimaurerei, die aus der mittelalterlichen Bauhütte des Festlandes nach England kam. Aber die englische Aufklärung, die von Gebildeten, Gelehrten, Theologen getragen wurde, machte daraus ein Neues. Antikes Mysterienwesen, dazu Humanitäts- und Toleranzideale, das Renaissanceziel der Erziehung des Menschen zu hochwertiger Individualität lassen die englische Loge die Forderung aufstellen, in ihrem Kreis den *gentleman* zu erziehen und zu erhalten. Dieses Ziel gilt sowohl gesellschaftlich, national wie auch religiös; zum *gentleman* gehört in England zweifelsohne die Zugehörigkeit zu Christentum und Kirche. 1717 ist in London die erste Freimaurerloge entstanden, von wo aus die Gründung nach Hamburg

und dann nach Berlin (zu Friedrich dem Großen) übersprang. Der Vorwurf, christentumsfeindlich zu sein, hat auf die englische Maurerei nie gewirkt, da sie viel zu eng mit der bürgerlich-gesellschaftlich-kirchlichen Organisation des englischen Volkes verbunden war.

Die philosophische, theologische und literarische Bildungsbewegung des ethisch-religiösen aufgeklärten Individualismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird durch den Methodismus christlich und sozial wirkungsvoll ergänzt. Durch die Geschichtsschreibung geht auch heute noch die Schilderung, als sei der Methodismus eine Art Kampforganisation gegen die englische Aufklärung gewesen. Diese Beurteilung verdient als parteiisch und unrichtig endlich ein unrühmliches Ende; denn der Methodismus entstand nicht als eine Oppositionsbewegung, noch hatte die Aufklärung diese Kritik nötig. Vielmehr verlangte der Reichtum des englischen Volkslebens nach mehr als nur intellektueller Befriedigung und schuf sich im Methodismus eine typisch englische Frömmigkeitsform. Sowohl Ethik wie Enthusiasmus finden sich in der Wiederbelebung christlicher Volksgemeinschaft zusammen. Aus einer ganzen Gruppe von Bekehrten und Bekehrungspredigern, die jene Anlage zum gespaltenen Seelenleben: Unglück der Sünde und Offenbarung der Gnade, besitzen, erheben sich John Wesley (1703—1791) und George Whitefield (1714 bis 1770) zu religiöser und organisatorischer Höhe. John Wesley hat in London am 24. Mai 1738 abends ³/₄9 Uhr seine Bekehrung erlebt, nach jahrelanger religiöser Selbstquälerei. Dieses methodisierte Frömmigkeitsleben, das auf die Kontrolle der seelischen Veränderungen und besonders auf den datummäßig festzulegenden Umbruch in der Bekehrung ausgeht, hat der Erweckungsbewegung den Namen, aber auch die geschichtliche Haltbarkeit gegeben. Whitefield brachte in diese morose Frömmigkeit die Bewegung des Enthusiasten. Weltweite Pläne ergeben sich, Amerika wird das Land religiöser Hoffnung, wo Wesley und Whitefield vorübergehend weilen. In Nordamerika behält der Methodismus enthusiastischen Charakter, wogegen er sich in London zu einer evangelisch-sozialen Laienbewegung innerhalb der Staatskirche ernüchtert. Die anglikanische Staatskirche beginnt den Kampf; sie verbietet Whitefield 1739 die Kanzel, worauf die Methodisten mit ihren Massenversammlungen im Freien und der populären, auf Massensuggestion abzielenden Predigt beginnen. Das Prinzip der Ordnung wird aber von J. Wesley energisch festgehalten, durch vierteljährlich zu erneuernde Mitgliederkarten eine sittlich-religiöse Kontrolle ausgeübt und durch das Klassensystem, das immer zwölf Mit-

glieder unter einem Führer zusammenfaßt, eine für englisches Gemeindeleben charakteristische Form geschaffen. Diese soziale Bändigung der religiösen Freiheit, die Konsolidierung der Bekehrung in ein Erziehungssystem und die systematische Erzeugung und Verbreitung einer Katastrophenform von Religion, die doch nie zur Revolution wird, sondern bloß *Revival* bleibt, ist überaus kennzeichnend für die englische Sozialreligion und unterscheidet sich wesentlich von Herrnhuter- und Gemeinschafts-Christentum in Deutschland.

Zu einer ernsthaften Literaturerscheinung konnte der Methodismus nicht kommen. John Wesleys Journal in sechs Bänden bleibt weit hinter George Fox zurück. George Eliot hat in Adam Bede und Silas Marner einer Frömmigkeit, die etwa zwei Millionen Engländer umfaßt, ein warmherziges und gerechtes Denkmal gesetzt[1]. Meist ist aber die Karikatur dieser eigentümlichen lebendigen Christlichkeit literarisch verwendet worden, wozu allerdings die praktische Christlichkeit des Methodismus wenig Handhabe bot. Denn im englischen Volksleben stellen die sozialen Leistungen des Methodismus eine nationale christliche Förderung dar, mit der die Staatskirche nicht Schritt hielt. William Wilberforce (1759—1833) mit seinem tapferen erfolgreichen Kampf gegen den Sklavenhandel ist ein hervorragender Träger des methodistischen Gedankens, der literarisch in einer ganz einzigartigen und von der Kulturwissenschaft gänzlich unbeachteten Leistung sich ausbreitet: in der 1804 gegründeten British and Foreign Bible Society. Das englische methodische Christentum hat die Bibel zum wichtigsten und weitest verbreiteten Buch der Weltliteratur gemacht; das darf der Literarhistoriker nicht übersehen, daß auch hierin die Weltherrschaft Englands begründet ist.

VI. Die Romantik in England

Die Wendung der Aufklärung zu Empfindsamkeit hat ebenso wie der Pietismus in England ein früheres Einsetzen der Romantik als auf auf dem Festlande bewirkt. Methodismus und Frühromantik laufen parallel[2]. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt die lyrische Dichtung voll Gefühlsinnerlichkeit, Mystik und Sentimentalität für Natur- und Religionseindrücke. Youngs „Nachtgedanken" (1742) sind der Anfang solcher Poesie, die von Thomas Gray (1716—1771)

[1] Vgl. Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England, 1922, S. 61ff.

[2] Vgl. W. Horn, Der Methodismus und die romantische Dichtung, Anglia, Beiblatt 29 (1918), S. 202—212.

und William Cowper (1731—1800) mit den Schauern der Naturmystik und Vergänglichkeitsgedanken erfüllt wird. Grays „Elegy written in a country churchyard" ist sehr schönes Beispiel einer Natur- und Geistesstimmung, die auf die festländische Dichtkunst nicht einflußlos gewesen ist. Dazu tritt das romantische Interesse für die alte Ballade. Percy veranstaltet 1765 eine Sammlung derselben, Macpherson veröffentlicht ab 1761 Ossian. Wie stark diese mittelalterliche Poesie auf die deutsche Klassik gewirkt hat, ist bekannt; in England aber bewirkt sie Romantik. Der Schauerroman, Schilderung des widersinnig-fatalen Geschehens in Natur und Geschichte, kommt auf und wendet sich erst bei W. Scott (1771—1832) in einen bedeutenden historischen Roman, der allerdings im Übersinnlichen und Geheimnisvollen schwimmt. Zwei Dichter überragen Ende des 18. Jahrhunderts den romantischen Durchschnitt: der natürliche, empfindsame Robert Burns (1759—1796) und der mystische William Blake (1757—1827). Ist Burns mehr der Dichter einfacher Natur, so Blake als Maler und Poet der psychologische Grübler; er ist in seinen schwer verständlichen philosophischen Schriften von Jakob Böhme beeinflußt und hat die Deutung der Kinderseele in die Dichtung eingeführt. Seine Wiegen- und Kinderlieder haben eine tiefe Nachwirkung im englischen Seelenleben.

Die Hochromantik Englands ist charakterisiert durch Samuel Taylor Coleridge (1772—1834) und William Wordsworth (1770—1850). Bei beiden ist die religiöse Stimmung zu besonderer Reinheit gebracht, ohne daß der Inhalt und Gedanke dieser Sprachkunst Religion wäre. Man findet selten eine christliche Gedichtüberschrift, kaum eine Ode über Unsterblichkeit (Wordsworth). Und doch ist diese Poesie voll feinsinnigen Glaubens, der sich freilich zu pantheistischer Naturekstase steigert. Weltanschauung, Seelenleben, Ewigkeitsahnen werden den christlich-dogmatischen Vorstellungen ganz entrückt und zu einem ästhetisch-religiösen Natur- und Weltgefühl verwandelt. Coleridge aber fügt als Sohn eines anglikanischen Pfarrers, als Kenner der deutschen Philosophie eines Lessing, Kant und Schelling und als theologischer Denker eine sehr markante Weltanschauung in diese romantische Literatur. Er versteht Shakespeare und entdeckt ihn neu für England; er ist vom Neuplatonismus beeinflußt und verbindet ihn mit einem biblischen Persönlichkeitsglauben, der den Primat der praktischen Vernunft im Sinne des englischen Willenscharakters betont. Der romantisch-platonische Gedanke von der Immanenz Gottes, der rationalistische Gedanke von der

religiösen Erfahrung und ihrem Wissenscharakter kennzeichnen in ihrer systematischen Unvereinbarkeit den Geistesreichtum eines Denkens, das auf orthodoxe und liberale Kreise in England wirkte und in der hochkirchlichen Mystik wie in der Broad Church Einfluß gewann, darin wohl zu unterscheiden von dem reinen Idealisten Thomas Carlyle.

John Keats (1795—1821) und Percy Bysshe Shelley (1792 bis 1822)[1] führen die romantische Entwicklung über die Grenzen der Religion hinaus in hohe ästhetische Stimmung, bei der in Keats Poesie die sinnlich berauschende Musikalität, bei Shelley die geistige Klarheit spätantiker Intellektualität überwiegt. Sein „Prometheus", „Epipsychidion", „Adonais" wenden sich ausdrücklich vom kirchlichen Gottesglauben ab; wieder ist es das griechische individuale Lebensgefühl, das für Shelley Religion bedeutet. Daß Lord Byron (1788 bis 1824) diese ästhetische Profanisierung der Religion, ihren Ausklang in individuelle Sinnlichkeit und historische Schwärmerei theoretisch und praktisch vollendet, ist bekannt. Immerhin ist seine Wirkung auf die Geisteskultur Europas so groß, die Anerkennung durch Goethe so wohl überlegt gewesen, daß die Seele dieses Mannes doch wohl besser war als ihr Ruf in der Christlichkeit.

Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Die Tragik religiöser Haltlosigkeit in der englischen Romantik vollendet sich erst an Oskar Wilde (1854—1900), in dem die romantische Selbstbespiegelung zuerst zur sittlichen Perversität und dann zur kümmerlichen Katzenjammerchristlichkeit umschlägt, einem Vorkommnis, das durch die Parallele zu dem Amerikaner Edgar Allan Poe und dem Franzosen Paul Verlaine eine für das Zeitalter und die Neuromantik peinliche Typik gewinnt.

Neben dieser individuellen unkirchlichen Romantik geht eine evangelikale Romantik her, die innerhalb und außerhalb der anglikanischen Staatskirche den religiösen Persönlichkeitswert mit den Pflichten des christlichen Sozialismus verbindet. Sie ist wesentlich unliterarisch, beschränkt sich in Bildung und Erziehung allein auf die Bibel und sucht ein einfaches Christentum für einfache Leute unter Verzicht auf alle geschichtlich überkommenen und verwirrenden Formen auszubreiten. Aus moralischer Not findet John Newton († 1807) und

[1] Th. Spirata, Shelleys geistesgeschichtliche Bedeutung. Gießen 1923 (Selbstverlag des Englischen Seminars in Gießen).

aus religiöser Not Thomas Scott († 1821) die eigene Bekehrung in der Bibel. Henry Venn (1725—1797) ist Pfarrer in Clapham 1754 und tritt als Führer einer Erweckungsbewegung vor, die John Venn (1759—1813) als Pfarrer in Clapham 1792 lokalisiert, wonach die Evangelikalen als Clapham-Sekte bezeichnet wurden. Eine eng verbundene Freundesgruppe von Theologen und Laien trägt die Bewegung in die verschiedensten Stände des Volkes, zumeist die unteren Klassen: Henry Thornton († 1815), Granville Sharp († 1813), James Stephen († 1832), Charles Grant († 1823). Besondere Bedeutung hat eine Frau, Hanna More († 1833), die gegen die oberflächliche Mädchenerziehung für religiöse erweckliche Beeinflussung der Frauenseelen eintrat. Die evangelikale Bewegung hat in der Inneren Mission ein weites Arbeitsfeld an der englischen Volksseele sich geöffnet; London Missionary Society, Church Missionary Society werden wesentlich von der Low Church genannten evangelikalen Bewegung unterstützt. Die soziale Liebestätigkeit dieser Kreise hat sich, wie ihre Frömmigkeit, immer individualisiert. Auch die großen Maiversammlungen, die sie in Exeter Hall unter der Überschrift φιλαδελφειον (Philadelpheion) abhielten, führten nicht zu einer korporativen Organisation. Aber gerade damit haben die Evangelikalen einen neutestamentlichen Zug des Christenglaubens bewahrt und in dem englischen Volksleben erhalten. Das ganz freie unorganisierte Bekehrungs- und Erweckungschristentum hat in England, noch mehr in Amerika, seine periodisch aufflackernde Lebendigkeit.

Letzter Ausläufer der englischen Romantik im 19. Jahrhundert ist die Oxfordbewegung, die die hochkirchliche Tradition in einen Anglokatholizismus zurückbiegen will. Sie steht im Gegensatz zu dem puritanischen Einschlag der Evangelikalen, beweist sich aber in der Schätzung von Kultus, Messe, bischöflicher Sukzession und Kirchenautorität als romantisch. Edward Pusey (1800—1882) kommt durch das Studium der altrömischen Kirchenväter und der Traditionen der Hochkirche zu einer im wesentlichen römisch-katholischen Abendmahlslehre und einem kultischen Ritualismus, der die Autoritätstendenz der altkirchlichen Konservativität im englischen Sinn sichern will. Erst das Vatikanum erschüttert ihn in seiner Hoffnung, katholische und anglikanische Kirche auf Grund des Tridentinums zu vereinigen. Daher tritt er auch nicht wie John Henry Newman (1801 bis 1890)[1] zur katholischen Kirche zurück. Newman ist ein besonders

[1] Ausgewählte Werke, hrsg. von M. Laros, Mainz. — Geschichte meiner religiösen Psyche, deutsche Bearbeitung von M. Laros, Saarlouis.



ausgezeichneter Repräsentant mystischen Christentums und sozialer Frömmigkeit in England; für die Tradition der alten Kirche, für die Wundermacht der Sakramente, für die Gnadenaufgabe der einen Kirche bringt er eine außergewöhnliche Kraft der romantischen Einfühlung auf, die ihn von der starren politischen Ablehnung des italienischen Papsttums seitens Englands trennt. 1845 erfolgte in aller Stille sein Übertritt; er wirkte als Oratorianer weiter in England, seit 1854 als Rektor der katholischen Universität in Dublin. Pius IX. hat 1850 die Organisation der katholischen Kirche in England mit zwölf Bischöfen und einem Erzbischof wiederhergestellt. 1875 wurde in London eine katholische Universität gegründet[1].

In beiden Konfessionen hat die von Pusey und Newman eingeschlagene akademische Richtung einer Wiedervereinigung der Kirchen in England ihre Fortsetzung gefunden. Seit 1918 haben sich die gutwilligen und frommen Bemühungen soweit vermehrt, daß Unterhandlungen in Rom, zuletzt im Herbst 1927, stattfanden. Sie sind durch die Enzyklika des Papstes Pius XI., „Mortalium animos", vom 6. Januar 1928, zerschlagen worden. Rom lehnt die christliche Einheit, die die Freiheit der christlichen Nationaltypen wahrt, grundsätzlich und endgültig ab. Dadurch dürfte jede Hoffnung auf Fortschritt der katholischen Kirche in England bis auf weiteres illusorisch sein, obwohl die katholische Frömmigkeit unter den Typen englischer Religion weiter bedeutsam bleiben wird[2].

Dies zu belegen bedarf es ja nur eines Hinweises auf Irland, dessen Bevölkerung sowohl in der Heimat wie in der Auswanderung die selbständige katholische Frömmigkeit seiner Anfänge im Zusammenhang mit Rom als eigenstes Wesen und mit eigener Sprache bewahrt. Thomas Moore (1779—1852) ist nicht nur politischer, sondern religiöser Freiheitsdichter Irlands. In „Lalla Rookh" (1817) hat er mit der nationalen auch die kirchliche Toleranz gefordert; seine *Travels of an Irish Gentleman in Search of Religion* (1833) sind eine einflußreiche populäre Apologie des Katholizismus. Das religiöse Eigenleben Irlands ist mit englischer Seelenart nicht verbunden und muß für sich dargestellt werden.

---

[1] Orplid V. Jahrgang, Heft 5/6, August-September 1928. Sonderheft: Katholisches England, eine Auswahl aus neuerer Lyrik und mehrere Aufsätze über den kathol. Roman und andere Religionsfragen in England.

[2] Vgl. H. Hermelink, Die Enzyklika Mortalium animos und die Mechelner Einigungsaktion. Christl. Welt, 42. Jahrg., 1928, Nr. 3, Sp. 135ff.

VII. Englands Sozial- und Individual-Christentum seit 1830

In keinem anderen europäischen Volk ist die kapitalistische und sozialistische, industrielle und merkantile Entwicklung des 19. Jahrhunderts so stark in den Bereich des Christentums gezogen worden wie in England. Die Nationalökonomie und die Philosophie, der Utilitarismus und der Idealismus zeigten das Bedürfnis, irgendwie den Segen der Religion zu bekommen, ohne die es in England keine Weltanschauung und keine Lebensdauer gibt. Die Wirtschaftspolitik des Liberalismus, wie sie Adam Smith (1723—1790) nicht nur für England, sondern für den ganzen europäischen Kulturkreis entscheidend formuliert hat, findet in William Paley (1743—1805) den Theologen, der den Empirismus, gesunden Menschenverstand und praktischen Eudämonismus in Englands neuem Pfarrergeschlecht verbreitete. Aber diese unproblematische Aufklärungstheologie kommt, ähnlich wie in Deutschland, um 1830 zu Bruch. Das Elend der ausgenützten Volksklassen, vom aristokratischen Kaufmanns- und Theologenwesen übersehen oder als gottgewollte Abhängigkeit anerkannt, wird von einer jungen Literaturgeneration aufgedeckt. Charles Dickens (1812—1870) steht mit seiner gemütreichen Schilderung und christlichen Kritik des englischen Lebens obenan; er ist der Klassiker des Sozialromans in der Weltliteratur. Die Bitterkeit, mit der William M. Thackeray die Selbstsucht der modernen Gesellschaft geißelt, hat nicht den Unterton der christlichen Güte, der dagegen in der fraulichen Art der George Eliot (= Mary Ann Evans; 1819—1880) stark anklingt. Sie hat besonderen Sinn für das religiöse Volksleben in Stadt und Land, wie es sich mühsam im Kampf ums tägliche Brot und gegen den Materialismus erhält.

Dieser hat inzwischen seine wissenschaftliche Begründung und Ausbreitung erfahren. Charles Darwin und John Stuart Mill haben ihn biologisch und logisch begründet, H. Th. Buckle[1] ihn geschichtsphilosophisch gesichert. Darüber baute Herbert Spencer (1820 bis 1903) sein von Auguste Comte beeinflußtes System des Positivismus, das sich dem philisterhaften Engländertum und oberflächlichen Bourgeoiswesen der Mitte des 19. Jahrhunderts trefflich anpaßte. Die historischen Arbeiten eines Th. B. Macaulay (1800—1859), die Literaturauffassung von Isaak Disraeli (1766—1848), die geschichtlichen Unterhaltungsromane eines Edward Bulwer (= Lord

[1] Vgl. Art. Buckle von Bornhausen in R.G.G.², I, Sp. 1308f.

Lytton; 1803—1873) sind kennzeichnend für dieses Bewußtsein, wie herrlich weit man es gebracht habe. Der liberale Historiker W. E. H. Lecky (1838—1903) hat mit seiner Geschichte des Rationalismus in Europa zwar nicht religiös gewirkt, aber die Theologie der Unitarier stark beeinflußt.

Thomas Carlyle (1795—1881) ist der Erwecker Englands zu philosophischem, geschichtlichem, sittlichem und religiösem Ernst. Sein Zusammenhang mit Schiller, Goethe und dem deutschen Idealismus, seine Biographie Cromwells, seine Geschichte der französischen Revolution haben dem bewußten christlichen Individualismus und der moralischen Pflicht des Sozialismus in England zur Anerkennung geholfen. Das Heldentum der führenden Persönlichkeit, das sich dem Willen Gottes und seiner geschichtlichen Offenbarung unterordnet und dem Evangelium wie dem Vaterland frei und fromm gehorcht, hat den stolzen Engländer für diese Weltanschauung gewonnen. Der „Sartor Resartus" (1831) ist das Musterbuch einer auf ein Volkstum psychologisch höchst sicher abgezielten christlichen Moralphilosophie. „Carlyles Leistung besteht darin, daß er mehr als alle anderen gottesfürchtigen Menschen der neuen Zeiten in der Gegenwart Gottes gelebt und Gottes Maßstäbe ernstlich, unausgesetzt und ohne weiteres an die Dinge der Erde, an alle Dinge gelegt hat... Carlyle schwieg über religiöse Fragen mehr, als je ein moderner Mensch auf diesem Felde hat schweigen können; er fürchtete nicht die Menschen, er fürchtete das Unfaßbare und er fürchtete das Wort, und so hat dieser gottesfürchtige Mann Gott gefürchtet, aber seine Priester gemieden, und den Heiland geliebt, aber nicht seine Theologen[1]."

Von Carlyle ist Charles Kingsley (1819—1875) tief beeinflußt, der in den Romanen „Alton Locke" 1850 seine sozialen und in „Hypatia" 1853 seine dogmatischen Forderungen des Fortschritts erhebt und durchsetzt[2]. Neben ihm sind die nicht so christlich gestimmten Schriftstellerinnen Charlotte Brontë (1816—1855) und Elisabeth Cleghorn Gaskell (1810—1865) zu nennen, die in die christlich-soziale Bewegung in England einmünden.

In der Staatskirche hat sich diese von Carlyle und Kingsley philosophisch beeinflußte, christlich bewußte Bildungsgruppe als Broad Church Party gesammelt. Es entspricht englischer Art, daß fortschrittliche Theologie mit politischer und kirchlicher Konservativität sich in

[1] Vgl. H. Oeser über Carlyle in „Christliche Welt", 16. Dez. 1897.

[2] Vgl. Karl Brunner, Charles Kingsley als christlich-sozialer Dichter; Anglia 46 (1922), S. 289 ff. und 47 (1923), S. 1 ff.

ihr zusammenfinden, ohne sich zu einigen, wodurch äußere Wirkung gelähmt wird. Ein bedeutender Führer wie John Frederick Denison Maurice (1805—1872), der eine christlich-soziale Arbeiterhochschule gründete, wird wegen „gefährlicher Lehren über die ewige Verdammnis" von seiner Professur entfernt. Frederick William Robertson (1816—1853) dagegen hält sich als kritisch-psychologischer Theologe durch sein tiefes Nacherleben des neutestamentlichen Glaubens. Von Wordsworth und Tennyson beeinflußt, voller wissenschaftlicher und zeitgenössischer Bildung gibt er in seinen Predigten ein menschlich und christlich ergreifendes Jesusverständnis, so daß seine religiösen Reden auch in Deutschlands Bildung weite Verbreitung gefunden haben. Trotz mancher Verfolgung ist die Broad-Church-Gesinnung als Verbindung der Gegenwartsbildung mit lebensvollem Christenglauben immer noch vorhanden, wenn sie auch ihre Kraft nicht in der Staatskirche, sondern bei den Dissenters entfaltete. James Martineau (1805—1900), Prinzipal vom Manchester New College, ist der von Kant und deutscher romantischer Philosophie beeinflußte Theologe, der den Theismus aus einer dichterischen Intuition zu einer philosophischen Theorie gestaltet, deren Problemen die akademische Bildung Englands und Amerikas noch heute nachgeht. Parallele und zugleich Gegensatz zu diesem unter den Unitariern sehr einflußreichen Bildungsprediger ist Charles Haddon Spurgeon (1834—1892), der Baptist, dessen starke biblische Frömmigkeit und populäre Beredsamkeit, herrliche Begeisterung und weiter Blick das einfache Volk wie die Gebildeten Londons um seine Kanzel sammelte. Spurgeon hat das Ideal eines evangelischen Predigers verwirklicht; dazu war er ein Organisator, unter dessen Führung Armenhäuser, Waisenhäuser, Kolportageverein, Predigerseminar entstanden. Den christlich-sozialen Gedanken auf der Höhe seiner Macht in England stellt Spurgeon dar.

Die Aristokratenfrömmigkeit Englands hat allerdings Mitte des 19. Jahrhunderts zwei andere führende Namen: Lord Alfred Tennyson (1809—1892) und Robert Browning (1812—1889). Den christlichen Idealismus der Viktorianischen Zeit spricht Tennyson in vollendeter Beseelung aus. Sein Enoch Arden (1864), die Totenklage In Memoriam (1850) geben die Gefühle der Liebe und Treue, der Freundschaft und Aufopferung in ganz erhabener Geistigkeit und Christlichkeit wieder. Hier werden die Leser zu reinen Empfindungen und einer seelischen Höhe gesteigert, daß selige Schau in Wehmut und milder Gelassenheit zerfließt. Eine bescheidene rationale Gewißheit wird durch die Intensität des Glaubens und die Reinheit des Wahrheits-

sinns zu eindringlicher Seelenmacht, deren sentimentales Pathos man leicht vergißt. Robert Brownings hart erkämpfter Optimismus besitzt diese schwebende Gestaltung nicht. In *Christmas-Eve and Easterday* (1850), in Saul (in dem Dichtungszyklus *Men and Women*) sieht man kritisches Christentum sich zum Bekenntnis Gottes emporringen. Brownings Theismus ist eine Theodizee: im Gegensatz zu Übel und Bösem kommt die Hoffnung auf Freude allmählich zum Sieg. Diese schwermütigen und gedankenschweren Dichtungen haben Kunst und Religion in England tief beeinflußt. Gleichzeitig breitet sich die ätherische Atmosphäre des Präraffaelitismus aus. In ihm, der die hellenisierende Romantik zu Ende führt, stellt William Morris (1834 bis 1896) die träumerische Sehnsucht in „The Earthly Paradise" (1868 ff.) dar; Dante Gabriel Rossetti (1828—1882) ist Maler und Dichter zugleich und führt die archaisierende Stimmung typisch in Erotik über, so daß er wie Algernon Ch. Swinburne (1837—1909) sich gegen den Vorwurf, die Ästhetik in Fleischlichkeit übergeführt zu haben, hat verteidigen müssen. Religion ist bei ihnen, trotz des religiösen Themas, nicht. Sie wird, wie bei Ruskin, verschlungen von Ästhetik. Zwei Frauen retten die Religion unter den Schöngeistern: Elizabeth Barrett-Browning und Christina Rossetti.

Im Roman ist die religiöse Problematik des Jahrhunderts von Mrs. Humphrey Ward aufgenommen worden. Ihr dreibändiger Roman „Robert Elsmere" (1888) behandelt den Zusammenstoß des religiösen Menschen mit der Wissenschaft der Zeit und sucht dem Zweifelnden den Weg aus der individuellen Seelennot durch kritische Selbstbesinnung zu weisen. Ungleich leichter findet die Befriedung des modernen Suchenden Charlotte Yonge (1823—1901), deren christlicher Roman „Der Erbe von Redclyffe" (1853) und andere in den pietistischen Töchterhäusern Europas als konservativ kirchlich Zulassung fanden.

Seit 1884 stellt sich die englische Geistesbewegung infolge des Fabiertums aufs neue sozialistisch, aber nicht religiös-sozial ein. Trotz des akademischen und hochkirchlichen Autoritätssozialismus entfremden sich Volk und Literatur dem Christentum.

George Meredith (1828—1909) bringt den modernen psychologischen Roman in Aufnahme, der der Vernünftigkeit und bloßen Diesseitigkeit des Lebens Ausdruck gibt. Es ist jene blasierte fin de siècle-Weltanschauung, die in der ganzen Kulturmenschheit grassiert. Ibsen bekommt in England Einfluß; Shaw und Galsworthy beschreiben in Drama und Roman den Zusammenbruch der englischen

Gesellschaft. Die Vergötterung der Energie springt aus Amerika über, wie überhaupt die Rückflut des Amerikanertums auf England und Europa fatal wird. Ihr Vertreter ist Rudyard Kipling; kirchliche Skepsis verbreiten E. A. Housman und Thomas Hardy (1840 bis 1928), der einer tiefinnerlichen Naturreligion huldigt.

Des Amerikaners Walt Whitmann Naturmenschentum fügt sich in die Kulturform Englands widersinnig ein, fordert Anerkennung des Menschenwertes (W. W. Gibson) und erhebt bedeutsame Kritik am Krieg (W. Owen, S. Sassoon). Die aus Amerika einwandernde Religionspsychologie von William James, die philosophisch-pragmatisch in England Wurzeln schlägt und im Krieg wächst, bringt bisher eine Religionserneuerung in der Literatur und im sozial-politischen Leben nicht zustande. Dagegen hat sie in der Theologie und Religionsphilosophie Englands seit 1918 neue Werte gezeitigt[1]. Britisch-deutsche Theologenkonferenzen in Canterbury April 1927, auf der Wartburg August 1928 sind durch die Beschränkung auf konservative und kirchliche Fragen gekennzeichnet. Die amerikanische und die aktivistische Theologie waren nicht geladen, so daß ein Gegenwartsbild der Lage sich nicht ergab. Gerade die aktivistische Christlichkeit Englands ist zurzeit sehr lebendig. Unter dem Einfluß des Quäkertums hat sich der Widerspruch gegen die *organized christianity* verstärkt; er neigt sogar zu lauten und gewaltsamen Protesten gegen den Anglokatholizismus (Ende Januar 1928) und hat in der Jugend der *adult schools* seinen Anhang. Die Staatskirche aber bleibt in einer Reform des *Common Prayer Book*[2] stecken, die den kirchlich konservativen Kreisen zu weitgehend, der Volksvertretung aber längst nicht radikal genug ist (Juni 1928).

Literatur

Außer der in den Anmerkungen angeführten Spezialliteratur ist folgende allgemeine Literatur für die Religionsfrage zu beachten:

Stopford A. Brooke, englischer hochkirchlicher Pfarrer und Literarhistoriker, der nach Verlauf des englischen Materialismus eine idealistische Religionsrichtung aufbrachte und starken Einfluß auch in Nordamerika, z. B. auf den bekannten Prediger Ph. Brooks hatte, verfaßte: Theology in the English Poets; Cowper—Coleridge—Wordsworth and Burns; Lon-

[1] Vgl. Bornhausen, Wandlungen des christl. Zeitgeistes. Zeitschr. f. Theologie und Kirche, N.F., Bd. 5, Tübingen 1924, S. 305ff., über engl. Literatur, S. 314f. — H. R. Mackintosh, Systematische Theologie in Großbritannien während des letzten Vierteljahrhunderts, a. a. O., Bd. 6, 1925, S. 121ff.

[2] Book referred to in the Prayer Book Measure, London 1927.



don 1875; ein billiger Neudruck in der Everyman's Library, London. Von ihm ist auch Religion in Literature and Religion in Life 1900.

Wilhelm Dibelius, England. 2 Bde. 4. Aufl. 1925.

Bernhard Fehr, Die englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit einer Einführung in die englische Frühromantik. Handbuch der Literaturwissenschaft, Berlin-Neubabelsberg 1923.

Karl Wildhagen, Der englische Volkscharakter, seine natürlichen und historischen Grundlagen, Leipzig 1925.

Else Wentscher, Englische Philosophie, ihr Wesen und ihre Entwicklung, Teubner, Leipzig 1924.

Ernst von Aster, Geschichte der englischen Philosophie, Bielefeld-Leipzig 1927.

Otto Pfleiderer, Die Entwicklung der protest. Theologie in Deutschland seit Kant und in Großbritannien seit 1825, Berlin 1892.

Adolf Zahn, Abriß einer Geschichte der evangelischen Kirche im britischen Weltreich im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1891.

Otto Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England, Leipzig, Teubner 1922.

Leopold Zscharnack, Literaturgeschichte III C: Englische Literatur in „Religion in Geschichte und Gegenwart"[1], Bd. III, Sp. 2288—2310.

„Religion in Geschichte und Gegenwart"[2], Art. v. O. Baumgarten über „Anglikanische Kirche", P. Simon über „Anglokatholizismus", H. Kittel über „England", W. F. Schirmer über „Englische Literaturgeschichte".

Walter F. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus, München 1924.

J. A. Douglas, The Relations of Anglican Churches with the Eastern Orthodox, especially in regard of the Anglican Order, London 1921.

Siegmund-Schultze, Die anglikanische Kirchengemeinschaft, Deutsche Zeitschrift f. Kirchenrecht, Tübingen 1909, S. 52f. — Das soziale Werk der Heilsarmee in London, Preuß. Jahrbücher, Bd. 136, 2. Heft 1909, S. 290f. — Neuere anglikanische Einigungsbestrebungen, insbesondere diejenigen mit der römischen Kirche, Die Eiche, Bd. XII, 1924, S. 389f.

W. Vollrath, Theologie der Gegenwart in Großbritannien, Gütersloh 1928, in Deutschland als unselbständig sehr ungünstig beurteilt durch Kittel in Theol. Lit. Ztg. 1928, Nr. 10.

J. F. Laun, Soziales Christentum in England (Copecbewegung), 1926.

Zur Geschichte des englischen Christentums in Nordamerika ist zu vergleichen:

K. Bornhausen, Religion in Amerika; Beiträge zu ihrem Verständnis, Gießen 1914. — Darin enthalten: Der englische und amerikanische Protestantismus im 19. Jahrh., S. 48—69.

Derselbe, Der christliche Aktivismus Nordamerikas in der Gegenwart, Hefte der Theolog. Amerika-Bibliothek, hrsg. v. Bornhausen, Heft 2, Gießen 1925.

A. E. Burckhardt, Moderne Richtungen im theologischen Denken Amerikas, Zeitschr. f. Theol. u. Kirche, N. F., 8. Bd., 1927, S. 202ff.

Das englische Bildungswesen

Von Karl Friebel

Das Gesamtbild, das sich dem Beschauer bei Betrachtung des Aufbaus des englischen Bildungswesens einprägt, kann nicht eindrucksvoller und zutreffender gezeichnet werden als mit den Worten Dover Wilsons, des Professors der Pädagogik an der Universität London, aus der Einleitung zu dem Sammelwerk "The Schools of England". Sie lauten in der Übersetzung etwa folgendermaßen:

„Von weitem gesehen ist der Gesamteindruck der einer alten Stadt wie Durham oder York, in der das Stadtbild beherrscht wird von ehrwürdigen Bauwerken, von deren Türmen noch ein Raunen und Flüstern widerklingt von dem letzten Zauber der mittelalterlichen Welt, während sie nun einem Zweck dienen, der so verschieden ist von dem, der ihren mittelalterlichen Gründern vorschwebte. Nach allen Seiten erstreckt sich aber daneben das weniger eindrucksvolle, bislang noch weit weniger schöne aber unendlich ausgedehntere und nützlichere Gebilde des modernen Stadtwesens mit seinen Läden, Fabriken, seinen städtischen Verwaltungsbureaus und seinen sich unablässig entwickelnden und verändernden Vorortbezirken. Wenn das auch zwei Stile sein mögen, so ist es doch nur eine Stadt, die irgendwie, wenn auch oft unklar und irrend, einem gemeinsamen Ziele zustrebt und gleichzeitig eine Tradition weiterführt, die zurückreicht bis zu jenen Tagen, als Kathedrale und Schloß ihrerseits neumodisch und modern waren, zurück bis zu jenen Tagen und noch viel weiter. Genau so verhält es sich mit dem System unserer Volksbildung."

Wenn wir nach diesem Blick aus der Ferne nunmehr versuchen wollen, aus der Nähe ein paar Einblicke zu gewinnen in Aufbau und Gehalt dieses vielgestaltigen Organismus, so bedarf es keiner Betonung, daß angesichts der so verschiedenartigen Stile, die uns hier entgegentreten, das Verständnis seines geschichtlichen Werdens und Entstehens eine besonders fruchtbare Aufklärung verspricht. Diese zu gewinnen ist unsere nächste Aufgabe.

Dazu bedürfen wir freilich einer Besinnung. Wohl bildet eine mindestens siebenhundertjährige Tradition den Hintergrund dieses Werdens; aber doch sind mehr als neun Zehntel der englischen Bildungseinrichtungen, mit denen wir es heute zu tun haben, erst das Ergebnis einer stürmischen Entwicklung der letzten hundert, ja der letzten fünfzig oder gar der letzten fünfundzwanzig Jahre. Und gerade auf

diese Gestaltung in der Neuzeit und die sich daraus ergebenden Problemstellungen der Gegenwart kommt es für die vorliegende Darstellung an.

Wir werden uns also hier im wesentlichen auf das letzte Jahrhundert beschränken. Und wir können das um so eher, als eben um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der Faden jener Jahrhunderte alten Tradition so dünn geworden war, daß er dem Abreißen nahe zu sein schien. Das war in der dunkelsten Epoche der Geschichte der englischen Erziehung. Wenn wir etwa um das Jahr 1800 einen Querschnitt durch das englische Bildungswesen legen wollten, um festzustellen, was damals an Bildungseinrichtungen vorhanden war, so würden wir nur allzubald damit fertig sein. Das Ergebnis wäre: zwei Universitäten, nämlich Oxford und Cambridge; die neun großen sogenannten Public-Schools, einige hundert Stiftungsschulen ("grammar schools") und wahrscheinlich — mehr läßt sich nicht sagen — einige tausend Privatschulen. Über den Zustand, in dem sie sich damals befanden, ließe sich nicht viel mehr sagen, als daß er in fast allen der schlechteste war, der sich denken läßt. Von einer öffentlichen Elementarerziehung, die irgendwie den Namen verdienen konnte, ja überhaupt von einer Erziehung aus öffentlichen Mitteln war keine Rede.

Unsere Aufgabe wird es sein, zu verfolgen, wie die Entwicklungskurve von diesem tiefsten Punkt aus zunächst langsam und dann immer steiler aufwärts führt bis zur gegenwärtigen Situation. Bevor wir aber damit beginnen, wollen wir uns wenigstens noch in einem kurzen Rückblick auf die vorausgegangene Entwicklung einige wichtige Ereignisse vergegenwärtigen, die für das Verständnis der folgenden Entwicklung von Bedeutung werden müssen.

I. Überblick über die geschichtliche Entwicklung

1. Kurzer Rückblick auf die Entwicklung des englischen Bildungswesens bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

Wenn es auch möglich sein mag, die Bildungstradition in unsicheren Spuren bis in das 6. und 7. Jahrhundert zurückzuverfolgen, so liegt doch der eigentlich nachweisbare Quell ihrer Zeugungskraft im 12. Jahrhundert, als die Universitäten Oxford und Cambridge im Zusammenhang mit Paris aus dem gemein-europäischen mittelalterlich-kirchlichen Lebensgefühl herauswuchsen (Oxford zuerst erwähnt 1185, Cambridge 1209). Sie erhielten schon bald danach ihre charakteristische Note durch die Gründung oder Stiftung der ersten "Colleges" als

Stätten gemeinschaftlicher Arbeit, streng gebundenen, gemeinschaftlichen Lebens und gegenseitiger Erziehung, zunächst meist für „mittellose" Studenten. ("The House of the Scholars of Merton" in Oxford, 1264.) Die schnelle Ausbreitung dieser Sitte des engen Zusammenlebens junger Männer in "hall, chapel, and chamber" in fast klösterlicher Abgeschlossenheit und ihre ununterbrochene Fortführung und Weiterentwicklung durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag deutet auf die Auswirkung einer grundlegenden Eigenschaft englischen Bildungslebens.

Rund hundert Jahre nach der Gründung des ersten Universitäts-College reiht sich in dieselbe Tradition, wenn auch unter Einbeziehung neuer Elemente aus dem mittelalterlichen Rittertum, die Stiftung der ersten sogenannten "Public Schools" ein: William of Wykeham, der Bischof von Winchester, gründet sein "Seinte Marie College of Wynchestre" (1382), und zwar bezeichnenderweise im engsten Zusammenhang mit dem ebenfalls von ihm gegründeten College in Oxford ("Seinte Marie College of Wynchestre in Oxenforde", 1379). Beide sollen „der Ehre Gottes" dienen und „der Ruhe der Seelen der Verstorbenen" und Winchester College im besonderen "to the praise, glory and honour of the name of the Crucified and of the most glorious virgin Mary, His mother" (Adamson, Short History, S. 61). Winchester College ist nach den Gründungsstatuten des „frommen Stifters" bestimmt für "poor and indigent scholars, throughly adorned by good manners and circumstances, fitted for study, respectable in manner of life" und weist all die charakteristischen Kennzeichen auf, die in der Public-School-Tradition nie wieder ganz verlorengegangen sind: die enge Verbindung mit einem College der Universitäten Oxford und Cambridge, das Aufsichtsrecht älterer Schüler nach dem "prefect system", ein geregeltes Gemeinschaftsleben und vor allem Charakterbildung als wichtigstes Erziehungsziel im Sinne von Wykehams berühmtem Motto: "Manners makyth man." Winchester College verdient mit Recht den Ehrentitel der „Mutter der Public Schools".

Mit dieser knappen Skizzierung der grundlegenden Ausdrucksformen müssen wir uns für den vorliegenden Zweck begnügen. Es bleibt uns nur noch Raum, aus ihrer weiteren Entwicklung ein paar markante Ereignisse festzuhalten. Beachtenswert ist, daß von den nachfolgenden geistigen Bewegungen Renaissance und Humanismus wohl die geistige Struktur nachhaltig beeinflussen und ausgestalten, aber nicht in ihrer Grundrichtung verändern konnten. Schon damals ist offenbar die Macht der Tradition und damit die für die englische Geisteshaltung so cha-

rakteristische Kraft der Assimilation so stark, daß neue Einflüsse mühelos angeglichen und in die gefestigten Grundlagen eingebaut werden können. Das zeigt sich bei allen nachfolgenden Gründungen, die im wesentlichen der Tradition folgen, so Eton (1440), wie auch im nächsten Jahrhundert St. Paul's (1510—1518), Shrewsbury (1552), Westminster (1560), Merchant Taylors' (1561), Rugby (1567), Harrow (1571) und Charterhouse (1612). So stiftet Heinrich VI. zum Beispiel Eton (1440), damit die Schüler für ihn zu seinen Lebzeiten beten und für seine Seele nach seinem Tode. Und John Colet legte bei der Gründung von St. Paul's seine Absicht in den Statuten (1518) fest: "for my entent is by thys scole specially to increase knowledge and worshipping of God and oure lorde Crist Jesu, and good Cristen lyff an maners in the Children" (Adamson, S. 119).

Ganz anders wirkten sich dagegen die das religiöse und politische Leben von Grund auf umgestaltenden Ereignisse der Reformation und der nachfolgenden puritanischen Revolution aus. Sie versetzten der mittelalterlichen Gesellschaftsverfassung einen Schlag, von dem sich insbesondere das englische Bildungswesen bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig wieder erholt hat. Sie zerstörten die geistige Einheit der Nation, zogen einen scharfen Trennungsstrich zwischen der privilegierten Church of England und den entrechteten Nonconformists. Die reichen Stiftungen wurden zu einem großen Teil konfisziert und die vorhandenen Bildungseinrichtungen allen denen verschlossen, die sich nicht zur "established religion" bekannten (Oxford Tests 1581).

Die verhängnisvollste Folge war, daß Schulen und Universitäten nach Ausschließung der Gesellschaftsklassen, denen sie bislang vorzugsweise als Stufen zum Aufstieg gedient hatten ("poor scholars"!), nunmehr fast ausschließlich angefüllt wurden von dem landbesitzenden Adel und von allen jenen, die ihren neuen Reichtum dem üppigen Aufblühen von Wirtschaft und Handel verdankten. Diese Veränderungen machen es in der weiteren Entwicklung für England so schwer, zu einem würdigen Begriff einer Erziehung „für alle" zu kommen, um so mehr als allmählich Staat und Regierung das Privateigentum der privilegierten landbesitzenden Klasse werden und damit der im Mittelalter einst so wirksame Ansporn zur Herausbildung einer führenden geistigen Aristokratie entfällt. Sie sind auch die Ursache für das in der Folge für England so charakteristische Scheitern des Gedankens einer allgemeinen Volkserziehung, besonders nachdem die Gruppe der „Ausgeschlossenen" nach dem Entstehen des Wesleyanischen Methodismus gut die Hälfte der Nation ausmachte.

Das schließliche Ergebnis dieser Umschichtung war eben jener Zustand des Verfalls und der Degeneration, der eingangs bereits erwähnt wurde, und den Dover Wilson, dem wir hier folgen, zusammenfassend kennzeichnet mit den Worten: "The condition of schools and universities in the latter half of the eighteenth century and the early years of the nineteenth was scandalous." Oxford und Cambridge waren nur noch lose Bündel von Colleges, die den kümmerlichen Lehrbetrieb der eigentlichen Universitäten überwucherten: "in the end they became little more than residential clubs at which the gilded youth of the land sowed its wild oats". Die Public Schools mit ihren überalterten Methoden waren in geistloser Routine erstarrt, und bei der Unzahl von Mißständen, nicht zuletzt auch der Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse, ist es kein Wunder, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Schüler ihrer Empörung immer häufiger in regelrechten Aufständen Luft machten.

Das englische Erziehungswesen am Ende des 18. Jahrhunderts war „todkrank", und von einer einst so ruhmvollen Tradition blieb an der Jahrhundertwende nicht viel mehr als „eine Handvoll im Sterben liegender Institutionen".

2. Die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der englischen Erziehung im 19. und 20. Jahrhundert

Das Gesamtbild des nun folgenden Entwicklungsabschnittes wird charakterisiert durch zwei Tatsachen: einmal steigen unverbrauchte Kräfte langsam aus der Tiefe herauf und bauen allmählich ein neues Bildungssystem aus öffentlichen Mitteln auf. Zum anderen aber zeigt sich, und das ist die für das englische Bildungswesen so bezeichnende Tatsache, daß die vorangegangene mächtige sechshundertjährige Tradition keineswegs abgestorben war, sondern daß sie nur schlummerte und bald wider alles Erwarten in überraschender Lebenskraft hervorbrach und das alte System einer neuen Blütezeit entgegenführte mit und neben dem neuen.

Der Rhythmus der Gesamtentwicklung wird bestimmt durch drei markante äußere Einschnitte: die großen Erziehungsgesetze von 1870, 1902 und 1918.

a) Bis 1870

Die Triebkraft der folgenden Entwicklung war die allmählich wachsende Erkenntnis einer immer drohender aufsteigenden Gefahr: der Verelendung der Massen, der "labouring poor", die immer schlimmere



Formen annahm im Gefolge der ungehemmten Auswirkung der sogenannten "Industrial Revolution". Religiös bestimmte Fürsorge war zuerst wach geworden und hatte schon im 18. Jahrhundert zu helfen versucht durch Versorgung der Massen mit einer im wesentlichen religiösen Erziehung ("Charity Schools", "Sunday Schools"). Bald aber sah man ein, daß mehr geschehen mußte im Sinne einer wirklichen Elementarerziehung.

Das schwierige Problem, wie weit der Staat verpflichtet oder berechtigt ist, regelnd einzugreifen, wurde brennend. Einflüsse vom Kontinent (Preußen, Frankreich) begannen einzuwirken, nicht minder von Schottland, wo unter Voraussetzungen, die von den englischen völlig abwichen, sich bereits ein wirksames Erziehungssystem entwickelt hatte. In der Theorie war zudem das Problem auch in England keineswegs neu. Es war im 18. Jahrhundert eingehend diskutiert worden (bereits 1756 von Thomas Sheridan in seiner Schrift "British Education", also sogar noch vor dem berühmten "Essai d'Éducation Nationale", 1763, von Louis René de Caradeuc de la Chalotais). Die Diskussion hatte schon damals den Verlauf genommen, der auch noch hundert Jahre später typisch war: leidenschaftliche Ablehnung des Prinzips der Staatserziehung vor allem deshalb, weil es unvereinbar war mit der Erhaltung der bürgerlichen und der religiösen Freiheit. Damit taucht die berüchtigte "religious difficulty" auf, die hinfort eins der Haupthindernisse ist für den Aufbau eines allseitig befriedigenden Erziehungssystems.

Wie hemmend diese „religiösen Schwierigkeiten" waren, das zeigte sich gleich bei dem ersten praktischen Lösungsversuch, der mit den Namen Bell und Lancaster verbunden ist. Andrew Bell hatte 1797 ein System erfunden ("under the blessing of Divine Providence"!), das mit geringen Kosten die Organisation eines Massenunterrichts ermöglichen sollte — eine bemerkenswerte Parallele zu dem damals auftauchenden Gedanken der billigen Massenfabrikation auf industriellem Gebiet. Es ist das sein berühmtes und berüchtigtes "Monitorial System", bei dem ältere Schüler ("monitors") jeweils mit den Kenntnissen versehen wurden, die sie an ihre Mitschüler „weiterreichen". Joseph Lancaster verbesserte das System (1803), empfahl es als geeignete Form einer allgemeinen Elementarerziehung und machte zur Lösung der dabei auftauchenden „religiösen Schwierigkeit" den für die Zukunft folgenschweren Vorschlag, dieses allgemeine Erziehungssystem auf „allgemein christlichen Grundsätzen" ("general Christian principles") aufzubauen.

Dieser Vorschlag rief sofort Anhänger der "Church of England" auf den Plan, die allen Ernstes an eine vom Kontinent aus von Männern wie Voltaire und Basedow betriebene Verschwörung zur Vernichtung des Christentums glaubten und sich ihrerseits auf ihre "national religion" als die seit den "Acts of Uniformity" bereits vorhandene und einzig diskutierbare Grundlage eines "national system" beriefen.

Das bedeutungsvolle Ergebnis dieses unerfreulichen Kampfes war der Zusammenschluß der Anhänger der Staatskirche zu einer Gesellschaft zur Errichtung und Unterhaltung von Schulen auf streng konfessioneller Basis ("The National Society for promoting the education of the Poor in the Principles of the Established Church", 1811), und der Anhänger Lancasters zu der konfessionslosen, auf „allgemein christlichen Grundsätzen" aufgebauten "British and Foreign School Society" (1814).

Damit beginnt die Errichtung des in abgewandelter Form bis heute bestehenden "Voluntary System" als Ausdruck des Kompromisses, durch das man in England versucht, öffentlichen Unterricht und religiöse Freiheit zu versöhnen.

Inzwischen war das Parlament von fortschrittlichen Führern immer stärker gedrängt worden, sich um das Erziehungswesen zu kümmern. Schon 1802 war zum ersten Male durch Peels "Factory Act" eine gewisse Verantwortlichkeit des Staates anerkannt worden; und als 1832 mit dem ersten der großen Reformgesetze der erste entscheidende Schritt zur Demokratisierung getan war, begann die Einsicht zu wachsen, daß mit der Ausdehnung der Rechte eine Vertiefung der Erziehung Hand in Hand gehen müsse, wenn das Volksganze nicht in seinem Leben gefährdet werden solle (vgl. das Schlagwort der Zeit: "Educate your rulers"!). So folgte dem ersten Schritt notwendigerweise der zweite: im Jahre 1833 bewilligte das Unterhaus die erste staatliche Unterstützung zum Bau von Schulhäusern. Der Titel ist charakteristisch: "in aid of private subscriptions for the erection of school-houses for the education of the poorer classes in Great Britain." Damals und noch für eine ganze Weile wurde öffentliche Erziehung als ein Akt der Wohltätigkeit der besitzenden Klasse gegenüber der Klasse der "labouring poor" angesehen.

Die weitere Entwicklung ging nun Zug um Zug. Die Regierungsunterstützung wurde in eine jährliche verwandelt und nach und nach erhöht. Die Verteilung übernahmen die beiden vorhandenen Gesellschaften ("National" und "British"). In dem Maße, in dem die Unterstützung wuchs, ergab sich die Notwendigkeit, eine Stelle zu schaffen,

die die Verteilung überwachte und die Verwendung durch Inspektion kontrollierte. Zu diesem Zwecke wurde 1839 ein "Committee of the Privy Council of Education" (die Keimzelle des späteren "Board of Education") gegründet und 1856 zum "Education Department" erweitert, unter Verbindung mit dem "Science and Art Department", das 1853 als ein Ableger des Handelsamts entstanden war und in Zukunft noch eine sonderbare aber wichtige Nebenrolle spielen sollte.

Die Herausgabe des ersten "Code" als einer Zusammenfassung der bisher herausgegebenen Richtlinien im Jahre 1861, also lange bevor auch nur eine einzige Schule aus öffentlichen Mitteln errichtet worden war, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Art, in der hier eine neue Verwaltungsbehörde heranwuchs ohne Hilfe von seiten der Gesetzgebung. Der Code zusammen mit der revidierten Ausgabe vom Jahre 1862 gibt uns zugleich einen interessanten Aufschluß über die damalige Anschauung vom Elementarunterricht. Als Zweck der staatlichen Unterstützung galt danach immer noch, "to promote the education of children belonging to the class who support themselves by manual labour". Und ihre Auszahlung sollte zur Behebung der Mißstände, die soeben eine Untersuchungskommission (Newcastle Commission 1861) aufgedeckt hatte, in Zukunft abhängig sein von dem nachgewiesenen Maß an Kenntnissen im Lesen, Schreiben und Rechnen, das die Inspektoren bei jedem einzelnen Elementarschüler regelmäßig festzustellen hatten ("Payment by results"). Die Folge war, daß für lange Zeit die berüchtigten "three R's" (Reading, wRiting, aRithmetic) als Inbegriff der Elementarerziehung angesehen wurden.

Der letzte große Schritt zur Begründung eines Elementarschulsystems durch das Gesetz erfolgte dann 1870 ("First Education Act" von Forster), wiederum im Anschluß an den vorausgegangenen Ausbau des Staates im Sinne einer Demokratie ("Second Reform Bill", 1867). Das Gesetz ließ bezeichnenderweise wiederum das Gewordene bestehen, hier also die aus privater Initiative entstandenen Elementarschulen ("Voluntary Schools") und gab dazu neu zu schaffenden besonderen Schulbehörden ("School Boards") das Recht, daneben neue Elementarschulen ("Board Schools") zur Ergänzung zu errichten, wo freiwillige Arbeit nicht genügend Schulen geschaffen hatte. Beide Schularten ("Voluntary Schools" und "Board Schools") hatten entsprechend ihrer Leistung Anspruch auf die staatliche Unterstützung, die "Board Schools" dazu auch auf Beihilfe aus lokalen Steuern. Die letzte Bestimmung erklärt, warum die neuen "Board Schools" in kurzer Zeit die alten "Voluntary Schools" überflügelt hatten. Die „religiöse Schwierigkeit" wurde gelöst

durch eine Gewissensklausel, die den Eltern das Recht auf Befreiung ihrer Kinder vom Religionsunterricht gab, und durch die sogenannte Cowper-Temple-Klausel, die den konfessionellen Religionsunterricht in "Board Schools" verbot.

Somit stellte das Unterrichtsgesetz von 1870 einen Kompromiß dar zwischen einem "Voluntary System" auf konfessioneller Grundlage und einem System der öffentlichen Verwaltung auf konfessionsloser, allgemein christlicher Grundlage.

Die Grundlegung zu einem Elementarschulsystem aus öffentlichen Mitteln war der weitaus wichtigste Vorgang, der sich in dem hier zur Besprechung stehenden Zeitabschnitt (1800 bis 1870) abspielte. Zur Vervollständigung des Gesamtbildes bedarf es aber noch eines Ausblicks auf die gleichzeitig erreichten Fortschritte auf anderen Gebieten des Bildungswesens, der sich freilich nur auf die allerwichtigsten Tatsachen beschränken kann.

Im engsten Zusammenhang mit der Entwicklung des Elementarschulwesens stehen zunächst die Anfänge der Lehrerbildung. Daß das "Monitorial System" von Bell und Lancaster, bei dem tüchtige ältere Schüler ("monitors") die Rolle des Lehrers übernahmen, keine Lösung des Problems war, wurde natürlich bald erkannt. Das System bildete aber die Vorstufe zu dem "Pupil Teacher System" (seit 1846), nach dem die als geeignet ausgewählten älteren Schüler gewissermaßen als „Lehrlinge" wenigstens eine längere „Lehrzeit" bei einem erfahrenen Schulmann durchmachten. Nach Abschluß dieser Lehrzeit konnten sie zu den im Entstehen begriffenen Seminaren zur weiteren Ausbildung zugelassen werden und danach als geprüfte Lehrer ("certificated teachers") an die Schulen zurückkehren. Eine große Anzahl begann aber sofort die Lehrtätigkeit als ungeprüfte Lehrer ("uncertificated teachers") und hatte später die Möglichkeit, auch ohne besondere Seminarausbildung zur Lehrerprüfung ("certificate examination") zugelassen zu werden, eine Praxis, die erst 1926 endgültig beseitigt worden ist. Die zur Verfügung stehenden Seminare waren aus privater Initiative und meist auf konfessioneller Basis entstanden, nachdem 1839 der kühne Versuch des verdienstvollen ersten Sekretärs des "Education Department" (Sir James Kay-Shuttleworth), ein staatliches Lehrerbildungssystem zu begründen, ein für allemal an der religiösen Frage gescheitert war. Die Ergebnisse der Entwicklung werden durch die oben erwähnte Einführung des "payment by results" hinreichend illustriert.

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens war die überraschende

Wiederbelebung der schlummernden Public-School-Tradition ganz naturgemäß das Werk einiger weniger starker Persönlichkeiten, die an dem Beispiel ihrer eigenen Arbeit die Größe des ursprünglichen Gedankens demonstrierten. Samuel Butler, der "headmaster" von Shrewsbury, war der erste, der schon 1798 in der Stille begann. Aber erst Thomas Arnold, seit 1828 "headmaster" von Rugby, gelang es, durch seine Reformarbeit die Öffentlichkeit zu entzünden und die übrigen Public Schools im Aufstieg mitzureißen. Darüber hinaus führten sein Beispiel und die Gunst der Zeitumstände sogar zu dem Beginn einer neuen Epoche von Schulgründungen im Public-School-Stil, die mit Cheltenham (1841) begann und mit Malvern (1862) einen vorläufigen Abschluß erreichte. Dabei konnte sich jedoch der eigentliche Fachunterricht, der meist durch veraltete Gründungsstatuten an eine ganz einseitige klassische Tradition gefesselt war, nur langsam dringenden neuzeitlichen Forderungen öffnen. Auch wiederholte Kommissionsuntersuchungen und Gesetzesanträge (1861—1869) vermochten den schwerfälligen Apparat nur wenig umzugestalten. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß das mächtig andrängende Verlangen nach neuen, lebensnäheren Bildungsmöglichkeiten zunächst einen Ausweg fand in dem seit 1847 allmählich entstehenden höheren Mädchenschulwesen und in dem unübersehbar vielgestaltigen Privatschulwesen, die sich beide frei von dem lastenden Druck der Tradition entwickeln konnten. Zu dem Ausbau eines höheren Schulwesens aus öffentlichen Mitteln war die Zeit bei dem damaligen Stand der Elementarschulbildung natürlich noch nicht reif.

Auch im Bereich der Universitäten Oxford und Cambridge traten neue reformfreudige Kräfte, die bislang nur unter der Oberfläche gewirkt hatten, bald sichtbar in Erscheinung. Schon am Anfang des 19. Jahrhunderts wurden die Examensvorschriften für den das Universitätsstudium abschließenden Bakkalaureusgrad ("B. A. degree") durch Einführung des stärker spezialisierten "honours degree" neben dem "pass degree" so umgestaltet, daß der Weg zu einer wirklichen Leistungsprüfung offen war. Die weitere Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkte immer mehr die Stellung der Universität und ihrer Lehrer gegenüber den in den vergangenen drei Jahrhunderten immer übermächtiger gewordenen Colleges. Die Einrichtung der ersten Universitäts-Schulschlußprüfungen (Local Examinations, Oxford 1857, Cambridge 1858) ist ein weiteres Zeichen dafür, daß die beiden alten Universitäten sich ihrer Verantwortlichkeit für das Niveau der Volksbildung bewußt wurden und im Begriff waren, wieder

die Stellung im geistigen Leben der Nation einzunehmen, die sie im 18. Jahrhundert verloren hatten.

Und doch waren Oxford und Cambridge immer noch lediglich Universitäten für Privilegierte in mehr als einem Sinn. Inzwischen wuchsen aber die Kräfte derer, die sich nun nicht mehr damit zufrieden gaben, „ausgeschlossen" zu sein, und denen dazu auch die einseitig klassische Atmosphäre der alten Universitäten wenig zusagte für ihre aus der modernen Zeit geborenen Bedürfnisse. Diese Kräfte waren es, die 1828 die konfessionslose Universität London gründeten, die nach dem Vorbild der deutschen Universitäten bewußt auf Colleges im Sinne von Oxford und Cambridge verzichtete. Schon im Jahre darauf antworteten die Anhänger der Staatskirche mit der Gründung des konfessionellen King's College in London und stifteten als weiteres Gegengewicht 1831 die Universität Durham, die nach dem Vorbild von Oxford wiederum auf dem Collegeprinzip fundiert war. Das weitere Schicksal der Londoner „Universität" ist bezeichnend: 1836 wurden die beiden rivalisierenden Institutionen als "Colleges" (mit einer von dem ursprünglichen Sinn abweichenden Bedeutung des Wortes!) lose verbunden durch die Schaffung der "University of London", einer lediglich examinierenden Körperschaft, deren Funktion es war, den Mitgliedern der beiden "Colleges" akademische Grade zu verleihen. "Thus, the movement intended to create a university in which the colleges should have no place brought two colleges into existence and, incidentally, created a university whose teaching could only be given by those colleges" (Adamson, Short History S. 280).

Die merkwürdige Tatsache, daß zu den Londoner Universitätsprüfungen nach 1858 neben den Studenten der beiden Colleges jeder zugelassen werden konnte, der sich der Prüfung unterziehen wollte, sollte unter anderen für das Entstehen neuer Universitäten von großer Bedeutung werden.

b) 1870 bis 1902

Im Jahre 1870 war das größte Stück Arbeit bereits getan: die Fundamente für den Neubau waren gelegt. Es ist nur natürlich, daß dabei die positiven Ergebnisse erst zum Teil sichtbar waren. Wie weit die Entwicklung sich in Wirklichkeit bereits von dem tiefsten Punkt entfernt hatte, das zeigen Beispiele wie die folgenden: einmal die endgültige Einführung der Eintrittsprüfung für den "Civil Service" (1870) und damit die Betonung des Prinzips der Auslese der Fähigen gegenüber dem Prinzip des Klassenprivilegs; und zum anderen die Öffnung der Universi-

täten Oxford und Cambridge für Angehörige aller Glaubensbekenntnisse durch Abschaffung der Tests vom Jahre 1581 ("University Tests Act" 1871). Beide Tatsachen lassen erkennen, daß England im Begriff war, die verhängnisvollen inneren Gegensätze, die in den vorangegangenen drei Jahrhunderten entstanden waren, auszugleichen und damit wieder einer neuen Einheit entgegenzuwachsen.

Dementsprechend bringt auch die Entwicklung des Erziehungswesens nach 1870 eigentlich nichts grundsätzlich Neues mehr; sie verläuft folgerichtig in der nun einmal eingeschlagenen Richtung. Das zeigt sich zunächst auf dem Gebiet des Elementarschulwesens, wo in dem Maße, in dem sich das neue System entwickelte, nacheinander und ganz allmählich die Schulpflicht eingeführt (1876, 1880), das Schulgeld abgebaut (1891), das Abgangsalter erhöht (1881 auf 12 Jahre, 1900 auf 13 Jahre) und die Zwangsschraube des "payment by results" gelockert und damit der Volksschule ein allmählich wachsender Spielraum zur Entfaltung eröffnet wurde.

Damit entstand eine Situation, die für die weitere Entwicklung bis zur Gegenwart von allergrößter Bedeutung werden sollte. Die "School Boards" der größeren Städte, denen reiche Steuerquellen zur Verfügung standen, begannen ihre Elementarschulen freizügig zu "Higher Grade", "Higher Elementary" oder "Higher Central Schools" auszubauen mit Lehrplänen, die zum Teil denen einer Elementarschule, zum Teil denen einer höheren Schule entsprachen.

Die Bewegung erhielt einen neuen mächtigen Antrieb durch die Politik des "Science and Art Department" (siehe S. 284), das nach vergeblichen Versuchen, die vorhandenen höheren Schulen für den Unterricht in den Naturwissenschaften zu gewinnen, diesen Unterricht zu fördern begann, wo immer er auch gegeben wurde, und auch von sich aus besondere Schulen zu diesem Zwecke gründete ("Organized Science Schools").

Am interessantesten wurde die Entwicklung, als man anfing, den Fachausdruck "technical instruction" — eben das Arbeitsgebiet des "Science and Art Department" — so elastisch zu erweitern, daß er allmählich alles umfaßte, was sonst im höheren Unterricht zu kurz kam, das heißt alles außer Latein und Griechisch. Damit begann die ganze Bewegung zu einer gefährlichen Konkurrenz für die bislang bestehenden höheren Schulen im eigentlichen Sinne (besonders die "grammar schools") zu werden, die bei hohem Schulgeld und einseitig klassischem Lehrplan besonders dem Mittelstand nicht die billige und für seine Bedürfnisse geeignete Bildung „über die Elementarbildung hinaus" geben

konnten, die er brauchte. Die Folge war, daß sich viele "grammar schools" zu einer Modernisierung bequemen mußten.

Die Komplizierung wuchs, als nach dem "Technical Instruction Act" (1889) die sogenannte „technische Erziehung" den eben durch den "Local Government Act" (1888) geschaffenen neuen Lokalverwaltungsbehörden unterstellt wurde, die damit tatsächlich, wenn auch nicht gesetzmäßig, zur Behörde für einen großen Teil des höheren Unterrichts wurden.

Zwei Kommissionen bemühten sich, Ordnung in das so entstandene Chaos zu bringen ("Cross Commission", 1888; "Bryce Commission", 1895) und Vorschläge zur Lösung zu finden. Die Ergebnisse ihrer Arbeit führten zur Errichtung des "Board of Education" als Zentralbehörde (Board of Education Act, 1899) und zu dem zweiten großen Unterrichtsgesetz von 1902 ("Balfour Act"), in dem die Konsequenzen aus der vorangegangenen Entwicklung gezogen wurden. Die seit 1870 bestehende Verwaltung des Elementarschulwesens durch 2568 "School Boards" und 14238 Verwaltungskörperschaften der "Voluntary Schools" wurde beseitigt, und statt dessen die gesamte Erziehung aller Stufen den seit 1888 bestehenden Behörden der allgemeinen Lokalverwaltung übertragen, jedoch mit dem für die Folge verhängnisvollen Zugeständnis, daß gewisse Verwaltungsbezirke ("boroughs" und "urban districts") ein Sonderrecht erhielten, das sich nur auf das Elementarschulwesen erstreckte. Die früheren "Board Schools" und die neuen Schulen der "Local Education Authorities" hießen fortan "provided schools"; die früheren "Voluntary Schools" erhielten nunmehr als "non-provided schools" gegen die Einräumung eines gewissen Aufsichtsrechts ebenfalls Unterstützung aus den lokalen Steuern für allen Unterricht außer dem Religionsunterricht, nicht aber für die Errichtung und Erhaltung der Gebäude.

Im Bereiche der Universitätsbildung endlich war der innere Ausbau bereits so weit gefestigt, daß die alten Universitäten gewissermaßen schon die Offensive ergreifen konnten durch die Ausstrahlung ihrer Bildungstätigkeit über die Mauern der Universität hinaus auf das ganze Land und ihre Verflechtung mit dem Gesamtleben der Nation: 1873 wurde die "University Extension" in Cambridge gegründet; 1876 folgte London, 1878 Oxford. Ein Jahrzehnt später entstand daneben die "University-Settlements"-Bewegung mit dem noch weitergehenden Ziel, die Verringerung der Klassengegensätze tatkräftig zu fördern (Gründung von Toynbee Hall, 1884). In mehr oder weniger engem Zusammenhang mit der "University-Extension"-Bewegung entstanden in der Pro-

vinz eine Menge von neuen collegeartigen Instituten von verschiedenartigem Niveau, von denen eine ganze Reihe die Tendenz hatten, sich allmählich zu selbständigen Universitäten zu entwickeln, so z. B. Sheffield, Nottingham, Reading, Exeter, Colchester, Bristol, Birmingham, Liverpool, Manchester u. a. Die vorurteilslose, elastische Weite der Bewegung brachte es mit sich, daß Volkskreise, die bisher der Sphäre der Universitäten ferngestanden hatten, allmählich damit in Fühlung kamen. So öffnete sich den Frauen von hier aus der Weg zur Universität und von 1890 an auch ausgewählten Lehrern an Elementarschulen.

Das mit der allgemeinen Entwicklung naturgemäß erstarkende Selbstbewußtsein der Lehrerschaft aller Schularten fand seinen Ausdruck in dem beginnenden Zusammenschluß kleinerer oder größerer Gruppen zu Organisationen, darunter schon seit 1869 die "Headmasters' Conference" (eine exklusive Gruppe von etwa 150 Leitern unabhängiger Public Schools), seit 1870 die mächtige "National Union of Teachers", die sich in der Hauptsache aus Lehrern an Elementarschulen zusammensetzt, und eine lange Reihe anderer.

c) 1902 bis 1918

Die Errichtung des "Board of Education" und das Unterrichtsgesetz von 1902 hatten die organisatorischen Grundlagen geschaffen für den Aufbau eines nunmehr alle Stufen umfassenden Systems. In der Folge strömten die angestauten Kräfte in die neuerschlossenen Gebiete, auf denen nun zum Teil bereits die Ausgestaltung im einzelnen begann.

So galt im Bereich des Elementarschulwesens die folgende Arbeit in der Hauptsache dem allmählichen inneren Ausbau, der Entwicklung sozialer Fürsorgemaßnahmen und der Eröffnung neuer Aufstiegsmöglichkeiten zu einer höheren Schulbildung. Dabei kamen die Elementarschulen mit dem Aufbau eines Stipendiensystems (1907) unversehens wieder zu einer neuen Prüfung (kurze Zeit nach der Abschaffung des "payment by results"!), dem "scholarship examination". Da das 12. Lebensjahr als das übliche Alter des Eintritts in die neu errichteten "Secondary Schools" galt, bedeutete diese Maßnahme den Beginn eines fühlbaren Einschnitts in die Elementarschulzeit, was für die weitere Entwicklung bedeutungsvoll werden sollte. Das deutete sich schon an in der 1911 beginnenden Errichtung der sogenannten "Central Schools" für befähigte ältere Volksschüler, die aus mancherlei Gründen nicht zu einer der bestehenden "Secondary Schools" übertreten konnten oder wollten, die aber doch eine über die "elementary education" hinausgehende Bildung brauchten.

Auf dem Gebiet des höheren Schulwesens stand natürlich ganz im Vordergrund der Aufbau neuer "Secondary Schools" durch die Lokalverwaltung, was ja erst durch das Gesetz von 1902 möglich geworden war, und die Schaffung von Übergangsmöglichkeiten für befähigte Schüler der "Elementary Schools". Das wurde 1907 charakteristisch betont dadurch, daß die Zahlung der staatlichen Unterstützung an höhere Schulen abhängig gemacht wurde von dem Nachweis von 25 % Freistellen für diesen Zweck. Die Zahl der aus öffentlichen Mitteln unterstützten "Secondary Schools" vergrößerte sich in dem hier zur Besprechung stehenden Zeitabschnitt um das Zwanzigfache, woraus deutlich wird, daß hier neben dem alten, unabhängigen Public-School-System ein neues mächtiges höheres Schulsystem heranwuchs.

Dieselbe Entwicklung kam gleichzeitig auch im Universitätswesen machtvoll zum Durchbruch, wo die Universität London völlig reorganisiert wurde (1900) und dazu eine ganze Reihe der im vorigen Entwicklungsabschnitt entstandenen "University Colleges" ihre Anerkennung als neue Universitäten erhielten, so Birmingham (1900), Manchester (1903), Leeds (1903), Liverpool (1903), Sheffield (1905) und Bristol (1909). So entstand auch hier neben dem alten Universitätssystem von Oxford und Cambridge ein umfassendes neues, nach neuen Organisationsgrundsätzen und für neue Bedürfnisse.

Der sich nach allen Richtungen machtvoll entfaltende Bildungsdrang fand schließlich auch seinen Niederschlag in einer sich überraschend schnell und vielseitig entwickelnden pädagogischen Literatur (vgl. die umfassende Übersicht bei Dreßler, Geschichte der englischen Erziehung, 1928).

Das Erlebnis des Weltkrieges konnte naturgemäß auch in England der im Gange befindlichen machtvollen Bewegung nur einen noch stärkeren Antrieb verleihen, um so mehr als das Rätsel der deutschen Widerstandskraft vielfach aus der deutschen Methode gründlicher, systematischer Schulung erklärt wurde. Als darum mit dem Ende des Krieges eine neue Ausdehnung des Wahlrechts gesetzlich festgelegt wurde, konnte auch dieses Mal wieder die Entwicklung des Bildungswesens Schritt halten mit dem Ausbau des Staates zur Demokratie. Der Beweis ist das dritte große Unterrichtsgesetz von 1918 ("Fisher's Education Act"). Die wichtigsten Bestimmungen: allgemeine Schulpflicht vom 5. bis 14. (eventuell 15.) Lebensjahr, Kindergärten für 2- bis 5-jährige, Errichtung von Förderklassen ("Senior Schools"), Anerkennung

der "Central Schools", Einführung der unentgeltlichen Tagesfortbildungsschule bis zum 18. Lebensjahr illustrieren das gesetzte Ziel: "the establishment of a national system of public education available for all persons capable of profiting thereby" (Ed. Act., Sect. 1).

d) 1918 bis 1928

Die kurze Periode der Nachkriegszeit hat bereits eine große Zahl wechsel- und widerspruchsvoller Erscheinungen gezeitigt. Soweit diese in dem weiten Gebiet des unablässig weitergehenden inneren Ausbaues der Einzelgebiete liegen, müssen sie hier außer Betracht bleiben. Soweit sie unmittelbar in der mutmaßlichen Linie der Hauptentwicklung liegen, ist Zurückhaltung in der Beurteilung geboten, weil nur schwer zu erkennen ist, in welchem Maße sie Ausdruck gegenwartsbedingter Überlegungen oder zukunftsgestaltender Kräfte sind.

Tatsache ist jedenfalls, daß die Entwicklungslinie bestimmt wird durch eine Reihe von dramatischen Wendepunkten. Der erste liegt in dem aus der schweren Wirtschaftsdepression folgenden rigorosen Eingriff der berüchtigten Geddes-Sparkommission (1922); den Schlägen dieser „Geddes-Axt" (eine vielfach gebrauchte Bezeichnung) fiel vorläufig der größte Teil der seit 1918 in Entwicklung befindlichen Reformen zum Opfer. Das Jahr 1924 brachte dann zum ersten Male in der englischen Geschichte eine Regierung der aufstrebenden "Labour Party", freilich nur ein kurzes Zwischenspiel, aber doch gerade inmitten der englischen Tradition ein unmißverständliches Wahrzeichen dafür, wie weit im neuen Jahrhundert die Kräfteverschiebung bereits gediehen ist. Die Auswirkung war eine sofortige Änderung des Kurses, der nun wieder von den Reformgedanken von 1918 und weit darüber hinaus liegenden Zielen bestimmt war. Aber noch im selben Jahre ging die Regierung wieder an die konservative Partei über. Diese war mit einem ausgesprochen fortschrittlichen Erziehungsprogramm zur Macht gelangt, begann aber schon 1925 durch ihren Unterrichtsminister Lord Eustace Percy die staatlichen Zuschüsse so stark zu drosseln, daß die Zeit der Geddes-Sparmaßnahmen zurückzukehren schien. Inmitten dieser neuen Entwicklung erschien 1926 der aufsehenerregende Bericht einer Kommission, die noch unter der vorangegangenen Regierung ernannt worden war ("Report on the Education of the Adolescent", nach dem Vorsitzenden Sir W. H. Hadow auch kurz "Hadow Report" genannt). Die Kommission machte zu dem schon lange dringend gewordenen Problem der wirksamen Erziehung aller Jugendlichen im Alter von 12—18 Jahren Lösungsvorschläge, die auf eine völlige Neu-

prägung der Begriffe "elementary" und "secondary education" hinausliefen. Die auf diesen Bericht folgende erregte Diskussion in der Öffentlichkeit hat 1928 einen überraschenden Abschluß gefunden, der zugleich den Anfang einer in ihren Auswirkungen noch nicht zu übersehenden neuen Entwicklung darstellt: im Mai 1928 hat der "Board of Education" eine Denkschrift herausgegeben ("The New Prospect in Education"), in der er den größten Teil der Kommissionsvorschläge annimmt und sie zur Grundlage für die zukünftige Bildungspolitik macht. Danach wird in Zukunft "elementary" und "secondary education" nicht mehr als ein Nebeneinander, sondern als ein Nacheinander, also als ein einheitlicher Prozeß anzusehen sein, der durch den schon lange charakteristisch gewordenen Einschnitt zwischen dem 11. und 12. Lebensjahr in zwei Abschnitte aufgeteilt wird. Der bis zum 11. Lebensjahr reichende Abschnitt wird als Grundlage eine "primary education" vermitteln, der auf das 11. Lebensjahr folgende eine mehrfach gegabelte und abgestufte "post-primary" oder "secondary education".

Es ist klar, daß dieser Neuorganisation, von der hier nur die Tendenz angedeutet werden konnte (vgl. S. 302), eine ganz außerordentliche Bedeutung zukommt. Diese Bedeutung wird nicht verringert, wenn man erkennt, daß sie letzten Endes nichts weiter ist als eine neue Auswirkung einer seit einem Jahrhundert vor sich gehenden inneren Veränderung, als die Formulierung einer zum Teil bereits üblich gewordenen Praxis, als die konsequente Weiterführung von Linien, die in Ansätzen schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer deutlicher sichtbar geworden waren.

II. Der gegenwärtige Stand des englischen Bildungswesens

Der kurze Abriß der geschichtlichen Entwicklung hat wenigstens andeutungsweise sehen lassen können, wie unsystematisch, scheinbar zufällig und planlos das englische Bildungswesen entstanden ist, "bit by bit to meet the needs of the moment", den jeweilig auftauchenden Bedürfnissen des Augenblicks folgend. Dementsprechend hat das, was heute "The English Educational System" genannt wird, nach deutschen Begriffen wenig Ähnlichkeit mit einem übersichtlich gegliederten System; es ist vielmehr ein überaus kompliziertes Gebilde, dessen einzelne Teile sich so in- und übereinandergeschoben haben, so ineinandergewachsen sind, daß ihre Abgrenzung in Wirklichkeit unmöglich ist. Hinzu kommt, daß das charakteristische Moment der unaufhörlichen Bewegung und Verschiebung, das wir wenigstens seit Beginn des

19. Jahrhunderts haben beobachten können, gerade augenblicklich wieder in verstärktem Maße in Erscheinung tritt.

1. Aufbau und Verwaltung

Versuchen wir zunächst einen Überblick zu gewinnen über den Aufbau der wichtigsten Bildungseinrichtungen, die gegenwärtig nebeneinander bestehen.

Die große Masse der schulpflichtigen Jugend erhält ihre "Elementary Education" natürlich heute in den öffentlichen Volksschulen ("Public Elementary Schools"). Von diesen sind mehr als die Hälfte "non-provided schools", auch "voluntary schools", "Church schools", "denominational schools" genannt, mit nur etwa einem Drittel der Gesamtschülerzahl. Etwa zwei Drittel aller Volksschüler besuchen die "provided schools", auch "Council schools", "Board schools", "undenominational schools" genannt. Versuche, dieses eine gedeihliche Weiterentwicklung schwer bedrohende "dual system" zu beseitigen, sind häufig gemacht worden, neuerdings auch von den Kirchengemeinschaften, für die die Unterhaltung der Gebäude bei den steigenden Ansprüchen ein immer unlösbareres Problem geworden ist; sie sind bislang gescheitert an der heiklen Frage des konfessionellen Religionsunterrichtes, dem die "non-provided schools" ihre Existenz verdanken. Inzwischen nimmt die Zahl der "provided schools" (1926/27: 10 478) durchschnittlich um etwa 150 jährlich zu, die der "non-provided schools" (1926/27: 12 151) um etwa 120 jährlich ab[1].

Die Organisationsgrundlage der "Public Elementary School" ist nach örtlichen Verhältnissen verschieden. Bei günstigen Voraussetzungen wird angestrebt, nach einer für beide Geschlechter gemeinsamen Grundstufe ("Infants' Department", vom 5.—7. Lebensjahr) den Lehrgang für das Alter von 7—14, möglicherweise auch schon bis 15 Jahren, nach Geschlechtern getrennt weiterzuführen in einer besonderen Schule oder zum mindesten in einer besonderen Abteilung für Knaben und einer für Mädchen. Mitunter ist bereits eine Unterteilung des weiterführenden Lehrgangs üblich in ein "Junior Department" (7.—11. J.) und ein "Senior Department" (11.—14. J.). Eine Vorstufe, die "Nursery School" (2.—5. J.), ist bislang nur wenig entwickelt; wohl aber wird ein Ausbau nach oben in zunehmendem Maße versucht in "Central Schools" ("selective" oder "non selective" für das Alter

[1] Die genaueren Daten für 1926/27 sind: Gesamtzahl der "Public Elementary Schools": 22629. Davon sind "provided schools" 10478 mit etwa 4 Millionen Schülern, "non-provided schools" 12151 mit etwa 2 Millionen Schülern. Die "non-provided schools" verteilen sich auf die einzelnen Bekenntnisse wie folgt: Church of England 10457, Wesleyan 135, Roman Catholic 1196, Jewish 12, Other Voluntary Schools 351.



von 11—14, 15 Jahren oder mehr), die offiziell zwar weiterhin als "elementary schools" gelten, tatsächlich aber bereits als schulgeldfreie "secondary schools" angesehen werden können.

Neben diesen "Public Elementary Schools" gibt es noch eine wechselnde, aber nicht genau festzustellende Zahl von Privatschulen ("Private Schools"), denn die Eröffnung und Unterhaltung einer Schule aus privaten Mitteln steht jedem frei. ("Such schools, usually run single-handed, for young children, are to be found in almost every district where half a dozen, or so, people can afford them." Schools of E., S. 352.)

Auf dem Gebiet des höheren Schulwesens haben wir zunächst die große Gruppe der ganz oder teilweise unabhängigen Schulen, die die Tradition der alten Stiftungsschulen fortsetzen oder mit mehr oder weniger Erfolg versuchen, sich ihr anzuschließen. Sie werden aus mannigfaltigen Quellen unterhalten, aus alten und neuen Stiftungen, durch Körperschaften oder aus privaten Mitteln, und erscheinen dementsprechend unter mannigfaltigen Namen, so als "Endowed Schools", "Foundation Schools", "Grammar Schools", "Proprietary Schools", "Colleges", "High Schools" (für Mädchen). Die typischen Formen dieser Gruppe sind Internate ("Boarding Schools"), traditionsgemäß zunächst für die männliche Jugend, mit zum Teil so hohen Schulgeldsätzen, daß sie nur für wohlhabende Kreise in Frage kommen.

Eine Reihe von Schulen aus dieser Gruppe haben eine überragende Bedeutung erlangt, nämlich die sogenannten "Public Schools". Was unter dieser Bezeichnung zu verstehen ist, vermag selbst der derzeitige headmaster von einer der berühmtesten dieser Schulen, Cyril Norwood von Harrow, nur mit folgenden Worten zu erklären: "The question is often asked. What is a Public School? and it is one to which it is impossible to give a clear answer... A Public School is one which has a real measure of independence, and can direct its own policy, which keeps its pupils to the full limit of age of eighteen and over, and which has a direct and regularly maintained connection with the Universities. It is obvious, therefore, that every school may aspire to this status, and realise it, and that any school may drop out of it." (The English Ed. System, S. 28.) — Praktisch rechnet man zur Zeit etwa 150 Schulen dazu, die auf der "Headmasters' Conference" vertreten sind.

Da die Schüler im allgemeinen erst im Alter von etwa 14 Jahren in Schulen dieser Art eintreten können, werden sie meist auf besonderen Vorschulen vorbereitet, den "Preparatory Schools" (8.—13. Lebens-

jahr), die man demnach als Unterstufe der "public schools". ansehen kann, wenn man will, auch als exklusive "elementary schools" für "the well-to-do".

Für Schüler der "Public Elementary Schools" kommt dagegen als weiterführende Stufe der "secondary education" fast nur die große Gruppe der meist seit 1902 entstandenen "Secondary Schools" in Frage, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden. Sie sind durchweg Externate, d. h. "Day Schools", verlangen nur ein geringes oder zum Teil bereits gar kein Schulgeld, sind zur Bereitstellung von mindestens 25 % Freistellen verpflichtet (praktisch vielfach schon 40 %), sind reich mit Stipendien ("scholarships") und Unterhaltsbeihilfen ("maintenance grants") ausgestattet und haben in auffallender Abweichung von den Schulen der Public-School-Gruppe zu einem erheblichen Teile bereits das Prinzip der Koedukation angenommen ("Mixed Schools").

Der organisatorische Aufbau der "secondary schools" sieht im allgemeinen einen vierjährigen Kursus vor (vom etwa 12.—16. J.), der zum "first school examination" führt, einer Prüfung, die unter gewissen Bedingungen als Ersatz für die Aufnahmeprüfung der Universitäten ("matriculation") angesehen werden kann. Daran schließt sich ein zweijähriger "Advanced Course" (16. bis 18. J.), der durch eine zweite Prüfung ("second school examination") abgeschlossen wird, die wiederum unter gewissen Bedingungen die erste Universitätsprüfung ("intermediate") ersetzen kann. Die höhere Schule greift also mit diesem "advanced course" bereits in den Bereich der Universität über.

Zwischen den beiden vorstehend getrennt aufgeführten Gruppen von höheren Schulen bestehen rein organisatorisch eine Reihe von komplizierten Beziehungen. Als ein Beispiel sei angeführt, daß ein erheblicher Teil von Stiftungsschulen, die im allgemeinen der ersten Gruppe zugerechnet werden, durch die Annahme von Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln in Wirklichkeit der zweiten Gruppe der eigentlichen "secondary schools" eingegliedert werden müssen.

Die im höheren Schulwesen beobachtete Zweiteilung kehrt wieder auf der darüber liegenden Stufe des Universitätswesens. Der Gruppe der "Public" oder "Boarding Schools" entspricht hier die Gruppe der beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge. Beide sind "residential", das heißt, die Studenten wohnen im allgemeinen in den in sich abgeschlossenen, selbständigen Studienhäusern ("Colleges"), die ihre eigene Verwaltung und ihren eigenen, von der Universität unabhängigen Lehrkörper haben ("tutors, lecturers"). In diesen "residential colleges" spielt sich in erster Linie das Leben der Studenten ab und nicht in der Universität in

den öffentlichen Vorlesungen der Professoren. Oxford hat 28 solcher Colleges oder doch collegeartiger Institute, Cambridge 21.

Neben den beiden alten Universitäten steht die Gruppe der neuen, nämlich London, Manchester, Leeds, Bristol, Sheffield, Birmingham, Liverpool und eine Reihe von werdenden Universitäten, die sogenannten "University Colleges" von Nottingham, Exeter, Hull u. a. (Dazu die "University of Wales" mit "University Colleges" in Aberystwyth, Bangor, Cardiff, Swansea.) Sie sind im wesentlichen "non-residential", das heißt, sie haben keine "residential colleges" und entsprechen damit den "Day Schools" im Bereich der "secondary education". Die Universität Durham hat sowohl eine Abteilung mit "residential colleges" in Durham als auch eine Abteilung, die "non-residential" ist, in Newcastle, und verbindet so das Alte mit dem Neuen. Vor kurzem (1926) ist noch die Universität Reading dazugekommen, die wieder stärker das College-System im Sinne der alten Universitäten betont.

Auf einen Einblick in den organisatorischen Aufbau der Universitäten müssen wir hier verzichten, da er den lokalen Bedürfnissen entsprechend ganz verschieden und somit äußerst kompliziert ist. Als ein Beispiel sei die "University of London" angeführt, die acht Fakultäten umfaßt und nicht weniger als 29 höchst verschiedenartige und mehr oder weniger selbständige Anstalten (unter der Bezeichnung "Schools") in sich vereinigt, darunter die ursprünglichen Keimzellen "University College" und "King's College", die jede wieder eine kleine Universität für sich bilden, eine Reihe von Frauen-Colleges, die "Medical Schools of the Hospitals", mehrere technische und eine landwirtschaftliche Hochschulabteilung ("Imperial College of Science and Technology", "School of Mines", "South-Eastern Agricultural College"), eine Lehrerbildungsanstalt ("The London Day Training College"), die berühmte "London School of Economics and Political Science" u. a. m. Bemerkenswert ist, daß niemand in irgendeiner der "Schools" studiert zu haben braucht, um sich zur Prüfung für den akademischen Grad ("degree") melden zu können, da London den sogenannten "external students" die Möglichkeit bietet, ohne ein Universitätsstudium im eigentlichen Sinne den "external degree" zu erwerben und so zu "external graduates" zu werden.

Eine besondere Eigentümlichkeit der englischen Universitäten und University Colleges ist, daß sich alle in neuerer Zeit Abteilungen zur Ausbildung von Lehrern angegliedert haben, die meistens sowohl dem "training" von Lehrern für "elementary schools" als auch für "secondary schools" dienen. Eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden Kategorien ist ohnehin nur schwer zu ziehen. Daneben bestehen aber andere Lehrerbildungsanstalten unverändert weiter in der Form, wie sie geschichtlich geworden sind, so die in der Zeit der Entstehung des Volksschulwesens gegründeten "Training Colleges" der Religionsgemeinschaften und die

durch den Education Act von 1902 ins Leben gerufenen "Colleges" der Lokalverwaltungsbehörden. Die allerneueste Entwicklung aber geht dahin, daß sie alle in eine feste Verbindung zu den Universitäten gebracht werden, die damit im Begriff sind, sich zu Kontroll-Instanzen der gesamten Lehrerbildung zu entwickeln.

Zurzeit freilich läßt sich in der Praxis noch an den verschiedenartigen Qualifikationen der Elementarlehrer die ganze Stufenfolge der historischen Entwicklung ablesen. Da gibt es noch "pupil-teachers" und "student-teachers", dann "trained certificated teachers", die ein Zeugnis auf Grund einer Ausbildung in einem "Training College" haben, "certificated teachers", die im Besitz eines Zeugnisses ohne "training" sind, "uncertificated teachers", die kein Fachzeugnis, aber eine andere Qualifikation nachweisen können, und endlich "supplementary teachers", meistens Frauen ohne Qualifikationsnachweis, die als "suitable", als geeignet anerkannt worden sind. Mit dieser Andeutung der Kompliziertheit der Verhältnisse auf diesem Gebiet müssen wir uns hier begnügen. Wie kompliziert sie in Wirklichkeit sind, das mag aus dem nachfolgenden Urteil Lord Eshers über eine ausgezeichnete Darstellung der englischen Lehrerbildung ersehen werden, das in dem bereits erwähnten Sammelband "The Schools of England" (S. 12) angeführt wird: "This volume is brimful of industry and research, but through no fault of its author the English system of training teachers remains in great part unintelligible to the ordinary reader. After reading it twice through I understand the method of training teachers in France, I realise the system in vogue in the United States of America, but I have not the foggiest idea how the majority of teachers under our English system are selected and trained."

Für Lehrer an "secondary schools" ("assistant masters") bestehen noch keine festen Vereinbarungen über bestimmte Qualifikationen, obgleich in der Praxis ein "university degree", meist schon ein "honours degree", als Voraussetzung für die Anstellung gilt. Dementsprechend steckt auch die pädagogische Fachausbildung der Lehrer für den Unterricht an höheren Schulen noch in den Anfängen. Doch geht hier im Anschluß an die Neugestaltung der Lehrerbildung durch die Universitäten eine Umstellung vor sich, die nachdrücklich unterstützt wird dadurch, daß mehr und mehr die Höhe der Lehrergehälter von dem Maß der Vorbildung abhängig gemacht wird.

Auf dem Wege über die Lehrerbildung erhalten die Universitäten somit in Zukunft mittelbar einen gewichtigen Einfluß auf das gesamte Schulwesen. Auf einem Teilgebiet, dem höheren Schulwesen, haben sie diesen Einfluß unmittelbar schon lange, nämlich dadurch, daß sie einzeln oder in Gruppen die Funktion der Prüfungsbehörde für das "first" und "second school examination" übernommen haben, die schriftlich in der Form von "external examinations" abgehalten werden.

Über den Bereich der Volkserziehung im engeren Sinne erstreckt sich schließlich die Arbeitstätigkeit der Universitäten durch die machtvolle „University-Extension"-Bewegung weit hinaus auf alle Bezirke der

Volksbildungsarbeit im weitesten Sinne und gliedert sich damit ein in das dicht verzweigte System der verschiedenartigsten Gruppen und Verbände der sogenannten freien Erwachsenen-Bildung ("Adult Education").

Merklich abseits der Hauptentwicklungsströmung in Elementary, Secondary und University Education liegt endlich noch das bisher nur schwach entwickelte Gebiet des Berufs- und Fortbildungsschulwesens ("Technical Education", "Vocational Education"; "Continuation Schools" u. a.), "the great unsolved problem of industrial democracy", wie es der frühere Unterrichtsminister Fisher bezeichnenderweise nennt. Hierher gehören Einrichtungen wie "Junior Technical Schools", "Preparatory Trades Schools", "Day Technical Classes", "Schools of Art", "Day Continuation Schools", "Evening Continuation and Technical Classes" u. a. m.

Vergeblich suchen wir nun in diesem Formengewirr nach der zentralen Verwaltungsstelle, die ihre Aufgabe darin sieht, die scheinbar regellos auseinanderstrebenden Glieder mit fester Hand in Reih und Glied zu zwingen. Meist pflegen wir ohne weiteres mit dem "Board of Education" die Vorstellung von einer solchen Funktion zu verbinden. Das ist aus verschiedenen Gründen nicht richtig. Einmal liegen eine Reihe von sehr bebedeutungsvollen Gebieten des Bildungswesens außerhalb seines Wirkungskreises. So die Universitäten und die University Colleges, die gerade so auffallend stark im Mittelpunkt des Bildungslebens stehen. Dann die führenden höheren Schulen, soweit sie sich unabhängig von Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln erhalten haben (darunter gerade die berühmtesten der sogenannten "Public Schools"). Weiter die große Anzahl der unabhängigen Privatschulen aller Stufen (die erste und bislang einzige Rundfrage des "Board" im Jahre 1921/1922 ist von 7300 Schulen dieser Art beantwortet worden, von denen die meisten "elementary" waren). Schließlich hat der "Board" unmittelbar auch nichts zu tun mit der Bezahlung, Anstellung und Entlassung der Lehrer, mit der Gestaltung und Auswahl der Lehrbücher und mit Einzelheiten der Lehrpläne und der Lehrmethoden. Denn soweit das eigentliche Wirkungsfeld des "Board", das aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Bildungswesen, in Frage kommt, liegt die Initiative auf seiten der lokalen Verwaltungsbehörden. ("The public service of education in this country is decentralised, and it is conducted by representative local bodies which are not the agents of the Central Authority. The service is essentially a Local Government Service"; Selby-Bigge, "The Board of Education", S. 175.) Zum mindesten seit dem Unterrichtsgesetz von 1918 ist der Grundgedanke der Schulverwaltung das Prinzip der Zusammenarbeit, der Arbeitsgemeinschaft zwischen "Central" und "Local Authority".

Der eine Partner, der "Board of Education", hat als Arbeitsgebiet das Schulwesen in England und Wales, wobei Wales allerdings bereits ein gewisses Maß von Selbständigkeit genießt. Der sogenannte "Board" wird dem Namen nach zwar gebildet aus den hauptsächlichsten Mitgliedern der Regierung, tritt aber in Wirklichkeit niemals zusammen. Der Präsident ist ein vollverantwortlicher Minister; seine Maßnahmen sind abhängig von der Zustimmung des Kabinetts, dessen Mitglied er ist, und des Parlaments.

Der Aufgabenkreis des "Board" wird abgegrenzt nach den drei Gebieten "Elementary", "Secondary" und "Technical", was wohl die Stufenfolge der geschichtlichen Entwicklung getreulich widerspiegelt, aber den Anforderungen der Gegenwart auf eine einheitliche Neuaufteilung des gesamten Erziehungsganges wenig entspricht. Die zentrale Funktion des "Board" ist, für diese drei Zweige Geldmittel beim Parlament flüssig zu machen und sie nach den örtlichen Bedürfnissen an die lokalen Verwaltungsbehörden zu verteilen; die geleisteten Zuschüsse ("grants in aid", 1926/1927 etwa £ 44½ Millionen) betragen zurzeit im allgemeinen etwa 50% der als rechtmäßig anerkannten Ausgaben. Das damit gegebene Recht des "Board", die Zuschußzahlungen von der Erfüllung gewisser Bedingungen ("efficiency") abhängig zu machen, sie zu verringern oder gar zu entziehen, ist die Ursprungsquelle seiner Macht, wenigstens soweit die Empfänger in ihrem Wohl und Wehe davon abhängig sind; es ist auch zugleich, da es nach englischer Art nicht scharf umgrenzt ist, ein unberechenbares Moment ("The balance shifts with circumstances and there is no stable equilibrium", B. o. Ed., S. 179). Tatsächlich besteht durchaus die Möglichkeit, darauf eine sehr scharfe Kontrolle aufzubauen, und die Erfahrungen, die die "Elementary Schools" in den sechziger Jahren, als sie noch nicht fest auf den Beinen standen, mit dem berüchtigten "payment by results" (vgl. S. 284) gemacht haben, sind ein lehrreiches Beispiel dafür. Aber in dem Maße, in dem das entstehende Schulwesen in seiner Selbständigkeit erstarkt ist, hat der "Board" auf eine „Kontrolle" in diesem Sinne mehr und mehr verzichtet und hat sich statt dessen mit der „Überwachung" begnügt. Heute besteht seine Aufgabe darin, darauf zu achten, daß jedes Glied seinen angemessenen Teil zum Wohle des Ganzen beiträgt, und im Auge zu behalten, daß allzustark hervortretende örtliche Verschiedenheiten in vermittelnder Zusammenarbeit — soweit es nach englischen Begriffen nötig ist — ausgeglichen werden. Dementsprechend ist es Aufgabe der ausführenden Organe, der Inspektoren, die von der Zentrale aus das ganze Land bereisen, zu beraten, zu helfen, anzuregen, aufzuklären, neue Gedanken von Schule zu Schule zu tragen, das heißt vor allem "bearer of ideas" zu sein. Dementsprechend sind auch die Vorschriften ("Regulations") für die Zahlung der Zuschüsse im Lauf der Entwicklung immer lockerer und dehnbarer gestaltet worden. So ist zum Beispiel in den "Grant Regulations" von 1926 die früher übliche genauere Umschreibung des Lehrplanes ersetzt worden durch die ganz allgemeine Forderung: "that the secular instruction in a school or centre must be in accordance with a suitable curriculum and syllabus framed with due regard to the organisation and circumstances of the school or schools concerned". Zur selben Zeit etwa kam der "Board" auch zu dem Beschluß, die Lehrerprüfung ("the Board's certificate examination"), die seit 1846 für die Absolventen der "Training

Colleges" abgehalten worden ist, abzuschaffen und sie den "Training Colleges" selbst zu übertragen, die in Zukunft ihr eigenes Prüfungssystem in Gemeinschaft mit den Universitäten aufbauen sollen, — eine bemerkenswerte Parallele zu der Übertragung der Autonomie auf die Dominions auf der "Imperial Conference" von 1926. ("In the one case as in the other "authority" was found incompatible with modern conceptions." Schools of E., S. 16.) Für die Wirkung, die Maßnahmen dieser Art in England haben können, sei als Beispiel nur angeführt, daß mehr und mehr die unabhängigen Schulen, die keine staatlichen Zuschüsse erhalten, freiwillig um eine Inspektion durch den "Board" bitten, auf Grund deren sie in der Liste des Board unter "recognised as efficient" geführt werden, ohne ihre Autonomie zu verlieren.

Zur Durchführung der Verwaltungsarbeit sind mit dem Board noch eine Reihe von mehr. oder weniger selbständigen Körperschaften und Einrichtungen verbunden, von denen einige besonders bedeutungsvolle noch kurz erwähnt werden müssen; so der ständige Beirat ("Consultative Committee"), dessen Arbeitsergebnis in dreizehn umfangreichen und bedeutungsvollen Berichten ("Reports") vorliegt (einer davon der erwähnte aufsehenerregende "Hadow Report"). Dann der "Teachers' Registration Council", der eine Liste aller Lehrer ohne Unterschied führt, soweit sie ein "training" nachweisen können, und damit in der Weiterentwicklung der Lehrerbildung anspornend wirkt. Weiter der "Secondary Schools Examinations Council", dessen Aufgabe es ist, eine Zusammenarbeit zwischen den acht Prüfungskörperschaften für höhere Schulen herzustellen. Dann die "Special Committees" (darunter die berühmten "Burnham Committees", die die Gehalts- und Pensionsfragen der Lehrer bearbeiten, und andere, die wertvolle Berichte über die Aufgaben einzelner Lehrfächer veröffentlicht haben, so über "English", "Natural Science", "Modern Languages", "Classics") u. a. m.

In dieser Verwaltungsarbeit des Board haben wir aber, wie wir gesehen haben, nur die eine Seite des Ganzen. Der Partner auf der anderen Seite ist ein vielköpfiges Gebilde: die lokalen Verwaltungsbehörden (die "Councils" der "Local Authorities"). Von diesen verwalten 318 ("counties, county boroughs, boroughs, urban districts") das Elementarschulwesen und 145 (administrative counties, county boroughs) das höhere Schulwesen. Das bedeutet, daß zum Beispiel ein "County Council" zwar das höhere Schulwesen für den ganzen Umfang seines Verwaltungsbezirks in der Hand hat, nicht aber das Volksschulwesen in den selbständigen "boroughs" und "urban districts".

Auf das unabsehbare Gebiet der Organisation dieser Unzahl von autonomen Körperschaften mit ihren "Education Committees" und "Sub-Committees" können wir hier nicht mehr eingehen; sie wechselt je nach der Größe der Verwaltungsbezirke (der kleinste mit etwa 9000 Einwohnern, der größte mit etwa 4½ Millionen = Administrative County of London) und der finanziellen Hilfsquellen, die ihnen zur Verfügung stehen. Es gibt bescheidene, die die Verwaltungsarbeit von ihrem "town clerk" miterledigen lassen, und mächtige, die ihren "Chief Education Officer", "Director of Education", "Secretary of Education" haben, und einen riesigen Stab von Verwaltungsbeamten, Inspektoren (die wieder in das Arbeitsgebiet der Inspektoren des Board hinübergreifen) u. a. m. Angesichts dieses Reichtums

an noch dazu oft genug rivalisierenden Institutionen ist Selby-Bigges Feststellung: "The idea of "uniformity" cannot easily be realised" leicht verständlich ("Board o. E.", S. 200). Noch leichter vielleicht die folgende: "For the Board the business of corresponding and consulting and negotiating with so many and so different Authorities is by no means simple".

Mit welchen Schwierigkeiten bei einer solchen Verwaltungspraxis die Durchführung eines die Gesamtheit berührenden Reformgedankens zu rechnen hat, das sei an dem Beispiel der 1928 erschienenen Denkschrift des Board "The New Prospect in Education" noch kurz erläutert.

Diese Denkschrift ist, wie schon erwähnt, die erste Auswirkung des berühmten "Hadow Report" (vgl. S. 292), dessen Hauptforderung ist: "The establishment of a general system of secondary education for all normal children over the age of 11 plus" (das heißt für alle Jugendlichen über 11 Jahre), und zwar zieht sie die ersten Konsequenzen für eine Neuorganisation der allgemeinen Volksschule. Diese soll in ihrer bisherigen Form verschwinden durch die Aufteilung in eine besondere "Junior School" (für die Stufe der "primary education", "from about the age of 7 + to about the age of 11 +") und eine besondere "Senior School" (für die Stufe der "post-primary education", "from 11 + to 14 or 15"), die sich in verschiedene Zweige gabelt ("It has to devise varying courses of instruction for the main categories into which pupils will naturally fall"). Für die 5—7 jährigen sollen die "Infants' Schools" ("which represent some of the most valuable features of the English educational system") möglichst als gesonderte Abteilungen bestehen bleiben.

Die Bedeutung der hier geplanten Umwandlung erhellt daraus, daß sie in der Öffentlichkeit vielfach schon als eine beginnende „Revolution" bezeichnet worden ist ("A revolution is going on to-day in the elementary schools which will eventually alter the whole face of social and industrial life", "Observer", 10. Juni 1928). Das wird noch verständlicher, wenn man sich im Zusammenhang mit dem "Hadow Report" vergegenwärtigt, daß über die Umgestaltung der "elementary education" hinaus damit auch der Begriff der „höheren Schule", der "secondary education", unvermeidlich einen neuen Sinn erhalten muß, wenn er auch organisatorisch zurzeit noch nicht unmittelbar mit erfaßt worden ist. Denn auf der Stufe der "post-primary education", für die charakteristisch ist, daß sie nach dem 11. Lebensjahr beginnt, tritt neben die "non-selective Senior School" doch noch die "selective Central School" (die in Zukunft "Modern School" heißen soll), ferner die "secondary school" im eigentlichen Sinne (die in Zukunft "Grammar School" heißen soll) und schließlich die "Technical Schools" und ähnliche. In der Tat geht die Tendenz der Entwicklung seit dem "Hadow Report" deutlich dahin, alle "postprimary schools" als "secondary schools" aufzufassen, so daß "pri-

mary education" in Zukunft als "education of childhood" und "secondary education" als "education of adolescence" anzusehen wäre. Der Board hat sich allerdings, wie es scheint, diese Interpretation noch nicht zu eigen gemacht, denn die Denkschrift vermeidet offensichtlich in dem angezogenen Zusammenhang die Bezeichnung "secondary" und bedient sich statt dessen der Bezeichnung "intermediate", was die verschiedenartigsten Deutungen zuläßt. Zudem findet sich bislang nirgends ein Anzeichen dafür, daß daran gedacht ist, die verschiedenartigen "Grant-Regulations", die einschneidende Unterschiede aufweisen, je nachdem die obengenannten Schulen der Abteilung des Board für "Elementary", "Secondary" oder "Technical Education" unterstehen, nach einheitlichen Grundsätzen umzugestalten und damit eine Gleichberechtigung aller Typen anzuerkennen.

Die wichtigsten Gesichtspunkte zur Beurteilung der Bedeutung der Denkschrift ergeben sich erst bei der Prüfung der Frage, wie die aufgestellten Richtlinien in die Praxis umgesetzt werden. Das kann hier nur an ein paar Beispielen demonstriert werden. Zunächst ist zu beachten, daß die oben angedeuteten Organisationsgrundsätze oder ähnliche in fortschrittlichen Verwaltungsbezirken tatsächlich bereits richtunggebend sind; die praktische Erfahrung pflegt in England ja die Voraussetzung zu sein für die Zusammenfassung in einer Denkschrift, in einem Gesetzesakt. Die besondere Aufgabe der in Frage stehenden Denkschrift ist es demnach, die Masse der übrigen Verwaltungsbezirke „anzuregen", der Entwicklung zu folgen (vgl. "This pamphlet has been prepared... in the hope that it may assist towards the solution of problems of organisation in connexion with the provision of proper educational facilities for older children", Prefatory Note). Daß sie sich rechtmäßig nur an die Schulen wenden kann, die auf eine staatliche Unterstützung angewiesen sind, ist gerade in diesem Zusammenhang besonders bedeutungsvoll. Das größte Hindernis für eine schnelle und wirksame Durchführung liegt aber in dem Nebeneinanderbestehen gesonderter Lokalverwaltungsbehörden für "elementary" und "secondary education", die einer bereits geplanten Zusammenfassung in größeren Verwaltungsbezirken ("provinces") gegenüber zurzeit noch ihre Selbständigkeit mit allen Kräften verteidigen. Und nicht viel leichter wird die Lösung des Problems sein, das mit dem Vorhandensein der "non-provided schools" gegeben ist, die der neuen Steigerung der Anforderungen in ihrer jetzigen Organisationsform kaum gewachsen sein dürften.

Trotzdem wäre es falsch, angesichts dieser Schwierigkeiten, die auf dem Wege zur Realisierung zu überwinden sind, die Bedeutung der

Denkschrift für die zukünftige Gestaltung des englischen Schulwesens zu unterschätzen. Sie ist der erste Schritt auf einem neuen Wege, und zwar der entscheidende; sie zeigt, daß die Zeit, wo die "elementary school" als Schule für die „Klasse" der "labouring poor" angesehen werden konnte, der Vergangenheit angehört, und daß für die Zukunft zunächst erst einmal grundsätzlich das Recht aller auf eine ihren Fähigkeiten voll entsprechende Ausbildung anerkannt ist. Und die Durchführung wird unaufhaltsam fortschreiten, denn der Appell des Board an die vernünftige Einsicht der verantwortlichen Stellen wird, das ist zu erwarten, zu neuen Formen gemeinschaftlicher Zusammenarbeit führen, die ihre Stärke der Kraft des freien Willens und der Selbstverantwortung verdanken. Nur soll es nicht wundernehmen, wenn infolge der neuen Entwicklung das englische Schulwesen in der allernächsten Zukunft dem Beschauer ein Bild bietet, das von dem Zustand der Gleichförmigkeit weiter entfernt ist als je.

Anmerkung: Die vorliegende Darstellung beschränkt sich im wesentlichen auf England. Schon Wales weist eine Reihe von Abweichungen auf, die hier nicht in Betracht gezogen worden sind. Und in Schottland liegen die Verhältnisse so grundsätzlich anders, daß sie in dem hier gesteckten engen Rahmen ganz ausscheiden mußten. Hat doch Schottland schon 1496 den ersten Versuch gemacht, den Einfluß des Staates auf das Erziehungswesen zu sichern. Und John Knox hat bereits 1560 in seinem "First Book of Discipline" jene Grundgedanken entworfen, die, unbeeinträchtigt von den „religiösen Schwierigkeiten", die in England so hemmend gewirkt haben, bis zur Gegenwart nahezu verwirklicht worden sind in einem vorzüglich durchorganisierten Erziehungssystem, das jeden Befähigten in einem einzigen geschlossenen Zuge vom Kindergarten zur Universität führt. Auch die vier Universitäten haben, obgleich auch sie auf eine ehrwürdige Tradition zurückblicken können (St. Andrews 1411, Glasgow 1450, Aberdeen 1494, Edinburg 1582), von den englischen stark abweichende Charakterzüge entwickelt, die der kontinentalen, besonders auch der deutschen Tradition, verwandt sind.

2. Das Wesen der Bildungsarbeit

Der Überblick über die äußeren Formen des englischen Bildungswesens hinterläßt bei dem an kontinentale Systeme gewöhnten Betrachter den Eindruck eines Chaos; auch englische Beobachter kommen nicht selten zu demselben Ergebnis. Dieser Eindruck wird, soweit das möglich ist, noch verstärkt, wenn der innere Lehrbetrieb der einzelnen Anstalten einer näheren Betrachtung unterzogen wird.

Selbst der Board vermeidet es ja möglichst, wie wir gesehen haben, innerhalb seines beschränkten Machtbereichs den einzelnen Gliedern eine

festumrissene Lebensform vorzuschreiben, geschweige denn gar aufzuzwingen. Er begnügt sich damit, nur ganz allgemeine, sehr elastisch gehaltene Zielsetzungen anzugeben (vgl. Seite 300); er zeigt an Vorschlägen aus seiner Aufsichtspraxis, wie etwa Fächer- und Stundenzusammenstellungen aussehen sollten, verlangt zwar (von staatlich unterstützten Schulen) die Einreichung von Vorschlägen, betont aber selbst immer wieder, daß jeder Vorschlag seine Zustimmung findet, der in der Zielrichtung liegt. (So z. B. Circular 1294: "They [d. h. der Board] will consider on their merits any proposals placed before them which are directed to this aim.")

Zur Illustration der gegenwärtigen Praxis mag ein Abschnitt aus der Denkschrift von 1928 dienen, der sich auf die neuen "Senior Schools" bezieht: "The first work of teachers and administrators is to think out their goal, feeling their way towards an appropriate curriculum with an appropriate examination. In the meantime any examinations which are set up should be avowedly and deliberately of a temporary and tentative character, adapted to particular schools or groups of schools, but not formalised by the erection of large examining bodies, who might easily become the masters of a system which they were created to serve. The Board are alive to the importance of devising appropriate examinations for the varying types of Modern Schools which may appear in the future, and they are taking steps to discuss the whole question with the various bodies and interests concerned." (New Prospect, S. 4.)

So also wird hier das Entstehen einer ganz neuen Schulform der Öffentlichkeit vermittelt: Lehrer und Verwaltungskörperschaften sollen versuchen, aus ihrer Erfahrung Wege zu geeigneten Stundenplänen zu finden und auf diese Weise zu ihrer Zielsetzung zu kommen. Prüfungsbehörden und Vorschriften sind vorläufig nicht vorgesehen, weil sie die freie Entwicklung beherrschen würden, statt ihr zu dienen, und der Herausbildung neuer Typen in der Zukunft im Wege stehen könnten. Wohl aber sollen in der Praxis Versuche mit Prüfungen gemacht werden, die auf einzelne Schulen oder Gruppen von Schulen zugeschnitten und ausdrücklich als vorläufige Lösungen zu betrachten sind. Der Board wird dann, wie er versichert, zur geeigneten Zeit Schritte ergreifen, um die ganze Angelegenheit mit den verschiedenen in Frage kommenden Körperschaften und Interessengruppen zu besprechen.

Diese Bestimmungen lassen mit hinreichender Deutlichkeit erkennen, ein wie außerordentliches Maß von Selbständigkeit und Handlungsfreiheit die Vertreter der Schulpraxis haben, die Unterrichtsarbeit den besonderen Bedürfnissen einer einzelnen Schule, einer Gruppe von Schulen oder auch eines Bezirks anzupassen.

Freilich darf nicht übersehen werden, daß der Auswirkung dieser Handlungsfreiheit zum Teil Grenzen gesetzt sind durch das Bestehen von freiwilligen Bindungen an gruppenweise getroffene Vereinbarungen und Abmachungen (für Stiftungsschulen oft sogar sehr fühlbare durch die Gründungsstatuten). Im Bereiche des höheren Schulwesens im engeren Sinne (d. h. der eigentlichen secondary schools) wirken noch dazu in der gleichen Richtung die von einzelnen Universitäten oder Universitätsverbänden abgehaltenen Prüfungen, die zum mindesten für die Abschlußklassen leicht zu einer neuerdings immer heftiger angegriffenen Verengung des Aufgabenkreises führen, für Schulen von mäßigem Niveau häufig sogar zu einer sehr einseitigen Einstellung auf die Bedingungen der jeweils gewählten Prüfungskombinationen.

Trotzdem bleibt der Gesamteindruck der einer tausendfältigen Vielgestaltigkeit, in der sich Arbeitsgebiete einzelner Systeme, Stufen, geschweige denn einzelner Schularten nicht eindeutig gegeneinander abgrenzen lassen. Denn die ausschlaggebende Entscheidung über die Gestaltung der Unterrichtsarbeit im einzelnen (Unterrichtsfächer, Methoden, Versetzungsbestimmungen usw.) wird doch tatsächlich in kleinen und kleinsten Einheiten selbständig gefällt. In den unabhängigen Schulen liegt traditionsgemäß die ganze Macht beim Anstaltsleiter (einschließlich der Anstellung und Entlassung der Lehrer), der damit die Möglichkeit hat, der einzelnen Anstalt jeweilig fast ohne Einschränkung die entscheidenden Züge seiner geistigen Persönlichkeit aufzuprägen, worin zugleich die Stärke und gegebenenfalls auch die Schwäche des Systems liegt. In den von der Lokalverwaltung abhängigen Schulen stößt diese Tradition zunehmend auf Schwierigkeiten, weil starke Persönlichkeiten der Schulausschüsse naturgemäß danach streben, ihren Einfluß in der Unterrichtsarbeit ihres Verwaltungsbezirks maßgebend durchzusetzen. Ein übriges zur Erschwerung eines zuverlässigen Überblicks tut die zurzeit vor sich gehende Reform hinzu, die doch eben charakteristischerweise nicht etwa erst mit einem amtlichen Erlaß ihren Anfang genommen hat, sondern nachweisbar bereits seit ein oder zwei Jahrzehnten in einer Reihe von Bezirken und Schulen im Gange ist.

Demgegenüber erscheint es aussichtslos, hier einen wenn auch nur verallgemeinernden Einblick geben zu wollen in eine so außerordentliche Fülle von Arbeitsformen, gegen die doch beispielsweise die oft beklagten Verschiedenheiten, die sich neuerdings im deutschen höheren Schulwesen herausgebildet haben, als belanglos erscheinen. Ein solcher Versuch könnte bei der notgedrungenen Kürze nur wenig zur Aufklärung und zum Verständnis beitragen.

Ein aussichtsreicherer Weg zum Verständnis erschließt sich, wenn wir versuchen, durch das verwirrende Bild der äußeren Erscheinungen zu den in der Tiefe wirkenden Kräften vorzudringen, die sie gestalten. Dabei ergibt sich zunächst, daß die beiden Entwicklungsperioden, von denen die eine im Ursprung auf das Mittelalter, die andere auf das 19. Jahrhundert zurückgeht, noch heute in zwei nebeneinander bestehenden Atmosphären fühlbar sind, die sich zum Teil so weit gegeneinander abgrenzen lassen, daß man von zwei nebeneinander bestehenden, in sich geschlossenen und vollständigen „Systemen" sprechen kann. Zu dem einen gehören in der Stufenordnung von unten nach oben die "Preparatory Schools", die sogenannten "Public Schools" und die alten Universitäten Oxford und Cambridge; zu dem anderen in der gleichen Stufenordnung die aus staatlichen Mitteln unterstützten "Public Elementary Schools" und "Secondary Schools" und weiter die neueren Universitäten. Eine verbindliche, zusammenfassende Bezeichnung für die beiden Systeme gibt es nicht; oft aber wird das erste "private system" genannt (wozu bemerkenswerterweise die sogenannten "Public Schools" gehören!), das zweite "public system".

Mit dem Verstehen der Eigenart dieser beiden Einflußsphären und des lebendigen Prozesses der Wechselwirkung zwischen ihnen eröffnet sich ein aufschlußreicher Einblick in das Wesen der englischen Bildungsarbeit. Dieser Einblick kann freilich im Sinne des vorliegenden Buches hier keineswegs in der Weite und Tiefe gestaltet werden, die im Interesse der Sache erwünscht wäre; er muß sich in einer ganz knappen Skizze beschränken auf die Andeutung der Grundgedanken und die Heranziehung einiger Beispiele zur Illustration[1].

Versuchen wir zunächst die Gruppe der älteren Tradition in ihren ursprünglichen Faktoren näher zu bestimmen. Das charakteristischste Kennzeichen der hier zu begreifenden Bildungseinrichtungen ist, daß sie in den äußeren und inneren Formen ihrer Architektonik unmittelbar zurückgehen auf den Geist mittelalterlichen Lebens in Klosterwesen und Rittertum, ganz gleich ob sie nun tatsächlich älteren, jüngeren oder jüngsten Datums sind. Sie stellen in ihrer idealen Form völlig in sich geschlossene Lebenskreise dar ("residential college", "boarding school"), ihrem Ursprung entsprechend allein für das männliche Geschlecht, sind räumlich ausdrücklich abgetrennt vom Strom des Alltagslebens der Masse und sind bestimmt für eine beschränkte Anzahl

[1] Der Verfasser gedenkt eine ausführlichere Darstellung in einem größeren Rahmen zu geben.



Privilegierter, die an ihrem kostspieligen Ausbildungsgang teilnehmen können, entweder, weil sie als Mitglieder der Aristokratie des Besitzes ("aristocracy of circumstance") aus eigenen Mitteln dazu in der Lage sind, oder weil sie als ausgewählte Mitglieder der Aristokratie des Geistes ("aristocracy of brains") durch reiche Stipendien dazu befähigt worden sind.

Die Eigenart dieses Ausbildungsganges kommt am reinsten zum Ausdruck in der College-Erziehung von Oxford und Cambridge. Ihr Kern ist die Beziehung des jungen Studenten zu dem gereiften und erfahrenen "tutor", dem "don", der in der klösterlichen Stille seines College ganz der Aufgabe lebt, den ihm anvertrauten jungen Freund auf Schritt und Tritt zu betreuen. Hier kann der neueintretende "undergraduate" nicht in einem Massenlehrbetrieb untertauchen, hier wird seine Entwicklung liebe- und verständnisvoll als ein individueller Fall gepflegt. In der Atmosphäre engster persönlicher Beziehung wächst er heran, findet in zwanglosem, vertraulichem Gedankenaustausch verständnisvolles Eingehen auf seine Schwierigkeiten und fortschreitende Förderung nach seinen persönlichen Fähigkeiten auf dem Wege zu sich selbst, bei dem allmählichen und ungestörten Ausbau seiner eigenen geistigen Welt.

Dieser Bildungsvorgang, der auf die wirkungsvolle Entfaltung der Individualität zielt, ist charakteristischerweise von Anfang an aufs engste verflochten mit dem streng gebundenen Gemeinschaftsleben der Mitglieder des College in "hall, chapel and chamber". Gemeinsame Tracht, gemeinsame Mahlzeiten, Sitten, Gebräuche, Eindrücke im Rhythmus des Tages von Andacht, Arbeit und Erholung knüpfen neue Bande der Kameradschaft und Freundschaft, schaffen eine sichere Tradition, die für das weitere Leben ein unverlierbares Besitztum bleibt. Die einzelnen College-Gruppen sind klein, zum mindesten in der Mitgliederzahl beschränkt und entwickeln dementsprechend dem Eingeweihten deutlich erkennbare individuelle Züge. In ihrem Bereich lernt der "undergraduate" sowohl Anpassung und Einordnung, wie auch Sicherheit und Selbstvertrauen im Umgang mit Menschen.

Das Wesen der so vermittelten Erziehung macht es verständlich, daß daneben im großen ganzen der in den öffentlichen Universitätsvorlesungen gebotenen Belehrung nur untergeordnete Bedeutung zukommt. Das ideale Ziel ist hier nicht die Erwerbung von Fachkenntnissen als Berufswissen, auch nicht die Schulung des Intellekts in angespannter Kleinarbeit bei der Lösung von wissenschaftlichen Spezialproblemen, sondern Bildung des Charakters, der Persönlichkeit, des Menschen in seiner Ganzheit mit der charakteristischen Betonung seiner Einordnung

in die Gesellschaft. Der Gehalt dieser Bildung, meist als "general education", "general culture" bezeichnet, läßt sich weniger in Hörsälen, Schulstuben und Bibliotheken erarbeiten als in der lebendigen Schule des Umgangs mit Menschen erleben. Sie erfordert einen Menschen von in sich geschlossener, allseitig gleichmäßiger Bildung, der den Makel eines unbekümmerten Dilettantismus lieber in den Kauf nimmt als den einer engen Fachgelehrsamkeit; einen Menschen, der sich vor allem auszeichnet durch eine anständige Gesinnung, einen untadeligen Charakter, Selbstsicherheit, Selbstbeherrschung, kurz durch die innere und äußere Haltung und Lebenskunst eines "gentleman".

Die Vermittlung einer "general education" dieser Art als wertvollste Vorbereitung auf das praktische Leben, das gilt als Hauptaufgabe von Oxford und Cambridge. Und ihre Anhänger sehen in der ausdrücklichen Betonung dieser Aufgabe ein „unschätzbares Gegengewicht" gegen Zeitströmungen, die statt dessen eine spezialisierte Berufsbildung ("technical training") befürworten, was nach Meinung eines berufenen Vertreters, des derzeitigen "Principal" von King's College (W. R. Halliday), bei der unzulänglichen Grundlage der Charakterbildung ("the defective cultural foundation"), die damit in den Kauf zu nehmen wäre, zu sehr verhängnisvollen Ergebnissen führen müßte, nämlich nicht zu der großzügigen, weitherzigen, vornehmen Geisteshaltung des wirklichen "scholar", sondern zu der „eingebildeten, dünkelhaften und anmaßenden Nichtigkeit des unwissenden Pedanten" ("not the scholarly habit of mind, but the conceited and arrogant futility of the ignorant pedant", Schools of E., S. 246).

Der Sinn der "general education" wäre nur halb erfüllt, wenn neben die Geistesbildung nicht die Körperbildung als gleichberechtigter Faktor träte. Daß diese sich nicht des Turnens, sondern ausschließlich des Sports bedient, ist eine bedeutsame Tatsache, die erst aus einem Vertrautsein mit der eigentümlichen Färbung des englischen Begriffes „Sport" verständlich wird. Handelt es sich doch hier um eine Bewegung, die traditionsmäßig zweifellos schon so manches kostbare Erbteil aus dem Geist mittelalterlichen Rittertums mit sich trägt, trotz ihrer — übrigens dem Verfall des Schulwesens parallel gehenden — Unterbrechung im 17. und 18. Jahrhundert, und die in neuerer und neuester Zeit dazu so wesentliche Züge englischer Bildungsarbeit in sich aufgenommen hat, daß sie zu einem der wirkungsvollsten Erziehungsmittel werden konnte. Besonders die reich entwickelten Formen des Mannschaftsspiels geben Gelegenheit zur Ausbildung und Befestigung einer Reihe von bevorzugten Qualitäten. Der einzelne findet hier

die erwünschte Möglichkeit, sich dem Rhythmus eines Ganzen einzufügen, ohne farblos darin untertauchen und sich als willenloses Werkzeug dem Zwang mechanischen Drills unterwerfen zu müssen. Denn der Sinn dieser Bindung erfordert ja gerade den geistesgegenwärtigen Einsatz der stärksten persönlichen Leistung aus freier Entscheidung, den elastischen Wechsel von Führen und Dienen, die Entfaltung selbstverantwortlichen Führertums und freiwilliger Mannschaftsdisziplin; und sie verlangt endlich, daß die leidenschaftliche Freude am Wettkampf mit dem Gegner gezügelt wird durch die Pflege einer ritterlichen Gesinnung. Die unerläßliche Voraussetzung dafür ist freilich jene unbefangen primitive Spielfreude, die ein Spiel in allererster Linie um des Spieles willen treiben läßt, und den Sport um des Sportes willen, nicht aber zur Befriedigung der Rekordsucht, ja nicht einmal in erster Linie zur körperlichen Ertüchtigung. Und erst auf dem Untergrund dieser unbekümmerten, zweckfreien Freude am Spiel kann, unbeeinflußt von den mit Erfolg oder Mißerfolg wechselnden Stimmungen, jene Haltung des "fair play" gedeihen, die sportliche Gesinnung der "sportsmanship". Allein wegen der Pflege dieser Gesinnung und ihrer Auswirkung auf die Gesamtlebensgestaltung und -anschauung muß der Sport in diesem Sinne zu einer unersetzlichen Schule des Gemeinschaftslebens, zu einer einzigartigen Vorschule des staatsbürgerlichen Lebens werden.

Alle die hier zur Illustrierung aus dem Wirkungsbereich von Oxford und Cambridge angezogenen Charakterzüge sind — und das ist von ausschlaggebender Bedeutung — in den darunterliegenden Stufen der "Public Schools" und "Preparatory Schools" ausdrücklich angelegt und vorbereitet. Erst diese in lückenloser Geschlossenheit von Stufe zu Stufe verdichtete Atmosphäre voller traditioneller Beziehungen von Gruppe zu Gruppe erklärt ja die unauslöschliche Tiefenwirkung, die dem einzelnen den dem Eingeweihten vertrauten geistigen Stempel seines weiteren oder engeren Kreises aufprägt. So ließen sich die angedeuteten Charakterzüge auch an Erscheinungen auf den tieferliegenden Stufen nachweisen, etwa an dem Gemeinschaftsleben in den "houses" der "boarding schools", an dem Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, an dem "prefect system" u. a. Das Ziel ist auch auf dieser Stufe "character-formation", "general education". Das erklärt, warum Einzelfragen der Lehrplangestaltung und der fachunterrichtlichen Methode von untergeordneter Bedeutung sind, warum für sich bestehende, spezialisierte Schultypen im deutschen Sinne nicht ausgebildet sind, wenn auch traditionsmäßig hier die alten Sprachen eine feste Stellung behaupten.

Worauf es auch hier vor allem ankommt, das wird hinreichend deutlich in der Forderung des headmasters von Harrow, daß die Auswahl geeigneter Schüler nicht von der hervorragenden intellektuellen Leistung in einem Examen abhängig gemacht werden dürfe ("that the qualification for election should not be intellectual pre-eminence in an examination", Schools of E., S. 136). Als willkommene Schüler bezeichnet er "boys of strong character and physique".

Neben diese erste Gruppe der älteren Tradition tritt — seit Beginn des 19. Jahrhunderts sichtbar werdend — die zweite, die in ihrer ursprünglichen Zielrichtung durch eine Reihe ausgesprochen gegensätzlicher Faktoren bestimmt wird. Sie ist in ihrer Entwicklung untrennbar verknüpft mit dem fortschreitenden Ausbau von Naturwissenschaft und Technik und der in ihrem Gefolge vor sich gehenden "Industrial Revolution"; sie enthält in ihren Ansatzpunkten so offensichtliche Auswirkungen kontinentaler Einflüsse, daß sie in vieler Beziehung unserem Verständnis näher steht als die erste Gruppe. Das charakteristische Kennzeichen der hierher gehörenden Bildungseinrichtungen ist, daß sie ausdrücklich den Zusammenhang wahren mit der Einflußsphäre der Lebensäußerungen ihrer unmittelbaren Umgebung und deshalb auf dem "day-school"-Prinzip aufgebaut sind (Universitäten mit einem Vorlesungswesen ohne College-Erziehung, höhere Schulen ohne Internate usw.), und daß sie den Bedürfnissen der aufstrebenden Masse ohne Einschränkung zur Verfügung stehen, zum mindesten zu erschwinglichen Kosten, im idealen Falle aber kostenlos. Ihrem Ursprung entsprechend ist diese Gruppe der Quell unablässig fortschreitender Bewegung, die zunächst erst einmal im eigenen Bereich zum Ausbau von Arbeitsgebieten führt, die in der älteren Gruppe keine Pflege finden, dann aber darüber hinaus zum Angriff auf diese selbst vorgeht und sie zu allmählichen Zugeständnissen nötigt.

So ist diese Gruppe von Anfang an der Herd der Reformen, der Bestrebungen, Arbeitsgebiete und Methoden zu modernisieren und zwingenden praktischen Bedürfnissen anzupassen. Von hier aus ist die Vormachtstellung der klassischen Sprachen allmählich erschüttert worden, zurzeit so stark, daß nach dem Bericht über die höheren Schulprüfungen von 1926 ("Secondary Schools Examinations Council") sich nur noch 22,7 % der Geprüften für Latein und 10,8 % für Griechisch gemeldet haben. Statt dessen haben Naturwissenschaften, neuere Sprachen, Handfertigkeit und andere bislang vernachlässigte Gebiete, wenn auch langsam, an Einfluß gewonnen. In engem Zusammenhang damit steht hier die nachweisbare Tendenz, den eigentlichen Unterricht stärker zu

betonen, die Schulung des Intellekts in angespannter Arbeit, die Erzielung nachweisbarer Leistungen in bestimmten Fächern, die Erwerbung spezialisierter Fachkenntnisse, die Forderung spezialisierter Berufsausbildung. Die Geschichte des "payment by results", die ursprünglichen Tendenzen der englischen Volksschullehrerausbildung, die Entwicklung der "Central Schools" zu höheren Schulen sind einige der früher erwähnten Beispiele dafür. Das Prinzip der Leistung ("efficiency") erklärt weiter auch das hier auftretende Streben nach systematischer Zusammenfassung, nach Zentralisierung, nach der Einführung einer Instanz zur Kontrolle und Inspektion. Der Gedanke des Board hat naturgemäß hier seinen Ursprung gehabt. Schließlich sei als ein weiterer charakteristischer Zug dieser Gruppe noch angeführt die Tendenz zu unablässig fortschreitender Demokratisierung. Aufbau und Entwicklung der "Elementary Education" von ihrer einstigen Bestimmung für die "labouring poor", für die „arbeitende Klasse", bis zu dem neuen Begriff der "post-primary education" von 1928 ist ein eindeutiges Beispiel. Dahinter steht als letztes Ziel die Beseitigung der privilegierten Klassenschule und die Herausbildung eines einzigen freien Bildungsganges von der "Nursery School" zur "University". Als weitere Beispiele mögen gelten die mit dem Durchdringen des "Dissent" fortschreitende Neutralisierung der Konfessionsschule, die wachsende Erweiterung der Machtbefugnisse der lokalen Schulverwaltung, der Aufstieg und die allmähliche Sicherstellung der Volksschullehrer ("University Training College", "Burnham Scale", "Pensions" u. a.), die Aufnahme der Frau als gleichberechtigtes Mitglied in die Bildungsanstalten (Öffnung des Universitätsstudiums, Zulassung der "co-education" in "secondary schools").

Die Rückwirkung dieser Entwicklungsgrundsätze läßt sich nun, wie schon angedeutet, im Bereich der ersten Gruppe Zug um Zug verfolgen. Dafür ein paar Beispiele. Die Modernisierung spiegelt sich wieder in dem Einbau der "modern studies" oder "modern sides" in die "Public Schools", mit denen sie, wenn auch sehr langsam und sehr widerstrebend, versuchen, sich neuzeitlichen Bedürfnissen anzupassen. Das Prinzip der spezialisierten Leistung hat beispielsweise zum Ausbau der Universitätsvorlesungen neben dem College geführt, zur Einführung des "honours degree" als einer stärker spezialisierten Leistungsprüfung, zur Schaffung des "research student" für eine ausgewählte Zahl von Studenten, die für eine produktive wissenschaftliche Arbeit wirklich geeignet sind u. a. m. Der Gedanke der zentralisierten Kontrolle kommt zum Ausdruck in der Tatsache, daß sich zahlreiche "Public Schools"

freiwillig der Inspektion des Board unterwerfen, um als "efficient" anerkannt zu werden. Die fortschreitende Demokratisierung endlich tritt zutage in der Abschaffung der konfessionellen "tests", in der Zulassung externer Studenten, in der Anerkennung selbständiger "residential colleges" für Studentinnen und entsprechender Bildungsanstalten im "Public-School"-Stil für Mädchen, eine Tatsache, die zwar in die ursprüngliche Tradition ein fremdes Element einfügt, die aber tatsächlich den charakteristischen Grundsatz der Geschlechtertrennung unberührt läßt. Der tiefere Sinn all dieser Rückwirkungen ist letzten Endes die Abstellung der Mängel, die neben den Vorzügen überall fühlbar sind, wenn sie auch hier nicht weiter in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden können. Nur einer sei als besonders bedeutungsvoll herausgegriffen, das ist die in mehrfacher Richtung hervortretende Tendenz zur Exklusivität. Aus nüchterner Anerkennung der gegebenen Realitäten bildet sich demgegenüber unter dem Druck der Entwicklung ein neues Gefühl der Verantwortung für die Gesamtheit und die Einsicht, daß der Ausgleich der sozialen Gegensätze das dringendste Gebot der Stunde ist. Das zeigt sich im Bereich dieser Gruppe in dem wachsenden Bestreben, die eigenen Tore weiter zu öffnen durch Schaffung neuer Übergangs- und Aufstiegsmöglichkeiten (neben den bisher schon aus eigenen Mitteln unterhaltenen Stipendien) und gleichzeitig hinauszugehen und für die eigene Bildungstradition mit den besten Kräften zu werben ("Extra-Mural Studies", "University Extension").

Damit kündigt sich bereits die Gegenbewegung an, zugleich als die letzte Phase dieser dramatischen Auseinandersetzung, die als Abbild des englischen Bildungswesens aufgefaßt werden muß. Denn das ist ja das bezeichnendste Charakteristikum dieses Bildungswesens, daß es nicht unter dem Bild eines wenn auch nur zeitweilig festgelegten Schemas erfaßt werden darf, wenn nicht abwegige Vorstellungen erweckt werden sollen, sondern daß es nur als ein Vorgang, als ein lebendiger Prozeß zu begreifen ist. Und dieser Vorgang erhält seine entscheidende Prägung dadurch, daß die in jahrhundertelangem Erleben in Formen und Werten realisierte Grundstimmung sich langsam, aber sehr entschieden auch in allen später entstandenen Ausdrucksformen durchsetzt. Welche Entwicklungsansätze sich seit dem 19. Jahrhundert auch gezeigt haben mögen, die kontinentalem Denken nahestehen oder ihm gar entsprungen sind, sie alle haben allmählich Grundelemente jener älteren Tradition in sich aufgenommen und damit die charakteristische Umbiegung erfahren, die sie als eigentümlich englisch kennzeichnen. So ließen sich die Leitgedanken der Bildungsarbeit der oben besprochenen älteren



Gruppe in ihrer Auswirkung nachweisen, zunächst und vor allem im Bildungswesen im engeren Sinne, soweit es der zweiten und jüngeren Gruppe zuzurechnen wäre, darüber hinaus aber auch in den so reich entwickelten Formen des Bildungslebens im weiteren Sinne (Erwachsenenbildung usw.) und weit hinein in die Lebensformen und Lebensanschauungen des Volksganzen in allen seinen Schichten.

Ein weites Feld eröffnet sich damit dem Blick mit einer Fülle von neuartigen Beobachtungsmöglichkeiten, durch die sich nun erst entscheidende Einblicke in das innere Wesen englischer Bildungsarbeit erschließen. Nur einige wenige davon seien in diesem Rahmen noch angeführt. Zunächst aus der jüngeren Gruppe der "Public Elementary Schools", der "Secondary Schools" und der "Modern Universities". Trotz der ursprünglichen Tendenz auf eine Betonung der fachunterrichtlichen Seite hat die Entwicklung hier doch keineswegs dazu geführt, daß sich der Begriff "education" nun in „Unterricht" und „Erziehung" zerlegen ließe, ja, daß man etwa nunmehr von „Unterrichtsanstalten" sprechen könnte. Nein, wie es nur einen "Board of *Education*" gibt, so ist das Ziel aller hierher gehörenden Anstalten: "Education", d. h. eben jene "general education" (oder "liberal education", "general culture", "liberal culture"), die uns aus der Public-School-Gruppe bekannt ist. Selbst in dem Lager der neueren Universitäten, in denen die Spezialisierung doch schon weiter vorgeschritten ist, erheben sich Stimmen, die in der fortschreitenden Bevorzugung des "honours degree" und der entsprechenden Vernachlässigung des allgemeinen "pass degree" eine schwere Bedrohung der grundlegenden Charakterbildung sehen. Auch in den "secondary schools" ist wichtiger als der eigentliche Unterricht das, was Professor Percy Nunn von der Universität London umschreibt als "ideals of manners, 'breeding', and sportsmanship (with the strong moral flavor which the idea has for an Englishman), together with training through the opportunities of service and leadership offered in a free society" (Ed. Yearbook 1926, p. 462). Und ein Blick in das "Handbook of Suggestions" des Board endlich zeigt, daß eine einzige große Linie führt von Wykehams berühmtem Motto "Manners makyth man" bis zu der Zielsetzung der modernen Volksschule: "The purpose of the Public Elementary School is to form and strengthen the character and to develop the intelligence of the children entrusted to it", 1928, p. 8). Dementsprechend sind auch in dieser Gruppe keine speziellen Typen der höheren Schule entwickelt, auch keine aus dem Gesamtverband gelösten Fachhochschulen von Universitätsrang; nicht einmal eine spezielle Hochschule für Leibes-

übungen ist vorhanden, obgleich oder weil "sportsmanship" als ein nationales Bildungsziel gelten kann.

Auch in dieser Gruppe ist darum die Hauptaufgabe die Schaffung einer gesunden Atmosphäre gemeinschaftlichen Lebens, in der allein sich die gesteckten Ziele verwirklichen lassen. Die Grundsätze der College-Erziehung kehren hier wieder, zugleich wirkungsvoll verbunden mit den offensichtlichen Vorzügen des "day-school"-Prinzips. So haben beispielsweise auch die neueren Universitäten ihre "hostels" und "halls" als Stätten gemeinsamen Lebens. Die Bildungsarbeit der Schulen findet ihre erziehlichen Schwerpunkte in den Zusammenkünften in der "assembly hall" und in zahllosen anderen Möglichkeiten gemeinschaftlicher Arbeit und geselligen Zusammenseins im ganzen oder in Gruppen. Daß die sportlichen Mannschaftsspiele dabei eine starke Rolle spielen, bedarf keiner Betonung. Charakteristischerweise wird die Aufteilung der "Elementary School" nach der Denkschrift von 1928 unter anderem ausdrücklich damit begründet, daß die straffere Zusammenfassung nach Altersgruppen weit wirkungsvollere Möglichkeiten zur Entwicklung eines starken Gemeinschaftslebens eröffnet ("there are far greater opportunities for the older children to develop a strong corporate life", New Prospect, p. 14). In dieser betonten Anpassung an individuelle Bedürfnisse deutet sich auch bereits die Auswirkung des Grundgedankens der "Tutor"-Erziehung an, der die Bildungsarbeit in der Tat auf allen Stufen richtunggebend beeinflußt. Überall steht im Vordergrund der persönliche Kontakt von Mensch zu Mensch und im Zusammenhang damit das Bestreben, den einzelnen in elastisch gehaltenen Gruppen und Untergruppen, unbehindert durch ein starres Schema, möglichst nach seinen individuellen Fähigkeiten zu fördern. Beispiele dafür sind unter anderem die zwanglose, unmechanische Handhabung der „Versetzung", die dem Tüchtigen einen raschen Aufstieg ermöglicht; das elastische Ausleseverfahren durch ein reich ausgestattetes Stipendienwesen; die Vorliebe für eine neuerdings ausgebaute Arbeitsform, die dem einzelnen gestattet, das Tempo seiner Entwicklung zu einem guten Teil seinem eigenen Rhythmus anzupassen ("Dalton Plan"). Eine noch weiter reichende Auswirkung zeigt sich in der Tendenz, auf allen Stufen in der Praxis bewährten Schülern ein erhebliches Maß verantwortlicher Entscheidung zu übertragen zur frühzeitigen Gewöhnung an Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Selbstdisziplin und unablässiger Schulung darin. Welche bedeutsamen Folgerungen sich aus diesen Grundsätzen für die Qualifikation der Lehrer ergeben, das ist leicht ersichtlich; auf fachwissenschaftliche Leistung kann hier nicht der

Hauptakzent der Ausbildung fallen. Auch der Geist der Schulaufsicht und der Schulverwaltung wird von hier aus verständlich.

Dieselben Kräfte sind es, die auch dem Bildungsleben im weiteren Sinne sein charakteristisches Gepräge geben. Hierher gehören die machtvollen Verbände der sogenannten freien Erwachsenenbildung ("Adult Education"). Anfänglich als ein Ersatz für die nur lückenhaft gebotene Schulerziehung gedacht, haben sie sich allmählich zu jenem ganz aus eigener Kraft gewachsenen, vielgestaltig gegliederten Organismus entwickelt, der, aufgebaut auf den Grundsätzen der Selbstbestimmung und der freiwilligen Zusammenarbeit, heute ein so unvergleichliches Instrument der unablässigen Erziehung zur Reife für das Leben in der "educated democracy" ist. In den Formen spiegelt sich die ältere Tradition deutlich wieder, was schon in dem Gebrauch der Bezeichnungen "Tutorial Class" und "College" zum Ausdruck kommt. Mit welcher Triebkraft sich diese charakteristische Neigung zum engen Zusammenschluß gerade neuerdings wieder entfaltet, das zeigt die Tatsache, daß das "residential college" auch in der Arbeiterbildungsbewegung bereits eine Rolle zu spielen beginnt, daß selbst die eben entstehende Rundfunkbildungsarbeit durch Gruppenempfang der Hörer ihre charakteristische Note erhält. Auch der Inhalt der Bildungsarbeit wird in deutlichem Kontakt mit der Tradition immer wieder und ausdrücklich als "purely cultural" (Handbook of Ad. Ed. 1928, p. 18) bezeichnet, also auf eine allgemeine Menschenbildung zielend ("a broad and humane culture") mit der Aufgabe, den zerstörenden Auswirkungen der modernen Spezialisierung entgegenzuarbeiten ("to counteract the narrowing effects of modern specialisation"). Daß sich hier, unterstützt durch die "University Extension", das Ideal einer "university education" im ursprünglichen Sinne bis in die letzten Ausläufer der Volkshochschulbewegung hinein durchgesetzt hat, ist offensichtlich.

Tatsächlich reicht der Einfluß, wie schon angedeutet, noch viel weiter, und er ließe sich nachweisen an zahllosen Beispielen aus dem öffentlichen oder privaten Leben des Volksganzen. Von den "Boy Scouts" bis zu den "Clubs", um nur zwei Beispiele herauszugreifen, treten die traditionellen Züge englischer Gemeinschaftskultur deutlich, wenn auch in abgewandelter Form, zutage. Und selbst der "man in the street" erfaßt mit den Worten "Be a sport!" oder "That's not cricket!" doch im Kern dasselbe, was seit William of Wykehams "Manners makyth man" als "general culture" der Inbegriff einer Universitätsbildung in Oxford und Cambridge ist.

Fassen wir das Ergebnis dieser hier nur in den Umrissen skizzierten

Untersuchung kurz zusammen: Wo immer wir auch hinter den äußeren Erscheinungen in die Tiefe dringen, überall stoßen wir auf eine einheitliche Atmosphäre von überraschender Geschlossenheit. In ihr liegt der Schlüssel zum Verständnis des Ganzen. Was von außen gesehen als ein planlos auseinanderstrebendes Gewirr von Formen erscheint, das sich niemals mit den Formeln des Verstandes als ein System erfassen läßt, das ist, von innen gesehen, ein lebendiger Organismus, in dem ein Grundprinzip sich mit der unbeirrbaren Sicherheit eines Instinkts durchsetzt; ein Organismus, dessen von innen her einheitlich gerichteten Formkräfte sich nach außen in unerschöpflichen Variationen den wechselnden praktischen Bedürfnissen ihrer jeweiligen Umgebung anpassen. Das englische Bildungswesen wird zusammengehalten von einer inneren Einheit des Geistes, nicht von einer äußeren Einheit der Form.

Und diese innere geistige Form ist entscheidend bestimmt worden von dem Bildungsideal der alten Universitäten und jener alten Schulen, die in engstem Zusammenhang mit ihnen gegründet wurden. Das konnte geschehen, weil dieses Bildungsideal so weiträumig angelegt war, daß es den Menschen in seiner natürlichen Ganzheit erfaßte und deshalb in verallgemeinerter Form volkstümlich werden konnte. Denn nur aus der Allgemeinverständlichkeit der "general culture" ist es zu verstehen, daß die "University Extension" in allen Schichten des Volkes ihre Werbekraft erfolgreich entfaltet, und daß die Universitäten eine so bedeutsame Stellung im gesamten Bildungswesen errungen haben und unablässig befestigen können.

Dahinter tauchen noch eine Reihe von anderen Gründen aus größeren Zusammenhängen auf, die wie immer so auch hier — vielleicht im besonderen Maße — wirksam gewesen sind. Wir meinen die Voraussetzungen, die für die Gestaltung der allgemeinen Lebensbedingungen gegeben sind mit der geographischen Lage des Landes, dem Klima, der Rasse, dem historischen Schicksal, der wirtschaftlichen Entwicklung u. a. Diese Faktoren, die den englischen Volkscharakter geprägt haben, stellen den allgemeinsten Rahmen des Verständnisses dar. Sie haben in ihrer Gesamtheit daran mitgewirkt, daß das obige Bildungsideal geworden und geblieben ist; sie haben nicht minder dazu beigetragen, daß es in immer stärkerem Maße das gesamte Bildungsleben durchdrungen hat, wie sie auch den Gang seiner Entwicklung und die Formen seiner Organisation entscheidend beeinflußt haben. Diese innere Verbundenheit von Volkscharakter und Bildungswesen meint Dover Wilson, wenn er sagt: „Unser System ist nicht wie andere gleich einem Hause, das mit den Händen gebaut ist. Es ist gewachsen wie ein lebendes Wesen, wie

ein Baum, dessen Saft das englische Blut ist. Kein anderes Erziehungssystem der Welt ist so ursprünglich, so dem Volkscharakter entsprechend, so biegsam, so vollkommen der Gesamtsumme der Aufgaben und Ideale seines Heimatlandes angepaßt wie unser eigenes" (Schools of E., p. 21).

Wird diese geistige Einheit bestehen können in der Auseinandersetzung mit den schweren Problemen, die schon in der nächsten Zukunft gebieterisch eine Lösung fordern? Das ist die Frage, die sich zum Schluß noch aufdrängt, und die auch in England als brennend empfunden wird. Beantworten können wir sie hier nicht mehr. Nur an zwei dieser Probleme, die die Einheit am unmittelbarsten bedrohen, seien die Aussichten für die Lösung wenigstens noch angedeutet.

Das eine ist gegeben in der offensichtlichen Rückständigkeit der intellektuellen Durchschnittsleistung, die das englische Bildungswesen als Preis für seine Vorzüge zahlen muß. Hier wird unter dem Druck des scharfen geistigen Wettkampfes der Völker, die im Laufe der Entwicklung an eine angespanntere Arbeit gewöhnt worden sind, eine Umstellung immer notwendiger werden müssen. Bei der Beurteilung der dadurch entstehenden Lage darf man sich nicht darüber täuschen, daß England über außerordentlich starke Reserven zäher Willensenergie verfügt, die es auch nach dieser Richtung einsetzen wird, wenn die Not es erfordert. Für die weitere Entwicklung in dieser Richtung ist bedeutungsvoll, daß das Fundament echter Erziehung, nämlich Charakterbildung, im englischen Bildungswesen so fest gegründet ist, daß der Ausbau nach der Seite der intellektuellen Leistung möglich erscheint unter Vermeidung der zersetzenden Wirkungen, die ein einseitiger Intellektualismus im Gefolge haben kann.

Das andere, nicht minder wichtige Problem liegt in den sozialen Gegensätzen, mit denen das englische Bildungswesen aus seiner historischen Vergangenheit her belastet ist. Gewiß ist die Bewegung, die auf ihren Ausgleich hinzielt, seit einem Jahrhundert mit der zunehmenden Demokratisierung unablässig im Wachsen; aber das gegenwärtige Tempo der Entwicklung der Lebensbedingungen verlangt in Bälde neue, entscheidendere Schritte. Die damit entstehende Lage ist schwierig — in England nicht weniger als in irgendeinem anderen Land mit ähnlichen Lebensbedingungen — und der Gang der zukünftigen Gestaltung ist nicht vorauszusagen. Zu ihrer Beurteilung ist wichtig, zu übersehen, was England für diesen besonderen Fall einzusetzen hat. Das ist erstens die in allen Schichten ständig wachsende Einsicht, daß das Wohl und Wehe des Volksganzen nunmehr untrennbar abhängig ist von

der Erfüllung der Aufgabe, es bis in seine letzten Zellen hinein zu erziehen und zu bilden zur Reife für die verantwortliche Mitbestimmung im Staatsleben. Das ist zweitens ein Begriff der Bildung, der in seinem Kern allen Gliedern des Volkes ohne weiteres verständlich und erreichbar erscheinen kann. Und das ist endlich die Tatsache, daß England in ausreichender Zahl Menschen zur Verfügung stehen, die für die Lösung dieser Aufgabe besonders wertvolle Eigenschaften besitzen, darunter nicht zuletzt die, auch inmitten der ernsten Probleme des Lebens nicht jene Grundhaltung zu verlieren, die so viele Gegensätze zu mildern vermag: den gesunden Sinn für Humor und die naive Freude am „Spiel".

Literatur

Nur einige Hinweise auf weiterführende Werke, besonders zum Verständnis der Gegenwartslage, seien hier gegeben.

In deutscher Sprache:

Wilhelm Dibelius, England (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 3. Aufl., 1924), bes. Bd. II, 4. Buch: Erziehung.

Bruno Dreßler, Geschichte der englischen Erziehung (B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1928), mit reichhaltigem Literaturnachweis.

Karl Wildhagen, Die treibenden Kräfte im englischen Bildungswesen (Beyer & Söhne, Langensalza 1923).

Derselbe, Der englische Volkscharakter (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig 1925).

Karl Küßner, Englische Volksbildungsarbeit (Verlag Silberburg, Stuttgart 1927).

Gertrud Hermes, Die geistigen Grundlagen der englischen Erwachsenenbildung (Rohland & Berthold, Crimmitschau 1927).

In englischer Sprache:

J. W. Adamson, A Short History of Education (University Press, Cambridge 1922).

J. Dover Wilson, The Schools of England (Sidgwick and Jackson, London 1928).

Cyril Norwood, The English Educational System (Benn's Sixpenny Library, London 1927).

Sir Lewis (= Sir Lewis Amherst Selby-Bigge), The Board of Education (Putnam's Sons, London-New York 1927).

The Next Step in National Education (Report of a Committee, University of London Press, London 1927).

The London Education Service (The County Hall, London 1927).

Educational Yearbook of the International Institute of Teachers College. Columbia University (New York 1924ff.). Berichte über England von W. H. Perkins und T. Percy Nunn.

Als wichtigstes Quellenmaterial schließlich die lange Reihe der offiziellen Veröffentlichungen des Board of Education (H. M. Stationary Office, London). Daraus für die Gegenwartsprobleme beispielsweise:

Report of the Consultative Committee on the Education of the Adolescent, 1926.

Handbook of Suggestions for the Consideration of teachers and others concerned in the work of public elementary schools, 1928.

The New Prospect in Education, 1928 u. a. m.

Das moderne Engländertum in der englischen Literatur der Kriegs- und Nachkriegszeit

Von Karl Arns

England hat in den letzten Jahrzehnten eine Umwälzung durchgemacht, die wir in ihrer ganzen Intensität noch nicht begreifen können. Diese „Revolution" erstreckt sich auf fast alle Lebensgebiete, macht sich fühlbar in fast allen Daseinsäußerungen. Das englische Volk erleidet das so vielen Kulturstaaten gemeinsame Geschick der Liquidation eines Zeitalters, ohne sich dieser (von der jüngsten Dichtung so ahnungsvoll erfaßten) Wende ganz klar bewußt zu sein. Trotz des „Sieges" im Weltkriege sind die Existenzmöglichkeiten im neuen England sehr erschwert. Es hat eine beträchtliche Einbuße seines Nationalvermögens erlitten. Die rücksichtslose Steuerpolitik hat die Gesellschaftsordnung untergraben. Der Mittelstand ist verarmt. Die „Neuen Reichen" sind die Besitzer alten Gutes geworden. Die großen unproduktiven Herrensitze sind vielfach zugrundegegangen oder aufgeteilt[1]. Die Tragödie des Großgrundbesitzes, dem nach dem Kriege die Axt an die Wurzel gelegt wurde, hat eine typische Darstellung erfahren in Sheila Kaye-Smiths Roman „The End of the House of Alard" (1923). Der Großgrundbesitz erscheint hier als der Götze, der Moloch, der sich nur durch beständige Opfer behaupten kann, er hat sich überlebt und hält den Bauern und kleinen Landbesitzer von seinen Rechten fern; er ist reif zum Untergange. Die landbesitzende Aristokratie hat nicht nur ihr Eigentum, sondern auch ihre Kinder verloren: „On the battle-fields of France the British aristocracy perished as they perished in the Wars of the Roses; half the great families of England, heirs of large estates and wealth, died without complaint." Diese Feststellung Mastermans ist geradezu klassisch geworden. Mit dem Schwinden des Feudalismus droht die alte Schicht kultureller, sozialer und politischer Führer allmählich auszusterben.

Viele Gebildete, sogar Akademiker, haben politisch eine Schwenkung nach links gemacht. Das Aufkommen der Arbeiterschaft hat die ganze soziale Struktur Großbritanniens in Stücke gerissen. Die Macht und das Machtbewußtsein der Arbeiterschaft sind gewaltig gestiegen. Das Arbeitslosenproblem scheint nahezu unlösbar. Die Arbeitslosigkeit, die Vergeudung von Menschenmaterial, die Elendsviertel, die krassen Unterschiede zwischen üppigem Reichtum und darbendem Proletariat ver-

[1] Vgl. Picht, S. 119ff.

ursachen Michael Mont (John Galsworthy, „The Silver Spoon", 1926) Angstträume, er durchschaut dieses England, das durch sein früheres Wohlergehen verwöhnt ist und es doch nicht zugeben will, dieses „England with the silver spoon in her mouth and no longer the teeth to hold it there, or the will to part with it". Aber für den Kommunismus ist trotz aller sozialen Unrast kein Raum im neuen England. Trotz periodischer Streiks sind die britischen Inseln, wenigstens seit der Emanzipation Irlands, „rather tame islands" (Rose Macaulay, „Keeping up Appearances", 1928). Dem idealen Helden in John Davys Berefords „Revolution" (1921) ist der Zweifel an der Möglichkeit, „Freiwillige zu finden für die unsaubere Arbeit unter dem System eines theoretisch vollkommenen Kommunismus", zur Gewißheit geworden; selbst an diesem Idealisten, der zu keiner Regierung Vertrauen hat und an den endgültigen Sieg der allgemeinen Menschenliebe glaubt, enthüllt sich die typisch englische Abneigung gegen abstrakte Theorien in der Staatsauffassung[1]. Der „Sozialismus" hat gewiß Oberwasser, sogar ein bedeutender Teil des Bürgertums und der Aristokratie liebäugelt mit ihm, so beobachtet es Galsworthy in „The White Monkey" (1924), wo er sogar den Sozialismus und den Katholizismus als die beiden geistigen Mächte im heutigen England bezeichnet. In der Tat ist das Fabiertum Shaws oder vielmehr das der beiden Webbs schon in erheblichem Maße in die praktische Alltagspolitik Englands übergegangen, und bolschewistische Revolutionen oder faschistische Staatsstreiche, von denen Shaw (The Intelligent Woman's Guide to Socialism and Capitalism, 1928) spricht, sind und waren für England nicht zu erwarten. Im Mai 1929 wählte das englische Volk links, aber nicht radikal links.

Man ist in England nicht nur ärmer, sondern auch genußsüchtiger geworden, in den Arbeiterschichten, deren Lebenshaltung durch die künstliche Lohnsteigerung auf eine unnatürliche Höhe getrieben ist, wie in den höheren Gesellschaftskreisen, die fieberhaft von Fest zu Fest, von Vergnügen zu Vergnügen treiben. Nicht nur in Galsworthys (a. a. O.) Schilderung ist es eine Zeit der Genußsucht, der Oberflächlichkeit, der jazzartigen Hetze, der Blasiertheit, eine Zeit, die immer noch nicht die verlorenen Kriegsjahre wettgemacht zu haben glaubt. Der Ausschnitt, den Aldous Huxley besonders in „Antic Hay" (1923) aus dem unmoralischen Treiben einer gewissen intellektuellen Londoner Gesellschaftsklasse nach dem Kriege gibt, soll ein Sittenbild und Abbild der ganzen dekadenten Gegenwart sein.

---

[1] Vgl. Englandkunde I, S. 330.

Auf geistigem Gebiete springt vor allem die religiöse Zersetzung in die Augen. Der Puritanismus im alten Sinne mit seiner Bewährungslehre und systematischen Disziplinierung der ganzen Lebensführung ist im Absterben begriffen. Die strenge Sonntagsheiligung geht immer mehr zurück. Der religiöse Charakter der Erziehung ist erheblich eingeschränkt worden. Die anglikanische Kirche hat die Bahnen des theologischen Modernismus beschritten. Alle religiösen Maßstäbe schwanken, die Sitten werden entpuritanisiert, die religiösen Traditionen und Bedürfnisse sind inhaltleerer und unwahrer geworden[1]. Ein kulturhistorisch wertvolles literarisches Zeugnis einer Epoche der beginnenden Auflösung kirchlicher Formen ist Hugh Walpoles Roman „The Cathedral" (1922); das kleine Polchester, das uns hier so greifbar nahe gebracht wird, weitet sich aus zum Typus jeder englischen Kleinstadt, die bereits von der Zeit des Jubiläums der Königin Viktoria ab die religiöse Zersetzung mitmachte; der Held kämpft um die Kathedrale als Sinnbild der Autorität, der Tradition und des Glaubens, er erliegt den Neuerern, die den alten Glauben mit neuem Geiste erfüllen wollen. Ein warnendes Vorzeichen für das England, das seine religiösen Formen immer mehr zerbröckeln läßt, ohne daß es bei der geringen ideellen Produktivität der Nation neue ideelle Eigenwerte schaffen kann. Miss E. M. Delafield zeichnet in „The Optimist" (1922) den Typus des für die altmodischen Ideale der Selbstaufopferung und der Pflicht kämpfenden Geistlichen, der an fast allen Jüngeren den Zusammenbruch der christlichen Religion und der christlichen Ethik erleben muß; sein Geschick ist um so tragischer, als er selbst die Lehre nicht nur mit Überzeugung lehrt, sondern auch praktisch treu befolgt. Den Landgeistlichen, eine der zuverlässigtsten Stützen der anglikanischen Kirche, entkleidet May Sinclair („A Cure of Souls", 1924) aller Glorie, indem sie ihn in seinem Epikureismus und Egoismus, seiner Heuchelei und Glaubenslosigkeit rücksichtslos enthüllt.

Zu der Entkirchlichung tritt eine destruktive Skepsis, eine pessimistische Untergangsstimmung, eine seelische Obdachlosigkeit, eine geistige Direktionslosigkeit. Douglas Goldring („Nobody knows", 1923) stellt der chaotischen Gegenwart folgende Diagnose: „We have discarded our pre-war stays of conventional morality, and we have also to a large extent discarded the will to live. We need something to pull us together, a religion, a cruisade. We are numbed, and the consciousness that we are numbed drives us remorsely to experiment

[1] Vgl. Picht, S. 113ff.

and sensation. We haven't an idea what is to grow out of this chaos and confusion. Nobody knows." Wyndham Lewis, der es jetzt übrigens als seine Hauptaufgabe betrachtet, der Mésalliance zwischen „revolutionärer" Literatur und Politik den Scheidungsprozeß zu machen und auf „reinere Geistigkeit" dringt, erhebt zwar den Anspruch, Spengler für England demoliert zu haben, und Spenglers Werk („The Decline of the West") hat in England durchaus nicht allgemeine Zustimmung gefunden. Aber seine Gedanken finden doch Ausdruck in der neuen englischen Geistigkeit. Die Älteren sind zwar keine Pessimisten im eigentlichen Sinne; A. E. Housman vertritt eine „courageous despair" (Last Poems 1922), Thomas Hardy (1840—1928) bekundet auch in seiner letzten Lyrik den Glauben an den Menschen neben dem an den blinden immanenten Willen. Ein erschütterndes literarisches Dokument pessimistischer Lebensdeutung ist jedoch Harley Granville Barkers Drama „The Secret Life" (1923); der „Held" ist ein verneinender Kritiker und entnervter Zyniker, für den alle Lebenszwecke und Lebensziele ihren Wert verloren haben, kein Erahner einer neuen Weltanschauung, sondern der Erbe einer ausgedörrten und ausdörrenden Intellektualkultur. Vielleicht stellt dieser tatenlos untergehende Abendländer einen neuen Menschentyp dar in einem sonst so sehr auf Selbstachtung und Selbsterhaltung bedachten Volke? Ein Produkt der in Skepsis und Pessimismus vertrockneten Nachkriegsstimmung ist auch Halcott Glovers Drama „The Second Round" (1923); der Held mit seinem fanatischen Haß gegen alles Leben und alle Fortpflanzung soll in des Autors Sinne den „Willen zum Tod" versinnbildlichen, für den er eingestandenermaßen in der heutigen Welt so viele Beispiele findet. Auch Dorothy Wellesley verficht mit fieberhafter Eindringlichkeit einen extremen Pessimismus in ihrem längeren Gedichte „Matrix" (1928), in dem nicht der Tod als das Alleinbegehrenswerte hingestellt wird, sondern das Überhauptnichtgeborensein. Aldous Huxleys Gestalten, auch in „Point Counter Point" (1928), wissen überhaupt nicht, wozu sie so sind, sie können dem Leben keinen Sinn abgewinnen, sie haben das Suchen nach Gott und dem Ewigen schon längst aufgegeben. Es ist die Zeit, deren Sinnbild „der weiße Affe" ist, der traurig die Schale einer ausgesogenen Frucht in der Pfote hält, als wenn er sagen wollte: „Eat the fruits of life, scatter the rinds, and get copped doing it..." (Galsworthy, „The White Monkey", 1924), die Zeit, wo alle Illusionen zerstört sind, wo fast keine Erwartung sich erfüllt hat.

Und doch bereitet sich eine Renaissance des Glaubens vor. Die seelische Heimatlosigkeit treibt die Gemüter der Mystik in die Arme. Unter

„Mystik“ ist im Sinne des Durchschnittsengländers eine vielfältige Reihe metaphysischer, spiritistischer, religiöser, ethischer Spekulationen zu verstehen. Der Krieg als Zeit der sittlichen, geistigen und sozialen Not hat diese Tendenzen aufs stärkste gefördert und begünstigt, sie natürlich nicht aus dem Nichts erzeugt. Okkultismus, Spiritualismus, Theosophie dringen schon im Kriege auf die Bühne. In dem in der Kriegszeit sehr erfolgreich aufgeführten Drama „The Crossing“ von A. Blackwood und B. Forsyth sehen wir, wie ein sozialistisch angehauchter, philosophisch spekulierender Millionär fest an das Fortleben seines Sohnes glaubt, wie Tote und Lebende sich zusammenfinden, denn der Tod ist ja nur ein „Übergang“, und die Sehnsucht, mit den Abgeschiedenen zusammen zu sein, ist ja so groß[1]. Somerset Maugham, der in seinem Stücke „The Unknown“ (1920), ähnlich wie H. G. Wells in seinem Roman „Mr. Britling sees it through“ (1916) die Frage zu beantworten sucht, ob die Tatsachen des Weltkriegs vereinbar sind mit dem Dogma von der Güte und Allmacht Gottes, und E. Temple Thurston, der in seinem Spiel in vier Phasen vom „Wandering Jew“ (1920) die geistige Entwicklung des Menschen und die unfehlbare Gerechtigkeit und Gnade Gottes erweisen will, zeigen, wie der praktische englische Geist mystisch-religiöse Gedanken verarbeitet. Die Sendung des Christentums sucht John Masefield in seinem modernen Mysterienspiel „The Coming of Christ“, das am Pfingstmontag 1928 in der Kathedrale von Canterbury mit ungeheurem Erfolge aufgeführt wurde, einem modernen anspruchsvollen Publikum nahezubringen; die drei enttäuscht aus dem Weltkrieg heimgekehrten Hirten sprechen ganz offen sozialistische und sogar kommunistische Ideen aus, aber das Erscheinen Christi bringt sie zu dem allein rettenden Gottesglauben zurück; „Friends, Christ is come within this hall“ spricht die „Macht“ zum Schluß, und wir glauben es[2]. Nur der Glaube hilft, das seelische Vakuum zu füllen und über die innerliche Verarmung hinwegzukommen. Daher haben der Anglokatholizismus und auch der römische Katholizismus im gegenwärtigen England einen so großen Machtzuwachs zu verzeichnen. Daher treten so manche anglikanische Geistliche, die sich trotz der kultischen Mystik der „Hochkirche“ darin nicht als Katholiken fühlen können, zum römischen Katholizismus über, dem jedoch überwältigende numerische Erfolge und Massenbekehrungen vorerst noch versagt bleiben durch die be-

---

[1] Vgl. W. F. Schirmer, Die Neueren Sprachen, Bd. 28, S. 425f.
[2] Vgl. Frankfurter Zeitung, Nr. 415, 5. Juni 1928.

kannten von Picht (S. 117) und Dibelius (II, S. 32) angeführten Gründe, trotz Hilaire Bellocs immer wieder vorgetragener These, daß der katholische Glaube die Seele der europäischen Kultur ist. Die Hauptvertreter der neuen katholischen englischen Literatur sind zumeist Konvertiten, also nicht Katholiken von Haus aus, und Kleriker, denen die Theologie wichtiger ist als die Kunst. Aber die katholisierende Richtung findet eine unverkennbare literarische Ausprägung im Roman bei dem Konvertiten (?) Compton Mackenzie, im Drama bei dem katholisierenden Anglikaner Laurence Housman, in der Lyrik bei dem Katholiken Wilfred Rowland Childe, um nur diese zu nennen. Compton Mackenzie stellt in seiner Romantrilogie „The Altar Steps" (1922), „The Parson's Progress" (1923), „The Heavenly Ladder" (1924) typisch dar, wie die Verbindung von katholischer Organisation und katholischem Geiste mit protestantischem Dogma im Anglikanismus eine immer wieder zu Schwierigkeiten führende echt englische Kompromißbildung ist, und läßt den jungen frommen, religiöse Mystik und religiöses Schauen suchenden Priester nach hartem seelischen Ringen zum katholischen Glauben übertreten. Laurence Housman weiß in seinen „Little Plays of St. Francis" (1922) ganz wundervoll die Atmosphäre des mittelalterlichen Katholizismus zu schaffen, mystische weltentrückte Stimmungen in Worte zu fassen, den innigen Ton der Legende zu treffen. Der Neupräraffaelit Wilfred Rowland Childe führt uns immer wieder mit zarter Hand in ein christliches Wunderreich, überragt durch ein neues Jerusalem von feinster architektonischer Schönheit, worüber der segnende Himmel glänzt mit seinen Heiligen und der Mutter Gottes. Dem Anglokatholizismus redet Sheila Kaye-Smith das Wort in „The End of the House of Alard" (1923); sie sagt der falschen Aristokratie des Anglikanismus Fehde an und empfiehlt die Rückkehr zur wahren Demokratie des „Katholizismus", der sich bewußt entfernt von allen Abstraktionen und sich ganz einstellt auf die Anschauungen und Bedürfnisse des Volkes, der nicht auf Ideen, sondern auf Instinkten beruht.

Die im heutigen England zu neuem Leben erwachte „Mystik" ist nicht nur in religiösem Sinne zu verstehen, sondern in weitestem Sinne. Die Zahl der Romane, die die okkulten Kräfte der Seele beschwören, ist unübersehbar. Aber einen überragenden wirklichen mystischen Roman, der alles Irdische vergeistigt und die mystische Ekstase faßt, hat die Moderne kaum hervorgebracht. Eine der wenigen, die ohne theosophische Spekulation zum Kerne der mystischen Überwelt vorgedrungen ist, ist Clemence Dane; ihre „Legend" (1921) ist aus dem

Zwielicht der Seele erblüht, aus inneren Visionen flutender Seelenkraft. Auch moderne „mystische" Lyriker, wie Walter de la Mare, Lascelles Abercrombie, Alice Meynell (1848—1923), Evelyn Underhill, selbst W. R. Childe und L. Housman sind in weitem Abstande von einem Francis Thompson zu nennen, wenn sie überhaupt mit ihm vergleichbar sind. G. K. Chesterton gibt in seinen phantastischen Romanen eher „Irratio" als „Mystik", auch Hilaire Belloc, der zweite führende Sprecher des Katholizismus in England, ist wie Chesterton eher „praktischer Mystiker".

Der mehr unter dem Banne der Natur als der jenseitigen Welt stehende englische Mensch hat bis heute keine schöpferische Religion, keine schöpferische Mystik, keine schöpferische Metaphysik hervorgebracht[1]. Wohl künden sich in der Gegenwart Ansätze zu einer philosophischen oder metaphysischen Lyrik, aber nur Ansätze. T. S. Eliot ist überzeugt von der Wertlosigkeit des menschlichen Lebens, dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, der absoluten Hoffnungslosigkeit aller Existenz; er mag zerquält sein von Heimweh nach Gläubigkeit, aber seinem dichterischen Instrument fehlt die weite und tiefe Harmonie, er gibt uns nicht den gewollten philosophischen Begriff vom Weltall und der dem menschlichen Geiste im großen Existenzdrama zuerteilten Rolle. Die Phantasmagorie in Richard Aldingtons Gedicht „A Fool in the Forest" (1925) soll der Spiegel des menschlichen Geistes im Kampfe um die Harmonie zwischen sich und der äußeren Welt sein; in der Anlage soll es ernst und philosophisch sein, aber die Satire entgleitet leicht in sprachliche Gemeinplätze. Der Grundgedanke in Herbert Reads „Mutations of a Phœnix" (1923) betont die rhythmische und zyklische Natur des Weltalls; Read ist ein „Odysseus des Intellekts", der seine „thomistische" Lehre zu ernsthaft vorträgt, als daß er Metaphysiker genannt werden könnte. Roy Campbell macht in „The Flaming Terrapin" (1924) seinem Ekel über die morsche, müde alte Welt Luft und seinem Glauben an die unverdorbene Lebenskraft des Menschen; der Vitalismus seiner energiegeladenen Verse läßt ihn eher einem Walt Whitman verwandt erscheinen als dem spekulativen Read. Robert Graves tastet immer wieder in metaphysischen Dunkelheiten, aber seine Phantasien bleiben nur Phantasien, weil ihnen das metaphysische Fundament fehlt. Humbert Wolfe gibt in seinem „Requiem" (1927) „ein phantasievolles Bild des menschlichen Lebens, beherrscht, gedeutet, aufgewogen

[1] Vgl. Wildhagen, S. 13.

durch übermenschliche Mächte", aber er vermag die Probleme nicht metaphysisch zu vertiefen und fand wohl gerade deshalb so viele Leser. Gewiß sind im heutigen England die alten „Metaphysiker" wie Donne, Crashaw, Vaughan, Blake eine Art geistiger Macht geworden. Aber die von ihnen nicht unbeeinflußte neue „metaphysische" Dichtung ist zumeist zu bewußt gekonnt, zu intellektuell, zu gelehrt, zu wenig rein dichterischer Intuition entsprungen. Die Bewegung ist ja auch noch viel zu klein und entspricht kaum dem innersten Bedürfnis des Engländers, der nicht dazu neigt, dem Leben einen geistigen Überbau zu geben. Sie ist ebenso untypisch englisch wie der neue englische philosophische Idealismus, der es auch nicht zu breiter Wirkung im Volke gebracht hat[1].

Zur Kriegsgeneration, d. h. alle, die zwischen den Jahren 1880 und 1890 geboren sind, alle, für die der Krieg das Zentralerlebnis ihrer Pubertät oder ihrer Jünglingsjahre oder ihres Mannesalters war, sind im Sinne Harold Nicolsons[2] von denjenigen Schriftstellern, die wir, um das Bild des neuen, sozialen, religiösen und geistigen England zu umreißen, bisher herangezogen haben, nur ganz wenige zu rechnen, etwa: Aldous Huxley, T. S. Eliot, Robert Graves. Diese „Kriegsgeneration" charakterisiert Nicolson in ziemlicher Übereinstimmung mit Elizabeth A. Drew (S. 31ff.), Edwin Muir (S. 188f.), Robert Graves und Laura Riding (S. 244ff.) folgendermaßen:

„Die Vorkriegsgeneration glaubte an die Verbesserungsmöglichkeit der menschlichen Natur. Der Krieg zerstörte diesen Optimismus. Die Kriegsgeneration steht den Theorien, die die Vorkriegsgeneration entweder verteidigte oder angriff (Religion, Kapitalismus, Vaterlandsliebe, Parlamentarismus), nicht nur mit Unglauben gegenüber — sie hat überhaupt kein Interesse mehr für diese Probleme. Sie findet ihre Inspirationen, ihre Themen nicht in den deduktiven Verallgemeinerungen der großen Masse; sie schöpft sie aus dem induktiven Eingehen auf das einzelne Individuum. Die ehemalige Art, aus dem Allgemeinen auf das Besondere zu schließen, war synthetisch; die jetzige Art der Betrachtung ist analytisch. Die analytische Art zu schreiben, wenn sie mehr sein soll als lediglich ein klinischer Bericht — eine Krankheitsgeschichte —, muß durch persönliche Deutungen und Erklärungen beleuchtet werden. Das nun wieder erfordert erfahrene Reife. So also sind die Schreiber der modernen englischen Literatur reif und er-

[1] Vgl. Englandkunde I, S. 127.
[2] Vgl. Hamburger Fremdenblatt, Nr. 83, 24. März 1929.

fahren. Es gibt bis jetzt noch keinen Schriftsteller, der jünger als 35 Jahre wäre. Welche Ideenwelt repräsentieren diese älteren Leute, daß sie ihrer jünglinghaften Hörerschaft anziehend und ansprechend erscheinen? Sie setzen sich nicht direkt für eine Ideenwelt ein; sie verabscheuen Theorien; sie halten gar nichts davon, ihre Erfahrungen in bestimmte ethische und intellektuelle Zettelkästen einzuordnen; sie fühlen, daß jedes Einordnen eine Art Illusion, ein Hirngespinst ist. Sie verwerfen Rührung, Gefühlsseligkeit und Gläubigkeit; die Widersprüche des Lebens faszinieren sie, eine Folgerichtigkeit erregt ihr Mißtrauen. Sie fühlen, daß alles im Leben interessant ist mit Ausnahme der Unaufrichtigkeit. Das macht sie skeptisch, pessimistisch und dem äußeren Anschein nach frivol. Sie lehnen Feierlichkeit und sogar Ernsthaftigkeit ab; denn sie haben erfahren, welches Unheil diese Attitüden nach sich ziehen können. Aber sie sind nicht seicht und oberflächlich, sie denken eher horizontal als senkrecht. Sie denken sich von der Seite her an die Dinge heran, etwa wie Krebse sich bewegen. Sie sind mit Leidenschaft aufrichtig. Und wenn man ihnen aus ihrer zu großen Kälte, aus ihrem zu starken Intellektualismus einen Vorwurf machen will, so muß man doch zugeben, daß sie über eine scharfe und hitzige Empfänglichkeit für moderne Schönheiten verfügen."

Zu dieser Generation (a cynically common-sense generation, not a sentimental generation because of its common-sense, nor a pessimistic generation, because pessimism is sentimental) zählen nicht Autoren wie Compton Mackenzie, Stephan Mc Kenna, W. L. George, Hugh Walpole, die das moderne Leben nur abbilden, ohne den „Zeitgeist" zu erfassen, auch nicht weit in das viktorianische Zeitalter hineinragende Autoren wie Thomas Hardy, A. E. Housman, L. Housman, Hall Caine, ebensowenig die großen Eduardianer und Shaw und Kipling. Sondern James Joyce, der alle Theorien und Traditionen der bürgerlichen Gesellschaft über den Haufen rennt, David Herbert Lawrence, der wie kein anderer der Überzeugung ist, daß die herkömmliche Moral vor ihrem Zusammenbruch steht, Virginia Woolf, die Dichterin des „anmutig-fröhlichen Negativismus". Ihre Ausdrucksform ist vielfach diejenige eines „tragic joke", ihre Haltung typisch englisch „spielerisch". James Joyces Weltbild im „Ulysses" (1922) wird als eine unaufhörliche Folge widerstreitender Reflexe zur „tragischen Posse", wo Wirklichkeit und Wollen sich zur „komischen Synthese" formen. Rose Macaulay ist die hoffnungslose Chronistin einer in ihren Fundamenten erschütterten Zeit, in der wir uns als Narren fühlen, als unfreiwillige Mitspieler oder skeptische Zuschauer einer

Tragikomödie. Edith Sitwell ist unter den modernen Lyrikern der „modernist clown“, voll von sardonischem Humor und burlesker Satire wie Osbert Sitwell. Robert Graves nimmt sogar in seinen Kriegsgedichten eine frivol spielerische Haltung an, um sich mit dem unverständlich grausamen Geschehen irgendwie abzufinden[1]. Aldous Huxley, Typ des modernen Abendländers, vollgesogen mit einer fabelhaften intellektuellen Kultur, kann über allem unsteten Grübeln weder eine ethische noch eine ästhetische Norm finden und betrachtet die Tragikomödie des Lebens als Fatalist; er wirbelt seine Gestalten wie Marionetten durcheinander, läßt sie ein ziel- und hoffnungsloses Dasein führen; die Welt, in der sie sich bewegen, ist eine subjektive Spiegelung unserer unruhvollen Zeit; in der „tragischen Farce“ sieht auch er die einzig mögliche Einstellung gegenüber dem Chaos. Er ist ebensowenig Weltverbesserer wie die anderen „Jüngsten“; er glaubt ebensowenig wie sie an die „freiwillige Schicksalsbestimmung“ des Menschen. Daher steht er wie so viele seiner Zeitgenossen in schärfstem Gegensatz zu den großen Vertretern der vorhergehenden Generation. Die „Jüngsten“ haben keine „aktiven Helden“ und keine positiven Ideale wie etwa der alte Imperialist und Puritaner Rudyard Kipling, dessen letzte Novellensammlungen „Land and Sea Tales“ (1923) und „Debits and Credits“ (1926) an der problematischen Gegenwart vorübergehende Alterswerke sind. Sie glauben nicht an H. G. Wells Utopien trotz seines späteren „Mystizismus“, sie teilen nicht seinen naiven Glauben an die Wissenschaft als Werkzeug des Glücks und der moralischen Wiedergeburt. Sie hassen John Galsworthy, den Richter ihrer Verirrungen und Fürsprecher britischer Willenskraft („Modern Comedy“), der zu statisch bleibt und zur „Unruhe“ unserer Zeit kein rechtes Verhältnis hat, besonders wegen seiner Sentimentalität. Sie mögen so ironisch hoffnungslos sein wie Arnold Bennett; seinem Stoffrealismus, auch wenn man daraus eine Art Agnostizismus oder Determinismus herausliest, stehen sie fern; Bennett selbst lehnt ja die georgischen Novellisten ab, weil sie keine individuellen Charaktere gestalten[2]. Sie kennen und anerkennen keine heldischen Kämpfer, wie die Joseph Conrads als Sinnbilder für den Glauben ihres Schöpfers an Mut, Edelmut und Selbstbeherrschung, als Sinnbilder der Solidarität der Menschheit. G. B. Shaw schließt sich gegen die Nachkriegsgeneration ab. Beide ignorieren einander. Soweit er nicht bloß als Propa-

---

[1] Vgl. W. F. Schirmer, Die Neueren Sprachen, Bd. 28, S. 421f.

[2] Vgl. The Nation and the Athenæum, 1. 12. 1923, S. 342.

gandist gewertet wird, hört man Klagen, daß er nicht den Mut aufbringt zur Kritik an seinen Ideen, seien sie noch so alt; mit seinem angeblichen „siegreichen Neuprotestantismus" haben die „Jüngsten", die gar keine Reformer und Prediger sind und sein wollen, wenig gemein. Wenn sie überhaupt einen „Führer" haben, dann ist es der Franzose Bergson, der, sich abwendend von der naturwissenschaftlich orientierten Philosophie, lehrt, daß der Kern der Wirklichkeit nur durch ein Versenken in das eigene freie Bewußtsein, durch Intuition, erfaßbar sei, und seinen Zeitbegriff, die durée réelle, die schöpferische Zeit, als Wesen der Wirklichkeit hinstellt. Die unsichtbare, ständig wirkende Macht der Zeit ist die herrschende Note in Bennetts Töpferlandromanen, Rose Macaulays „Dangerous Ages" (1921), Maurice Barings „C" (1924). Die moderne „Bewußtseinskunst", welche die Herrschaft von Raum und Zeit in der Literatur gebrochen hat (James Joyce, Dorothy Richardson, Virginia Woolf), geht auf Bergson zurück. Ein Künder der Lehre Bergsons war aber schon Samuel Butler (1855 bis 1902). Er ist in erster Linie der geistige Urheber des zerstörenden antiviktorianischen Geistes. Die literarische Jugend von 1905 bis 1915 und auch das Nachkriegsgeschlecht hat sich von seinen Ideen genährt. Shaw selbst hat ihn seinen „geistigen Nährvater" genannt. Dem Antidarwinisten Butler verdankt Shaw auch den Gedanken der „schöpferischen Evolution" („Back to Methuselah", 1921). Seit dem Erscheinen von Butlers „The Way of all Flesh" (entstanden 1872—1884, erschienen 1903), womit er den Typus des „Lebensromans" schuf, ist das Problem der Vererbung und Umgebung, des Individuums im Kampf mit der Gesellschaft, das beliebteste Thema der englischen Romandichtung geworden. Die Auflehnung der Jüngeren gegen die Älteren, die Darstellung des Elternhauses als eines Hauses „Herzenstod", die Wollust und die Qualen der Liebe, der Widerstreit zwischen der Sehnsucht nach dem Ewigen und der Tyrannei des Tatsächlichen bilden das Gerippe der neuen englischen „life-novel".

Die Signatur der neuen englischen Literatur ist vorherrschend antiviktorianisch. Die Reaktion gegen den Viktorianismus, der in der Religion, der Politik, der Literatur und im Familienleben nur die Stimme der Autorität gelten ließ, der die Moral nach einem strengen, unbeugsamen Kodex beurteilte, dessen herrschende Zeitstimmung optimistisch und selbstzufrieden war, setzte schon früh ein. Antiviktorianische Tendenzen machten sich bereits um die mittelviktorianische Zeit geltend. Meredith schrieb 1869 in einem Briefe „Isn't there a scent of damned hypocrisy in all this lisping and vowelled purity of the Idyls (of Tenny-

son)?" Dann errichten Thomson, Hardy, Gissing ihre „pessimistischen Visionen". Um 1872 beginnt Samuel Butler seine Angriffe auf den Viktorianismus, um sie bis zur Jahrhundertwende fortzusetzen. In den letzten zwei Jahrzehnten gesellten sich die „Dekadenten" als Angreifer hinzu. Der Viktorianismus überlebte sie. Aber mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts kam eine Generation von Schriftstellern, deren Skeptizismus sich nicht der gegebenen Ordnung fügte, welche die Lehre von der „Kunst um der Kunst willen" ebenso in Frage stellte wie die herkömmlichen Werte des Viktorianismus[1]. Zur gleichen Zeit dringt der Sozialismus vor in Opposition zum christlich-gefärbten Liberalismus. Unter seinem Einfluß wird das Denken international. Ebenso wird der Blick der Imperialisten auf ferne Weltteile gerichtet. So erscheint das viktorianische Zeitalter kleinbürgerlich und national beschränkt. Dies war die Stimmung zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Der Krieg verschärft den Gegensatz: Die viktorianische Zeit erscheint typisch deutsch und unenglisch[2]. Die Nachkriegszeit lernt zwar den Viktorianismus gerechter beurteilen, aber die Stimmung bleibt vorwiegend antiviktorianisch; man empfindet heute den Viktorianismus immer noch gern als naiv, wenn nicht als verlogen. Wohl kommt eine sympathische Haltung zum Ausdruck in bedeutenden kritischen Werken, wie Oliver Elton: A Survey of English Literature 1830—1880 (1928), Arthur T. Quiller-Couch: Charles Dickens and other Victorians (1925), Harold Nicolson: Tennyson (1925). Sogar Rose Macaulay stellt in ihrer Polemik gegen den Richter des „Victorian blight" W. L. George die rhetorische Frage: „And was the Victorian period, so alive with invention, intellectual activity, speculation, scientific thought and discovery, poetry, literature, and philosophy, really so despicable as most others?" (A Casual Commentary, 1925). Laurence Housman beleuchtet in seinen dramatischen Stimmungsbildern „Angels and Ministers. Three Plays of Victorian Shade and Character" (1921) die großen Viktorianer: die Königin, Lord Beaconsfield, Gladstone mit liebenswürdiger Ironie, die sogar zur Ehrfurcht und Verehrung wird, wenn sie einige kleine menschlichen Schwächen behutsam aufgedeckt hat, und Housmans Stück „Possession. A Peep-Show in Paradise" (1921) wäre zwar zu deuten als eine köstliche Persiflage auf das engherzige Philistertum einer verklungenen Zeit, aber es ist keine bösartige Verhöhnung des Jenseits-

[1] Vgl. A. C. Ward, S. 7.

[2] Vgl. Richard Schade, Verhandlungen der 56. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Göttingen. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1928, S. 102.

glaubens, nur ein in bürgerlicher Sphäre sich bewegendes Gegenstück zu den drei anderen Dramoletts. Selbst Edith Sitwell, die sonst mit heftigem Individualismus gegen alle Konvention auf geistigem Gebiete ankämpft, läßt das Viktorianertum gern in seltsamen Figurinen und Krinolinen lebendig werden, schwärmt wie ihre Brüder für viktorianische Moden, Architektur und Innendekoration, weckt in ihren „Rustic Elegies" (1927) wehmütig das Echo von „elegances lost and fled", erhebt immer wieder die zitternde Klage: „all the nymphs are dead". Selbst Siegfried Sassoon („Satirical Poems", 1926), der gänzlich ehrfurchtslos wird vor der geschichtlichen Größe, vor allem vor Marlborough: „an imperiwigged stingy strategist who caracoled upon extortinate glory", warnt in der „Hommage à Mendelssohn" davor, sich lustig zu machen über die „mild mid-Victorian hearts unloaded of universal yearnings". Große viktorianische Romanautoren wie Jane Austen und Anthony Trollope erleben jetzt eine Art literarischer Wiederauferstehung. Hugh Walpole gibt mit seinem Roman „Wintersmoon" (1927) eine warme Apologie der landbesitzenden Aristokratie, die wie in der viktorianischen Zeit immer noch das sittliche Rückgrat des Landes bilden soll durch ihr Pflichtbewußtsein, wenn auch nicht mehr durch den Wohlstand, und verteidigt die viktorianische Ethik gegen die Nachkriegsmoral. Und in „The Green Mirror" (1918 gedruckt, vor dem Kriege geschrieben) versinnbildlicht er den mit dem Tode der Königin Viktoria eintretenden Untergang des „individualistischen Zeitalters"; in „The Duchess of Wrexe" (1914) gibt er ein Bild der langsam sterbenden Aristokratie, der auch hier als „demokratische Wirklichkeit" die Stadt entgegentritt. Trotz oder wegen der gelegentlichen romantischen Schwärmereien können wir nicht in seiner Allgemeingültigkeit das Urteil unterschreiben, das F. W. Stokoe bereits vor einigen Jahren[1] für den neuen Proviktorianismus fällte, wenn wir es auch als persönliche, etwas verschämte Liebeserklärung gelten lassen wollen: „Our age, after sharp reaction, seems to have drifted into a sneaking (!) affection for the Victorian years... We view it through our glasses, serenely and with deliberate admiration; and we concede that it really was magnificent, the poor, dear Victorian era. Its futilities had, indeed, something solid about them compared with ours; it was dowdy, but not shabby; it was too pompous to be altogether hypocritical; its belief in itself, if absurd, was also pathetic."

Der neue Roman hat jedenfalls den viktorianischen Geist im Grunde recht selten gefeiert, abgesehen von wenigen Ausnahmen wie u. a.

[1] The Nation and the Athenæum, 1. 12. 1923, S. 348.



William de Morgan (1839—1917), dessen Werk „die altersfrische Behauptung des 19. Jahrhunderts gegenüber dem 20.“ ist[1]. Und je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto mehr wird uns der Gegensatz klar. Schon Henry James (1843—1916) machte das Herüberwachsen des ruhigen, selbstsicheren viktorianischen in das unruhige, alles zersetzende georgische Zeitalter zum Gehalt seines späteren Romanwerkes[2]. Arnold Bennett in seinen Töpferlandromanen verleiht dem um die Jahrhundertwende beginnenden Übergangsgefühl polare Stimmung durch die feindliche Gegenüberstellung des alten und neuen Geschlechtes, des Früh- und Spätviktorianismus[3]. Der revolutionäre, intellektuelle, humane Butler-Biograph Gilbert Cannan stellt in seiner Lawrie-Saga den Sieg des viktorianischen Industrialismus über die Kunst dar und unterzieht insbesondere in „Round the Corner“ (1913) das viktorianische Manchester einer Kritik. John Galsworthy unterhöhlt in seiner Forsyte-Saga (1906—1921), sich jedoch vornehmer zurückhaltend, die Grundstützen der viktorianischen Gesellschaftsorganisation, um freilich in den beiden ersten Dokumenten der „Modern Comedy“ (1924, 1926), dem zweiten Teil der „Saga“, das Thema des Forsyteismus, der Grundstütze des Viktorianismus, nicht mehr zum Hauptthema zu machen und um im letzten Dokument „Swan Song“ (1928) den Forsyteismus und damit den Viktorianismus wenigstens teilweise zu rehabilitieren. Elinor Mordaunt schildert in „The Family“ (1915) die altmodische viktorianische Landadelsfamilie als ebenso autokratisch wie Sheila Kaye-Smith das Oberhaupt der sterbenden landed gentry in „The End of the House of Alard“ (1923). Rose Macaulay singt in ihrem von 1879 bis 1923 reichenden Lebensroman „Told by an Idiot“ (1923) in ihrer kühl-mokanten Weise, vom Standpunkte, daß das Leben sinnlos ist, dem altviktorianischen Geiste den Abschiedsgesang, und in „Orphan Island“ (1924) gibt sie ein robinsonhaftes Spottbild des viktorianischen England, dessen rückständige soziale und religiöse Konventionen sie übermütig parodiert. May Sinclairs Abneigung gilt insbesondere der überlebten viktorianischen Auffassung, die die frauliche Enthaltsamkeit und Häuslichkeit predigt. Miss C. M. Delafield geißelt in „The Chip and the Block“ (1925) den selbstgerechten, unbewußt egoistischen Familienvater viktorianischer Provenienz. Virginia Woolf ironisiert in „Orlando“ (1928) das spießbürgerliche, prüde, vertrocknete viktorianische Zeitalter und charakte-

[1] Vgl. Fehr, Literatur, S. 375.
[2] Vgl. Fehr, Literatur, S. 345.
[3] Vgl. Fehr, Prosa, S. 13.

risiert „das harte, metallische Heute". Kirche, Reich, soziale Ungerechtigkeit, Presse, häusliche Moral, politische Theorien werden nach wie vor von vielen anderen Romanautoren angegriffen. Der Roman als immer noch repräsentative Kunstgattung ist demnach überwiegend antiviktorianisch seiner Einstellung nach, oder er konstatiert wenigstens die herrschende antiviktorianische Zeitstimmung mit oder ohne Bedauern. Antiviktorianisch ist auch die neue Biographie, die sich ebenso wie früher die als pietätvoller Nekrolog oder informierender (zugleich kritiklos häufender und sentimental verschweigender) Tatsachenbericht auftretende „viktorianische" Biographie im Lande des „Typenindividualismus" unverändert großer Beliebtheit erfreut. Ihr Begründer Lytton Strachey[1], Verfasser von „Eminent Victorians" (1918) und „Queen Victoria" (1921) ist zwar nicht ein direkt schmähender Kritiker der Viktorianer, aber er sichtet, ordnet und betont die biographischen Tatsachen so, daß sie an sich zur Kritik werden. Er betrachtet die Geschichte ohne jede Feierlichkeit und Sentimentalität; er ist der Vertreter einer „neuen Sachlichkeit", mit seinem kühlen Rationalismus gehört er dem jetzt in England erneut geschätzten 18. Jahrhundert an, dabei bleibt sein Temperament durchaus modern. Das „Stracheyan system", das skeptische Über-den-Dingen-stehen, die unmerklich ironische Verwendung des Materials, hat in England wie in Amerika zahlreiche Nachfolger gefunden; in England besonders in Philip Guedalla, wie Strachey weder Heldenanbeter noch Bilderstürmer, wie er klarblickend und ohne Voreingenommenheit für alle „ecstasies of patriotic religion", aber stilistisch oft zu manieriert. Man glaubt sogar, daß Strachey, Guedella und Emil Ludwig, der wie Lion Feuchtwanger in England gewaltige Publikumserfolge errungen hat, das goldene Zeitalter Macaulays zurückbringen werden.

Wie die alte Zeit allmählich von der neuen überwunden wird, wie neben dem Neuen immer wieder das Alte sich Geltung verschafft, zeigt sich deutlich in dem Wandel, den das Gentleman-Ideal von Butler über Galsworthy bis zur Gegenwart erfahren hat. Butler, der sonst keine überlieferte Einrichtung der Kirche, der Familie, der Erziehung bestehen ließ, machte scheinbar Halt vor einem Ideal des Viktorianismus, vor dem des Gentleman, der schon im 17. Jahrhundert als das „summum bonum" des öffentlichen und sozialen Lebens erscheint[2], dessen höchste Tugend die self-control, dessen höchstes Ziel die respectability

---

[1] Vgl. Ward, S. 196ff. und Harold Nicolson, The Development of English Biography, The Hogarth Press, London 1927, S. 148ff.

[2] Vgl. Englandkunde I, S. 274.

ist. Und doch machte er auch hier einen Vorstoß. In seinem Roman „The Way of all Flesh" (entstanden 1872—1884, erschienen 1903) finden wir die Stelle: „Das Christentum und diejenigen, die es leugnen, begegnen sich am Ende der Rechnung wie die meisten Extreme. Es ist eine Schlacht um Worte, nicht um Dinge. Die römische Kirche, die anglikanische Kirche, die Freidenker haben dasselbe Ideal, den Gentleman: derjenige ist der Weiseste, der der vollkommenste Gentleman ist." Von Butler angeregt, unterzieht Galsworthy[1] den vom Viktorianismus für unantastbar gehaltenen Begriff einer Kritik, er sucht über den Gentleman hinaus zum Menschen vorzudringen („the man behind the gentleman"). Als Träger des Gentleman-Typus schildert er in seiner bekannten Distanz haltenden Art die Tory gentry („The Country House", 1907) mit ihrer phantasielosen vererbten Zähigkeit, die überkultivierten Intellektuellen („Fraternity", 1909), die unfruchtbare und von der Neuzeit abgelehnte Hocharistokratie („The Patrician", 1911), die reiche Mittelklasse („The Forsyte Saga", 1906—1921) als Sklaven des Geldes und Opfer des Eigentums. Das Absterben der autokratischen hohen Aristokratie schildert Hugh Walpole in „The Duchess of Wrexe" (1914), dasjenige der selbstsüchtigen, engherzigen, hochbürgerlichen Renter in „The Green Mirror" (1918), und Sheila Kaye-Smith in „The End of the House of Alard" (1923) den Untergang einer Großgrundbesitzerfamilie, deren jüngere Mitglieder die innere Kraft haben, sich frei zu machen von dem Familiengötzen, während die älteren ihr wahres Glück dem Götzen opfern und untergehen. Auch Sheila Kaye-Smith erteilt dem Gentleman-Ideal eine Absage insofern, als sie das standesbewußte Familienoberhaupt liebenswürdig karikiert und den jüngsten Alard alle sozialen Vorurteile über Bord werfen und auf den alleinseligmachenden Besitz verzichten läßt. Auch hier bricht eine Art Forsyteismus zusammen wie in „To Let" (1921), dem letzten Dokument der „Forsyte Saga". Den Gentleman in Reinkultur führt uns Galsworthy vor in der Kurzgeschichte „The Man who kept his Form" („Captures", 1923); dieser Übermensch, der unter allen Umständen Haltung bewahrt, sich selbst dann nicht erschüttern läßt, als sich an ihm als Mitkämpfer die Undankbarkeit des Vaterlandes erweist, erscheint uns fast wie eine Parodie, dem Dichter jedoch ist er „symbol of that lost cause, gentility", und er kommt uns bewußt „old-fashioned and romantic". Die Summe

[1] Vgl. W. F. Schirmer, S. 16; Leon Schalit, John Galsworthy. Der Mensch und sein Werk. Paul Zsolnay, Berlin-Wien-Leipzig 1928; Kurt Schrey, John Galsworthy und die besitzenden Klassen Englands. Marburger Diss., N. G. Elwert, Marburg 1917.

alles dessen, was wir Forsyteismus nennen, sehen wir verkörpert in dem alten Soames, aber dieser Forsyteismus bekommt im „Swan Song“ (1928) Züge, die wir liebgewinnen müssen. Soames besitzt in höchstem Maße die höchste englische Tugend, die self-mastery. Wehmütig schaut er in die viktorianische Vergangenheit zurück, er kann sich nicht abfinden mit der modernen Unmoral. Er hängt an dem alten Grundsatze, daß Redlichkeit die beste Politik ist. Er liebt im geheimen die Schönheiten der Natur und ist diskret in allen geschlechtlichen Dingen. Er ist politisch Imperialist und gefühlsmäßig Antimilitarist. Sein Eigentumssinn beschränckt sich jetzt auf die Liebe zum Kinde und zur Kunst. Er sympathisiert keineswegs mit einer Jugend, die keine „Kontinuität“ hat und sowohl von den „neuen Reichen“ wie von den „neuen Armen“ infiziert ist. In religiöser Beziehung ist er indifferent und resigniert, er betet nicht, wie früher die vage hoffenden Forsytes, nur mit den Lippen und versteht das Jahrhundert nicht, das mit seinem Spiritualismus vieles vom Jenseits oder mit seinem Materialismus alles vom Diesseits erwartet. Sein Ideal ist ein „statisches England“. Als stage-villain trat er in den Kreis der Forsyte-Gestalten ein, und als wahrhafter Held tritt er vom Schauplatz ab. Mit der milde ironisierten, aber bei allen Fehlern und Vorurteilen sympathischen Gestalt des alten Soames setzt Galsworthy das alte Gentleman-Ideal zum guten Teil wieder in seine Rechte ein, sieht er aber gleichzeitig im „gentleman“ den „man“. Soames gegenüber ist er schon im Verlauf der „Forsyte Saga“ immer milder geworden, und die Forsytes hat er eigentlich immer nur als Typen, nie als Individuen ironisch kritisiert. Er läßt sogar den rebellischen Young Jolyon von ihnen sagen: „Their day is passing and their type, not altogether for the advantage of the country“. Duch die sentimentale Romantisierung der Tradition tritt Galsworthy in schärfsten Gegensatz zu den „Jüngsten“, besonders zu John Davys Beresford, der, selbst einst der Typ des in der Tradition befangenen englischen Kleinbürgertums, am Ende des Krieges in seinem „House Mates“ (1917) dem Ideal des Gentleman vernichtende Schläge versetzt. An dem Helden Wilfred Hornby, einem jungen Engländer der Mittelklasse, von deren „Humanität“ uns Galsworthy in „A Commentary“ (1908) eine hohe Vorstellung gab, veranschaulicht er, wie der „gentleman“ zum „man“ wird; bei den revolutionierten Feinden der menschlichen Gesellschaft geht Hornby das Gefühl auf für Menschenrecht und Menschenwert.

Eine solche revolutionäre Note klingt auch vernehmlich an in der neuen sozialen Lyrik. W. N. Ewer stößt wilde Drohungen aus gegen „the greedy, grasping gentlemen, the land-engrossing gentlemen, the

coal-mine shipyard gentlemen, stockbroking, banking gentlemen, our proud all-powerful gentlemen, our God-damned English gentlemen". John Masefield feiert in „A Consecration" die getretene, darbende, werkende Menschheit und verflucht „the princes and prelates with periwigged charioteers, the be-medalled Commander, beloved of the throne, the portly presence of potentates goodly in girth". Siegfried Sassoon („Satirical Poems", 1926) bemitleidet die Gäste des „Grand Hotel" als „poisoned by possession", verdammt die Fuchsjagd als grausamen Anachronismus („Reynardism Revisited"), vertritt entrüstet die Sache der streikenden Bergarbeiter gegen die unsozialen, selbstsüchtigen Prasser („The Case for the Miners"), verhöhnt den „blandly boisterous Dean", der sich für den Sport begeistert („The Blues at Lord's"). Alle diese Lyriker, selbst Ralph Hodgson, Wilfrid Wilson Gibson, Patrick Mac Gill eingeschlossen als soziale Dichter des Mitleids und Revolts überhaupt, sind im Grunde mehr oder minder offene, direkte oder indirekte Angreifer der Ideale und Idole des Gentleman als des Besitzenden schlechthin. Der Begriff des Gentleman wird nicht mehr rein ethisch gefaßt, ein gewisser Reichtum ist außer gewissen Beziehungen zu guten alten Familien noch heute in der Gesamtauffassung des Volkes nicht von dem Begriff zu trennen, so daß zu den Gentlemen außer den Großgrundbesitzern und der Aristokratie auch die Angehörigen gelehrter und geistiger Berufe, die höheren Beamten, Militärs und Kleriker, die großen Fabrikanten und die großen Kaufleute zählen[1]. Die literarischen Angriffe auf Mittelstand und Grundbesitz, die die soziale Umwälzung so empfindlich getroffen hat, haben kein aktuelles Interesse mehr. Von der Lyrik, die nur individuelle Stimmungen widerspiegelt und erst spät demokratisiert wird, geht geringere revolutionäre Stoßkraft aus als vom Drama und Roman, sofern sie sich gegen den Kapitalismus richten. Aber die Dramatiker und Novellisten bringen vielfach nicht den Mut auf zu einer entschiedenen Stellungnahme. Selbst schon John Davys Beresford kann das Problem des Gegensatzes zwischen dem jüngeren sozialistisch orientierten Geschlecht und der aristokratischen Gesellschaft nicht lösen („The Mountains of the Moon", 1915) und erteilt später („Revolution", 1921) dem Kampf und der Gewalt die Absage. Die Dramatiker wagen zumeist nicht, die Niederlage des Kapitalisten oder die des Arbeiters zu behandeln. Ernest Hutchinson gibt auf die Frage des „Right to Strike" keine eindeutige Antwort; Galsworthy verteilt seine Sympathien gleichmäßig, wenn

[1] Vgl. Dibelius I, S. 184.

er auch mit dem Herzen bei dem Schwächeren steht. Mögen auch viele jüngere Romanciers (Jerome K. Jerome, Gilbert Cannan, W. L. George) mehr noch als die Dramatiker angestürmt haben gegen alle Formen unserer Zivilisation und Gesellschaftsordnung, als Gesamteindruck der gesamten „sozial-revolutionären" Literatur bleibt doch der einer verhältnismäßig zahmen „revolutionären" Einstellung. Die Anklagen, so mitleidslos sie auch im Vergleich zu denen vor 1914 erscheinen mögen, haben heute ebensosehr an Gewicht verloren wie die Predigten vom kommenden dritten Reich; den „Jüngsten" Englands erscheinen sie nunmehr, da so ziemlich alle Ideale bankerott gemacht haben, als nichtig und bedeutungslos. Die Epoche, wo die Revolutionäre bei der Sache waren und ihre Revolution ernst nahmen, scheint vorbei zu sein. Einige von den Jüngeren sind in ihrem Spiel mit Kommunismus, Bolschewismus, Anarchismus sicher gewaltsamer und gestenreicher als es Geister wie Shaw, Wells, Galsworthy je in ihrem Leben waren. Shaw, Wells, Galsworthy können, gemessen an dem heutigen Standpunkt der öffentlichen Meinung und praktischen Politik in England, kaum noch revolutionär genannt werden. Sie sind in einem tieferen Sinne wahrscheinlich nie revolutionär gewesen. Diejenigen, die nach Nicolson „nichts mehr ernst nehmen können", sind ohne Zweifel heute weithin repräsentativ; sie stehen im revolutionären Lager, aber ihre „Revolution" bleibt ein Spiel, detachiert, frivol oder ausgesprochen künstlerisch. Daraus ergibt sich unter anderem eine Mésalliance zwischen Literatur und Politik, die Wyndham Lewis nunmehr beseitigen möchte.

Die literarischen Angriffe auf den Gentleman scheinen allerdings der Vergangenheit anzugehören. Sie haben das Volksbewußtsein nicht grundlegend beeinflußt, wenigstens in seiner Stellungnahme gegenüber der alten Tory gentry, die mehr noch als die anderen Vertreter des Gentleman-Ideals sich das Herz des Volkes gesichert und gerade durch ihr neues tragisches Geschick sich diese Sympathie anscheinend erneut gesichert hat. Daß übrigens die Entwicklung von der Standesethik des Gentleman zur allgemein menschlichen Ethik noch recht weit entfernt ist, beweist die Tatsache, daß sich im Lande des Gentleman kaum ein wirksamer Protest erhoben hat gegen die wilden Auswüchse der Kriegsleidenschaft, daß der Gentleman im Kriege genau wie der man-in-the-street tagtäglich die Hetzpresse las[1], die antideutschen Spionen- und Hunnendramen auf der Bühne genoß, die von der Kriegspsychose genährten Romane nicht verschmähte. Und nach dem Kriege haben

[1] Vgl. Dibelius I, S. 183.

die Umgangsformen, wenn auch nicht die Ideale der gentry den aristokratischen Charakter der englischen Gesellschaftsordnung trotz oder wegen der Labour Party nicht erschüttert[1]. Die Maiwahlen 1929 verliefen denkbar ruhig und besonnen.

Das Land als der behagliche Sitz, das Landleben als das idyllenhafte Milieu einer patriarchalisch herrschenden squirearchy, einer frommen, fleißigen Bevölkerung hat bis in die Neuzeit dichterische Bewunderer gefunden[2]. Für Victoria Sackville-West ist in ihrem Roman „Heritage" (1919) das Land „a vast cathedral teeming with worshippers, all passing in unison from ceremony to ceremony as the months revolve", und in ihrem Versepos „The Land" (1926) will sie nichts weniger als eine neue englische „Georgica" gestalten. Für Constance Holme sind die wirklichen Dinge des ländlichen Lebens „trust in the morning and quiet in the evening, our own folk, and work and food and sleep—seedtime and harvest, cold and heat". Neben der Cornwall-Dichterin F. Tennyson Jesse, die in „Secret Bread" (1917) die Mystik und Romantik des Landes zu erfühlen weiß, steht als kraftvolle Sussex-Dichterin Sheila Kaye-Smith, die uns besonders in „Sussex Gorse" (1916) und in „Joanna Godden" (1921) die fast überirdische Kraft der Erde nicht minder zwingend fühlen läßt als die Vitalität und Energie der ihr entsprießenden Charaktere. Prachtvoll anschaulich läßt Hugh Walpole die Schönheit der „English countryside" erstehen („Wintersmoon", 1927). Reizvolle Bilder von der englischen „squirearchy" und dem geruhsamen englischen Landleben vor dem Kriege gibt Siegfried Sassoon in seinen „Memoirs of a Fox-Hunting Man" (1928). Hinzu kommen die vielen Lyriker: Edmund Blunden geleitet uns wieder in „Retreat" (1928) in viele Ecken und Winkel „among our British Commonwealth, of farmyard habit, meadow health", und die 1927 gestorbene Mary Webb kündet in Lyrik wie in Prosa ihr naturfrohes, mystikerfülltes „Evangelium der Erde".

Aber die Schönheit des alten (gegen das „sozialistische Gift" übrigens nicht mehr immunen) „Rural England", die diese Dichter feiern, wird immer mehr bedroht durch die Gefahren der Verstadtlichung und Verindustrialisierung. Clough Williams-Ellis („England and the Octopus", 1928) sieht sogar die Zeit kommen, wo Kent, „der Garten Englands", in ein neues südliches „Black Country" verwandelt sein wird. Immer wieder bemüht man sich gerade in letzter Zeit, besonders von der „Society for the Preservation of Rural Beauty"

[1] Vgl. Englandkunde I, S. 282.
[2] Vgl. E. A. Drew, S. 119ff.

aus, zu retten, was noch zu retten ist; einen kraftvollen Aufruf dazu erließ noch jüngst G. M. Trevelyan („Must England's Beauty perish", 1929). Aber resigniert muß der Referent des „London Mercury" (April 1929, S. 567) gestehen: „For every acre that we save from pollution a square mile is polluted", aus der Erkenntnis heraus, daß die industrielle Revolution eben nicht aufzuhalten ist. Daher muß auch Galsworthys System des „Foggartismus", nach dem England seine Lebensmittel nicht importieren, sondern zum größten Teil zu Haus anbauen solle wie im Kriege („The Silver Spoon", 1926), eine Utopie bleiben. Die Landbevölkerung spielt nicht die entscheidende Rolle wie bei uns, in Großbritannien wohnen nur 22% der Bevölkerung auf dem Lande[1]. Es ist für den der Natur und dem Lande im Innersten so tief verbundenen englischen Menschen eine der tragischsten Erscheinungen der Neuzeit, daß er hoffnungslos das alte Wort „Back to the land" zu verwirklichen trachtet.

Aber selbst den Dichtern erscheint das Land nicht mehr als „das idyllische Seelenasyl des Städters". Für Elinor Mordaunt („Before Midnight", 1917) und David Herbert Lawrence („The White Peacock", 1911) ist es „das Schlachtfeld, auf dem geiles Werden und grausames Töten ihr Wesen treiben"[2]. Für Bernard Gilbert („Bly Market", 1924) ist die bäuerliche Gemeinschaft eine stupide, kleinliche, unduldsame Gesellschaft. Die Kennzeichen der Wessex-Bewohner in Theodore Francis Powys' Romanen sind Haß, Neid, Bosheit, Sinnenlust, Roheit, Unbarmherzigkeit; es sind Narren und Lumpen, schwerfällig wie Troglodyten, boshaft wie Trolle; selbst die Kinder sind dämonenhaft getriebene verbrecherische Charaktere; die Bilder aus dem Landleben sind in eine magische koboldhafte Atmosphäre getaucht. Powys vertritt eine sinnliche, miasmische, verworren subjektive, der Lawrenceschen ähnliche Naturphilosophie, versinnbildlicht durch die „schwarze Zaunrübe", die an dichten Hecken wachsende Schlingpflanze, deren Beeren von den Bauern zu abergläubischen Zwecken destilliert werden („Black Bryony", 1923).

Die Ursachen für viele der Wandlungen auf sozialem, religiösem und geistigem Gebiete, die wir bereits festgestellt haben, sind schon in der Zeit vor dem Kriege wirksam, der Krieg hat aber die neuen Kräfte zumeist zur vollen Entfaltung gebracht. In der Kriegs- und Nachkriegszeit sind natürlich viele Bücher erschienen, die sich mit dem Kriege selbst auseinandersetzen, die Stoff und Motiv dem Kriegserlebnis selbst

[1] Vgl. Englandkunde II, S. 17.
[2] Vgl. Fehr, Literatur, S. 411.

entnehmen. Während der Kriegszeit hat der Krieg nur in der Lyrik dauernd Wertvolles hervorgebracht. Die Namen der Antikriegslyriker, die sich durch Ironie und Skepsis den Kopf klar hielten: Siegfried Sassoon, Wilfred Wilson Gibson, Wilfred Owen, Robert Nichols, Robert Graves, haben bis heute in England vollen Gegenwartsklang. Die Gedichte, in der sie ihrer „saeva indignatio" Ausdruck geben, finden sich immer wieder in den stets noch zahlreich erscheinenden lyrischen Anthologien, ohne freilich so in den Volksmund übergegangen zu sein wie des frühvollendeten Rupert Brooke Todeslied von dem „Soldaten", dessen Grab in fremder Erde für immer ein Stück Heimat bleiben wird. Sie schildern mit kraftvoller Originalität und bitterer Ironie, mit grauenvoller Realistik und düsterer Phantastik, was sie geschaut und erlebt haben. Als Kriegs- oder vielmehr Antikriegslyriker werden sie in der Literatur länger fortleben als Rudyard Kipling und sein kleinerer Nachbeter Theodore Maynard, die die stärksten Ausdrucksmittel ihrer „Jehovah-exhorting verses", getreu den Überlieferungen des religiösen Imperialismus, dem Alten Testament entnehmen.

Weniger Beachtung scheinen in England die verhältnismäßig wenigen guten Romane gefunden zu haben, die das Erlebnis des Krieges zu gestalten versuchten und zumeist erst nach der großen Heimkehr erschienen. Hugh Walpole weiß schon in seinem ersten Rußlandepos „The Dark Forest" (1916) das symbolische und mystische Grundmotiv: den Sieg der Seele über Tod und Todesfurcht überzeugend zu gestalten. Ford Madox Ford sucht den ganzen Krieg „in ein geistiges Bild zusammenpressen" („Some do not", 1924, „No More Parades", 1925, „A Man could stand up", 1926). A. P. Herbert konzentriert das Geschehen auf die Wirkungen, die der Krieg auf die sensiblen Nerven eines an sich tapferen Soldaten hat, der wegen Feigheit erschossen wird („The Secret Battle", 1920). Eine ähnliche Episode bringt Charles Edward Montague, auch Verfasser von „Disenchantment" [!] (1922): Ein Mann, der im Frieden mühelos Erfolg hatte, bricht physisch und moralisch zusammen und wird als Deserteur erschossen („Rough Justice", 1925). Gilbert Frankau kritisiert scharf manche Korruptionserscheinung im britischen Heere („Peter Jackson, Cigar Merchant", 1919). Ralph H. Mottrams kürzlich vom Inselverlag in deutscher Übersetzung herausgebrachte Romanserie „The Spanish Farm" (1924), „Sixty-Four, Ninety-Four" (1925), „The Crime at Vanderlynden's" (1925) ist nicht wegen der Schlachtenszenen bemerkenswert, sondern durch den Unterton der Menschlichkeit und die

eigenartige rückblickende Technik. Wir sehen den Krieg mit den Augen der Bevölkerung, wir lernen den typisch englischen Soldaten kennen und den Durchschnittsengländer in der Etappe. Die Bauerntochter Madeleine wird zum Symbol Frankreichs nach dem Kriege, das nicht vergibt und nichts vergißt, unbarmherzig um den letzten Entschädigungsgroschen ringend. Der Leutnant Skene ist einer von den vielen Engländern, die bei Kriegsausbruch ins Heer traten, getrieben von einer romantischen Auffassung, und im Verlaufe des Krieges immer mehr fanden, daß es ein Wirtschafts- und Prestigekrieg war. Der Stabshauptmann Dormer ist der Durchschnittsengländer, der auch nach Jahren von Opfern und Anstrengungen ein Fremdling in Frankreich geblieben ist. Die Atmosphäre des dumpfen, stumpfen Wartens auf das Ende ist glänzend getroffen. 1917 und 1918 sind nicht mehr die Deutschen, sondern der Krieg der wirkliche Feind. Kaum eines dieser Bücher aber enthält Schlachtenszenen von so einfacher und doch so eindringlicher Realistik wie Barbusse oder Remarque. Dafür, daß der englische Barbusse noch nicht erschienen ist, glaubt Henry Williamson[1] folgenden Grund geltend machen zu können: „The English phlegm won't accept Barbusse; he's a defeatist, and his writings those of a man with shell-shock. ‚He piles horror on horror...' How many times has that been said." Der Mensch erdrückt oft den Künstler in diesen Kriegsautoren, so in Jerome K. Jeromes zorniger Anklage gegen die egoistische und kapitalistische Gesellschaft und den durch sie zwangsläufig herbeigeführten Krieg („All roads lead to Calvary", 1921); man hat die nötige Distanz noch nicht gewonnen: Wilfrid Ewart („Way of Revelation", 1921) gelingt es daher nicht immer, die Kriegswirklichkeit so zu gestalten, wie er sie geschaut. Das Einzelerlebnis weitet sich nicht ins Allgemein-Gültige, daher ist auch das Bild des „Natural Man" (1924) im Kriege von Patrick Miller nicht repräsentativ.

Von den zahlreichen Versuchen, den Krieg in der Heimat zu schildern, seien nur erwähnt: Mary Agnes Hamilton „Dead Yesterday" (1916) und May Sinclair „The Tree of Heaven" (1919), die sich mit der entnervenden sozialen Not und der defaitistischen Stimmung der zu Hause Gebliebenen befassen, John Galsworthy „The Saint's Progress" (1919) und H. G. Wells „Mr. Britling sees it through" (1916), die beide die gerade im Kriege naheliegenden religiös-kirchlichen Probleme anschneiden, Sheila Kaye-Smith, die die Kriegs-

[1] Reality in War Literature, London Mercury, Januar 1929, S. 297.

leiden ihres „Little England“ (1918) ins Überindividuelle erhebt, und Hall Caine, der mit seiner Frieden, Menschlichkeit und Völkerversöhnung versinnbildlichenden Parabel („The Woman of Knockaloe“, 1923) als erster den Krieg nach dem Kriege zum Vorwurf nimmt.

Die verhältnismäßig besten Kriegsromanschriftsteller sind Herbert, Montague und vor allem Mottram; aber sie sind doch in gewissem Abstande von Barbusse oder Remarque zu nennen. Ihre Romane scheinen erst jetzt in England die nötige Beachtung zu finden. Weit weniger als sie vermochten die anderen das große Thema geistig und künstlerisch zu bewältigen. Der schon im Kriege einsetzende jugendlich überschwengliche literarische Pazifismus des Kontinents hat in England keine große Begeisterung erweckt. Der Engländer sah ein, daß nur mit „Literatur“ dem Unverstande der „Heldenverehrung“ nicht beizukommen sei, und zog es daher vor, to forget all about it. Englische matter-of-factness und englischer common-sense haben für literarisches Experimentieren kein Verständnis. Dringendes Bedürfnis, sich mit Kriegsende Rechenschaft über das Erlebte zu geben, lag angesichts der Siegesstimmung nicht vor. Selbst dem organisierten Pazifismus lag mehr daran, vor dem nächsten Kriege und seinen Greueln zu warnen, als Klarheit über das Erlebnis des letzten zu verbreiten[1].

Jetzt erst, wo man den nötigen Abstand gewonnen hat, erscheinen auch in England die Kriegsbücher, von denen weniger „Erregung“ und mehr „Wärme“ ausgeht: Edmund Blunden „Undertones of War“ (1928) und Siegfried Sassoon „Memoirs of a Fox-Hunting Man“ (1928). Bezeichnenderweise fehlen bei beiden die Obszönitäten. Es sind freilich nicht die Kriegsbücher im Sinne wie die von Renn und Remarque. Der Krieg erscheint nicht wie bei Remarque als der riesenhafte Zerstörer des Menschlichen, es fehlt die durch sich wirkende, unaufdringliche männliche Sachlichkeit Renns. Es gibt bei ihnen keine Soldaten, die leiden wie die Verwundeten bei Barbusse oder Duhamel. Das primitive Erleben und heroische Dulden des gemeinen Mannes finden keinen adäquaten Ausdruck. Mitleid und Ironie sind die Grundtöne in Sassoons Erinnerungen, von denen hier nur die beiden letzten Kapitel in Frage kommen; was er mit seinem durch die Erinnerung abgerundeten und durch sein dichterisches Temperament geschauten Ausschnitt aus seinem Kriegserleben beabsichtigt, erhellt

[1] Vgl. F. Lindscheidt, Der Krieg und die Bühne, Kölnische Volkszeitung, Nr. 207, 22. März 1929. Der Verfasser verdankt manches auch persönlichen brieflichen Mitteilungen Lindscheidts aus London.

aus den Worten: „The intimate mental history of any man who went to the war would make unheroic reading. I have half a mind to write my own." Blundens viel umfangreicheres, ehrgeizigeres, die im Westen miterlebten Ereignisse vom Frühling 1916 bis zum Frühling 1918 umfassendes Buch liest sich wie eine mit literarischen Reminiszenzen, schönen Naturschilderungen, unwirklichen Reflexionen durchsetzte große „Elegie", nicht wie das Epos des Krieges; manches mutet wie ein Tagebuchauszug, ein Heimbrief, ein Pressebericht an, zu literaturgemacht. Die Verse am Schluß besagen mehr über die Wirklichkeit des Krieges als die Prosa. Die Psyche des „Helden" kennt Sassoon jedenfalls besser als Blunden. Aber beide Kriegsbücher, geschrieben mit der Distanz, die die Rückschau erst möglich und erträglich macht, sind doch echte Dokumente schöner Menschlichkeit, in ihrer Verhaltenheit und Zurückhaltung echt englischer Bücher, vom literarischen Standpunkte aus Kunstwerke in höherem Sinne, und ihre unumstrittene Popularität ist ein Zeugnis für die zum mindesten nicht chauvinistische Stimmung im heutigen England. Bezeichnend freilich bleibt, daß wenigstens die Romanautoren nicht eine so offensichtliche, leidenschaftliche pazifistische Propaganda betreiben, alles „Heldische" so grundsätzlich ablehnen wie manche unserer Literaten.

Das Drama der Kriegszeit leistet zumeist Propagandadienste für England und die Entente. Die Hetz- und Spionenstücke stehen auf ebenso tiefer Stufe wie die Romane von E. Philips Oppenheim und William Le Queux, die die Kriegspsychose sensationell ausschlachteten. Klänge der Friedenssehnsucht, wie sie John Drinkwater im Jahre 1917 in seinem „Pawns" zu äußern wagte, sind im Kriege auf der Londoner Bühne selten zu vernehmen; die edlen Worte seines „Abraham Lincoln" (1918), dem der Apell an die Gewalt nur die Missetat einer noch unvollkommenen Welt ist, wirkten wie eine neue Botschaft des Friedens und der Menschenliebe. Shaws kleinere „Kriegsdramen" sind nur überwitzte Parodien. „Heartbreak House" (entstanden 1913 bis 1916) dagegen ist eine ernsthafte Kriegsdichtung, obwohl vom Kriege selbst nicht die Rede ist; die Charaktere, „hoffnungslos private Naturen", repräsentieren die sogenannte gebildete europäische Gesellschaft, die den Krieg herbeiführte und gegen die Shaw in der wertvollen Vorrede bittere Anklage erhebt. Die erste künstlerisch einigermaßen wertvolle direkte dramatische Propaganda gegen den Krieg ist Allan Monkhouses „The Conquering Hero" (1923); der „Held", eine sensible Künstlernatur, zieht in den Krieg, um der chauvinistischen Atmosphäre daheim zu entrinnen, kehrt mit zerrütteten Nerven und gebrochenem

Herzen zurück und steht wieder der Unmenschlichkeit und Rachsucht der Daheimgebliebenen gegenüber. Das Stück ist rührend naiv, sein Ethos sympathisch. Die geistreichste Bühnenarbeit, die das Kriegserlebnis in England nach dem Kriege gezeitigt hat, ist C. K. Munros Stück „The Rumour" (1923 erschienen, 1929 mit finanzieller Hilfe von Pazifistinnen uraufgeführt); hier zeigt Munro, ähnlich wie in „Progress" (1925), mit erbarmungsloser Konsequenz, wie der moderne Krieg ein von Kapitalisten inszenierter Krieg ist; die Finanzwelt überzeugt die Diplomatie, daß mit den geschäftlichen Interessen auch nationale auf dem Spiele stehen; die Presse überzeugt das Volk, daß es um die höchsten und heiligsten Güter geht; wenn die Lüge, das „Gerücht", einmal propagiert ist, dann tun die Leidenschaften und Torheiten der bête humaine ein übriges. Kein „propaganda play" ist R. C. Sheriffs 1928 uraufgeführtes Drama „Journey's End", äußerlich der Bericht aus einem Offiziersunterstand in den letzten zwei Tagen vor dem großen deutschen Angriff am 21. März 1918; die Gestalten sind weniger Kämpfer als Dulder, die auf den Tod warten, die weniger den Tod als dieses Warten vor dem Tod fürchten. Alle tragen dasselbe dumpfe Schicksal. Der Krieg selbst ist die große Tragödie in diesem räumlich und zeitlich begrenzten Stück, und dieses Gefühl weiß Sheriff stets wachzuhalten. Ein expressionistischer Spätling ist Velona Pilchers „The Searcher. A War Play" (1929), ein ekstatisches Schrei- und Passionsdrama in der Art Tollers, der vielleicht als Vorbild gedient hat und auf der englischen Bühne der Nachkriegszeit so sehr kultiviert wird; der „searcher" ist eine Rot-Kreuz-Schwester, die Szene ein „Evacuation Hospital" hinter der Front. Die Kriegsmaschinerie wird dargestellt durch „means of significant sounds, shapes and speech, and staccato rhythms", also durch Mittel des Expressionismus, der im englischen Theater nie hat Fuß fassen können und nur noch mit geringem Erfolg gepflegt wird von der Experimentierbühne, von der die Verfasserin auch herkommt. Der lyrische „Expressionismus" scheint seit Jahren verstummt zu sein.

Die imperialistische Gedankenwelt, die im Kriege eine so üppig wuchernde, wenn auch wenig originelle Literatur erzeugte, hat im Nachkriegsengland auch in der Literatur immer mehr dem Pazifismus und Kosmopolitismus weichen müssen. Das Gesamtbild erfährt auch keine wesentliche Korrektur durch die Tatsache, daß ein Mann wie Kipling es noch 1923 wagt, in seiner Kriegsgeschichte des irischen Garderegiments die Märchen von deutschen Greueltaten zu wiederholen. Wie England immer mehr aus seiner Reserve gegenüber Deutsch-

land heraustritt, zeigt der Umstand, daß die im Kriege verketzerte oder zu Propagandazwecken ausgeschlachtete deutsche Literatur nach dem Kriege in England wieder zu Ehren kommt, wenn auch erst in den letzten zwei Jahren ein breiterer Strom deutscher Geistigkeit nach England herüberfließt und wenn auch der Export englischer Bücher nach Deutschland unvergleichlich größer ist. Die neue Mentalität bleibt aber insofern britisch orientiert, als sie den „Frieden" ohne weiteres als pax Britannica deutet, obwohl besonders nonkonformistische Kreise in fast mystischer Weise für Völkerbund und internationalen Frieden schwärmen. Literarische Proteste gegen Versailles besagen nicht allzuviel, ob nun Hall Caine gegen die Kreise wettert, die um das Schicksal der Jungen und Ungeborenen feilschen und sich um Reparationen zanken, oder ob Munro die Friedenskonferenz persifliert, wo Kohle und Eisen nach dem bekannten Selbstbestimmungsrecht verteilt werden. Selbst H. G. Wells, der so unermüdlich Propaganda macht für seinen im dauernden Frieden lebenden Weltstaat, ist im Herzen doch ein stolzer „Britisher", dessen Kosmopolitismus wesentlich intellektuell geblieben ist. Die Ablehnung des Krieges erfolgt allerdings auch bei Englands „Jüngsten" jetzt mit der Vernunft, Vernunft ist ihnen wichtiger als Gefühl. Die englische Intelligenz ist wie die europäische jetzt pazifistisch eingestellt. Die Sentimentalen, die chauvinistischen Rhetoriker, die auch nach zehn Jahren nichts hinzugelernt haben, finden in der Literatur kein nachhaltiges Echo mehr.

Der Anteil der Frau an der Kriegsliteratur ist naturgemäß sehr gering. Wie Wild (S. 7) aber feststellt, ist ihr Anteil an der Literatur überhaupt bedeutend gewachsen. Der Roman befindet sich gut zu einem Drittel in Frauenhänden, die Lyrik und Epik zu einem Fünftel, das Drama zu einem Achtel; der Essay ist vorwiegend dem Manne vorbehalten. Der Roman ist die einzige Gattung, worin die Frau dem Manne Ebenbürtiges geleistet hat. Als Grund dafür gibt Elizabeth A. Drew (S. 111), der wir übrigens die bislang beste englische Darstellung des englischen Gegenwartsromans verdanken, an: „Surely because the scope and function of the novel is primarily to portray just that structure of personal relationship into which woman's whole being is built. Fehr (Prosa, S. 14) ist sogar der Meinung, daß die Frau von 1914 an nicht nur Literaturgegenstand und Geschmacksträgerin, sondern in höherem Maße denn je Literaturerzeugerin ist, und führt mit Recht besonders die Namen May Sinclair, Virginia Woolf, Dorothy Richardson, Katherine Mansfield an, deren Glanz das jüngere männliche Dichtergeschlecht zu überstrahlen beginnt. Hinzu-

fügen ließen sich die Namen Romer Wilson, Rose Macaulay, Clemence Dane, Sheila Kaye-Smith, Rebecca West, Naomi Mitchison; hinweisen ließe sich besonders darauf, daß die Frau in einigen Sondergattungen überragende Einzelleistungen hervorgebracht hat: Sheila Kaye-Smith in der Heimatdichtung, Naomi Mitchison im historischen Roman, Katherine Mansfield in der short story, Clemence Dane im mystischen Roman. Am neuen Frauenroman entdeckt E. A. Drew (S. 104) alles andere als Zartheit und Weichheit, indem sie hinweist auf „the stern virility of a Sheila Kaye-Smith, the intellectual vigour of a May Sinclair, the unsparing satire of a Rose Macaulay, the pitiless analysis of a Rebecca West". Aber auf dem Gebiete des modernen „Liebesromans" hat sich die Frau mehr als der Mann die einfache, natürliche Menschlichkeit bewahrt; dem Mann blieb es vorbehalten, das Erotische ins Erotomanische zu steigern. Allerdings ist die viktorianische Selbstaufopferung den Lesbierinnen Clemence Danes und Hope Mirlees, den Egoistinnen E. M. Delafields und Clemence Danes fremd. Der Typus der „Modern Woman" sind sie aber nicht, diesen zeichnet der Gesellschaftssatiriker Stephen Mc Kenna als „restless, selfish, blasée, fast; stimulating her already jaded nerves to a ceaseless round of hectic gaiety and heartless flirtation; rouged, powdered and adored". Diesen Typ als Verkörperung der modernen Disharmonie stellt auch Galsworthys Fleur dar, aber er macht sie zur glücklichen Mutter („The White Monkey", 1924), zur reuigen Sünderin („Swan Song", 1928) und rückt damit bewußt ab vom zeitgenössischen Roman: Fleur ist keine Sally Minto (Frank Swinnerton „Coquette"), Nan Hilary (Rose Macaulay „Dangerous Ages"), Mrs. Brandon (Hugh Walpole „The Cathedral"), Jeanne (G. B. Stern „Tents of Israel"), Rome Gardiner (Rose Macaulay „Told by an Idiot"), Ann Severn (May Sinclair „Ann Severn and the Fieldings"), Effie Warren (May Sinclair „Arnold Waterloo") und die anderen Gesinnungsgenossinnen der „Garçonne"[1].

Im neuen „revolutionären" und psychologischen Roman hat die Frau etwas dem Manne zum mindesten Gleichwertiges geleistet. Hier läßt sie die Stimme des „Revolts", nicht der „Revolution" ertönen. Die Gegenwart ist nicht wie die neunziger Jahre eine Epoche des lauten Feminismus. Die Forderungen (Scheidungserleichterung, freiere Stellung innerhalb und außerhalb der Ehe, die wenn auch eingeschränkte Zulassung zum höheren Beamtentum) sind ja zumeist erfüllt. Clemence Dane, die mit „The Bill of Divorcement" (1921) ein frisches hoffnungsvolles Tendenzstück schrieb und für die auch von Shaw ver-

[1] Vgl. Erwin Rosenbach, Die Neueren Sprachen, Bd. 34, S. 235f.

fochtene, als Reaktion gegen die „Untergangsstimmung“ sich immer meldende Eugenetik eintritt, behauptet in ihrer Kampfschrift „The Women's Side“ (1926): „We are independent women nowadays, emancipated women, business women, bachelor women, with degrees and dameships and seats in Parliament“, und knüpft daran zum Teil schon erfüllte Forderungen. Die politische Emanzipation ist jedenfalls durch das letzte Wahlgesetz (1928) vollständig. Im Mai 1929 schritten die Frauen in Scharen zur Wahlurne, um sich weder für die Weltbeglücker noch für die Stillstandspropheten zu erklären, ohne jedoch trotz zahlenmäßiger Überlegenheit nur wenig mehr Sitze als früher zu erlangen. Die „Frauenfrage“, die schon bei W. L. George („The Stranger's Wedding“, 1916) eng mit der sozialen Frage verknüpfte, ist heute gerade in England zuvörderst eine Einkommensfrage. Aus der „Rebellin“ ist heute die „Egoistin“ geworden. Der Egoist und die Egoistin bilden ein ständig wiederkehrendes Thema im modernen Frauenroman. Die Frau ist es müde geworden, für eine Idealwelt zu kämpfen, und diese Kampfmüdigkeit sucht und findet Ausdruck in einer egozentrischen Weltanschauung. Zahlreich sind die Romanstudien über Egoisten und Egoistinnen[1]. Der „Kampf“ gilt jetzt nicht so sehr der Überlieferung und Gesellschaft als solcher, er ist vielmehr ein dem ursprünglichsten Lebensinstinkte entspringender Kampf um die Liebe und für das Geschlecht. Mit einer dem keuschen Ton des viktorianischen Romans ganz fremden Offenheit geben die neuen Frauen dem erotischen Instinkt als dem elementarsten Lebenstrieb Ausdruck. Die charaktervolle Epigonin May Sinclair ließ schon 1904 in „The Divine Fire“ die ewige Stimme des Geschlechts ertönen. Sie verficht die geschlechtliche Emanzipation energisch und folgerichtig, andere wie Clemence Dane und Rose Macaulay tun es nur gelegentlich oder ironisieren sie als Lebensillusion. May Sinclair tritt sogar im Falle, daß eine Ehe aus äußeren Gründen nicht möglich ist, für das „freie Verhältnis“ ein („Ann Severn and the Fieldings“, 1922, „Arnold Waterloo“, 1924). Offener als der Mann enthüllen die neuen Frauen die weibliche Seele, aber nicht so obszön wie der Mann. Sie legen nicht so rücksichtslos die Miseren des Fleisches bloß wie etwa James Joyce oder David Herbert Lawrence. Sie lassen ihre Frauengestalten sich schonungslos aussprechen über erotische Dinge, aber sie wagen nicht, sexuelle Ausschweifungen oder gar Perversitäten zu schildern. Dorothy Richardson zum Beispiel wühlt nicht wie der zynische James Joyce allen einer weiblichen Psyche fremden und wider-

[1] Vgl. Wild, S. 344ff.

strebenden Schmutz aus den Bewußtseinstiefen auf. Die Hauptflut der „erotischen" Romane scheint in England zu Ende zu sein, wenn auch für „obszöne" Stoffe noch Konjunktur ist. Sie haben die kontinentalen Binsenwahrheiten verbreitet: „That married men have mistresses and women lovers; that free unions flourish in all walks of society; that sexual abnormalities are common; that women are pursuers and men the pursued; that love is an incident in most men's lives and—if she can get it—almost always woman's whole existence." David Herbert Lawrence hat seinen neuen Roman „Lady Chatterley's Lover", wo er an Pornographie Gewagteres bietet als selbst Joyce, in Italien als Privatdruck erscheinen lassen (1928). Radcliffe Halls ganz harmlose, ganz unpornographische Lebensgeschichte einer Lesbierin „The Well of Loneliness" (1928) wurde von der Zensur verboten. Auch John van Drutens Drama „Young Woodley" (1928), das in sehr diskreter Form die Frage der Schule, der Erziehung und der sexualen Triebe behandelt, das man in Deutschland als einen ganz zahmen verspäteten Wedekind belächelt hat, wurde anfänglich vom Zensor beanstandet, dann aber freigegeben. Die seit 1928 sich abwickelnde interessante Zensurdebatte ist zurzeit noch nicht abgeschlossen. Soll man darin eine puritanische Reaktion sehen? Der Sieg der Moderne über die viktorianische Prüderie ist jedenfalls vollzogen, wenn auch die Masse des englischen Publikums „moralisch" noch nicht so weit fortgeschritten ist wie die „kultivierten" Romanautoren. Im täglichen Leben gestattet die Diskretion des englischen Lebens und der englischen Justiz nur gelegentlich Einblicke in die erotischen Dinge. Im allgemeinen sieht man nur den belangloseren Teil, der in den langweiligen Ehescheidungsprozessen verhandelt wird. Die englische Literatur bemüht sich nicht mehr so eifrig um die Enthüllung der verschleierten Bilder[1].

Die Hauptverantwortung für die Erotik bzw. Erotomanik in der modernen Literatur fällt der Psychoanalyse zu, die seit etwa 1918 ihren Einzug hält. Die psychoanalytischen Autoren konstatieren und illustrieren gern pathologische Ausnahmefälle. Sie zitieren gern die Namen Freud und Jung, lassen deren Theorien in ihre Romane hineinspielen, verwenden die psychoanalytische Methode sogar als Kunstmittel. Andererseits darf der direkte Einfluß Freuds und Jungs nicht überschätzt werden: die mit Kriegsende in Mode kommende Psychoanalyse ist oft nachträglich hineininterpretiert worden, nicht nur in Romane, die schon zuvor erschienen sind. May Sinclair zeichnet schon in „The Three

---

[1] Vgl. Rudolf Kircher, Frankfurter Zeitung, Nr. 172, 4. März 1928.

Sisters" (1914) ein furchtbares Bild der an Sexualverdrängung Leidenden. Clemence Dane gibt schon in „Regiment of Women" (1917) die eindrucksvolle pathologische Studie einer verantwortungslosen Sadistin. David Herbert Lawrence überträgt in seinen Gedichten „Birds, Beasts, and Flowers" (1923) alle wilden menschlichen Sexualinstinkte auf die Tiere und Pflanzen; er hat seine eigene Psychoanalyse, die er auch theoretisch vorträgt in „Fantasia of the Unconscious" (1924) und „Psychoanalysis and the Unconscious" (1924), um damit die in die Hunderte gehenden psychoanalytischen Publikationen zu vermehren. Zugleich aber wird schon das Geschlechtliche humorvoll-satirisch abgewandelt, wird die Psychoanalyse parodiert und verlacht von Romanautoren wie Rose Macaulay, Norman Douglas, J. B. Cabell, Aldous Huxley, Stella Benson, C. H. B. Kitchin, Douglas Goldring, Frank Swinnerton. Besonders die Ironie Rose Macaulays, die in „Dangerous Ages" (1921) die von ihrem Psychoanalytiker konstatierte Tatsache: „Alle Alter sind gefährlich für alle Leute in diesem gefährlichen Leben, in dem wir leben" mit mokantem Kopfschütteln als allgemeingültig für die „besexed world" der Gegenwart akzeptiert, ist ergötzend und befreiend zugleich. Und in „Keeping up Appearances" (1928) bemitleidet sie „the pseudo-scientists like Freud, poor old man, who's hypnotised himself with observing diseased erotomaniacs and thinking them normal, till he can see nothing straight". Elizabeth A. Drew (S. 65f.) fertigt gleichfalls die Psychoanalyse als Pseudowissenschaft ab, die den Halbgebildeten in jeder Einzelhandlung eine Äußerung des Geschlechtlichen sehen lasse, den psychoanalytischen Autoren nur insofern eine Daseinsberechtigung zuerkennt, als sie durch die Aufdeckung der Stumpfheit und Öde eines rein triebhaften Daseins der Gesellschaft eine heilsame Lehre erteilen. Die Psychoanalyse als Wissenschaft hat jetzt in England fast alles Ansehen verloren. Die Engländer haben die Zeiten hinter sich, wo Freud und Jung für sie Offenbarungen waren. Siegfried Sassoon („Satirical Poems", 1926) prophezeite, daß der „psycho-analytic pride" der Gegenwart einst der Lächerlichkeit anheimfallen werde. Liebenswürdig verhöhnt Robert Bell die „neue Philosophie" in dem Gedichte „The Psycho-Analyst in the Garden" („After-Thoughts", 1929). Es scheint fast, als wenn Sassoons Prophezeiung sich schon jetzt erfüllt hätte, als wenn Rose Macaulays skeptisch-ironische Haltung gegenüber der Psychoanalyse jetzt schon typisch zu werden begänne für die ihr einst verfallenen Intellektuellen. Arnold Bennett wagt es zwar noch 1928 in „The Return Journey", das Drama vom verjüngten Faust, einen Schuß Psychoanalyse hineinzu-

bringen. Die Dramatisierung von Rebecca Wests "The Return of the Soldier" durch John van Druten im Jahre 1928 hatte zwar Erfolg auf der Bühne, aber St. John Ervine erinnert in seiner Kritik[1] ironisch an die Entstehungszeit des Romans, wo Londons Intellektuelle unter den „ersten Stößen" der Lehren Freuds und Jungs zu leiden hatten, ohne zu wissen, daß der 1918 erschienene Roman der Heilung eines „shell-shocked soldier" bereits 1915 im Manuskript fertig vorlag. Allerdings machen noch 1929 die schwachen psychoanalytischen Stücke einiger jüngerer Franzosen auf den Londoner Experimentierbühnen (Gate Theatre, Arts Theatre) gewissen Eindruck. Sonst aber befruchten Freud und Jung heute in England nicht mehr so sehr die Künstler wie die Kritiker. Das Gleiche gilt von Proust. Man ist ihnen gegenüber sozusagen mit der Inventuraufnahme beschäftigt. Ein überragendes Kunstwerk hat die Psychoanalyse nicht hervorgebracht. Von der durch Proust wie durch Bergson beeinflußten „expressionistischen Bewußtseinskunst" ist einiges im Begriff klassisch zu werden. Die Psychoanalyse war eine Modekrankheit wie die Übersinnlichkeitsmanie (Tischrücken, Telepathie, Spiritismus) der 80er Jahre, in der man die soziologische und literarische Vorbereitung zur Anziehungskraft des Unbewußten als Romanstoff im ersten Jahrzehnt nach dem Kriege sieht[2]. Daß die Psychoanalyse in diesem Jahrzehnt die Geister so erregen konnte, könnte man fast versucht sein, als eine Äußerung des englischen „spleen" zu deuten, der sich von Zeit zu Zeit in solchen Absonderlichkeiten entladen muß; daß sie Import aus fremder Hand war und sozusagen Ersatz sein mußte für wahre Wissenschaft (wie Theosophie, Spiritismus, Okkultismus für echte Mystik), dokumentiert erneut das Versagen des allem Abstrakten abgeneigten englischen Menschen auf geistig schöpferischem Gebiete; daß sie jetzt abgewirtschaftet hat, ist ein Zeichen für den immer noch auf das Wirkliche eingestellten und beschränkten gesunden englischen Instinkt.

Die größten Auflageziffern, die weitesten Leserkreise hat in England der Roman mit den geringsten literarischen Qualitäten: der Kolportageroman sowohl als Feuilleton wie in Buchform. Er wendet sich an die Mentalität des Volkes, die eigentlich in jedem Zeitalter sich gleich geblieben ist. Die literarische Qualität ist weniger wichtig als die sentimentale Haltung und die romantische Geste. Der „Reißer" appelliert an die primitivsten Instinkte, behandelt oberflächlich sensationelle und aktuelle

[1] The Observer, 1. 6. 1929.
[2] Vgl. Fehr, Prosa, S. 14.

Stoffe; er reizt des Lesers Selbstliebe, indem er ihn glauben läßt, er genieße gute Literatur; er verwässert die tieferen Probleme, macht ihre Bitterkeit erträglich oder gar schmackhaft. Die Verfasser arbeiten weniger mit Geist und Gedanken als mit Rührung und Gefühl, sie wecken im Leser leidenschaftliche, mit- und nacherlebende Anteilnahme am Geschick des Helden. Die Mittelmäßigkeit entzündet sich an der Mittelmäßigkeit. Die Sportromane des 1920 gestorbenen Nat Gould waren während des Krieges in den Lazaretten am meisten begehrt und wurden in über 24000000 Exemplaren abgesetzt. Nach dem „English Catalogue of Books" (1928) haben im Jahre 1928 die Bücher über Philosophie mehr zugenommen als die über Sport! Der Herausgeber hat errechnet, daß jedes vierte Buch, das im britischen Reiche verkauft wird, von Edgar Wallace stammt, dessen zahllose Detektivgeschichten die englische Kritik, selbst in guten Organen, immer wieder als „thrilling" rühmt. Detektiv- und Abenteuergeschichten mit okkultem Einschlag sollen überhaupt jetzt beliebter sein als erotische Stoffe. Wallace, der Henry Ford der Literatur, hat im vergangenen Jahre nicht weniger als 81 Bücher produziert. Er übertrifft an Fruchtbarkeit und Publikumserfolg sogar Ethel Dell, die in Berta Ruck und E. M. Hull geschickte Gesinnungsgenossinnen hat. In ihren Liebesgeschichten, die bei den weiblichen Leserschaft rasenden Absatz finden, biegt sie alle Wirklichkeit romantisch um, banalisiert sie moderne ernste Themen, brilliert sie durch gewollt geistreichen Dialog. Nach ähnlichem Muster schreibt A. S. M. Hutchinson; er ist ehrlich-sentimental und sentimental-wirklichkeitsfremd. Die harten Tatsachen des menschlichen Egoismus macht er erträglich durch die Erfindung von unglaublich edlen, sich selbst opfernden Menschen; in „If Winter comes" (1921) entzieht er in leicht witziger Darstellung den Problemen das Schwere und Bittere; in „This Freedom" (1922) ist insbesondere die Psychologie der Frau ganz verfehlt. Die best sellers, die erfolgreichsten Bücher des Jahres, sind mittelmäßige, wenn nicht minderwertige künstlerische Leistungen. Der best seller des Jahres 1924 „The Green Hat" von Michael Arlen, der hier die Joycesche Methode der „Entfabelung" konsequent durchführt, mag in seiner Art ein Kunstwerk sein, aber seine Popularität verdankt er eingestandenermaßen dem durch eine Gestalt, einen „imaginären Novellisten", ausgesprochenen Zwecke jedes best seller: „to justify a reasonable amount of adultery in the eyes of surburban matrons". Das Buch ist sentimental und witzig zugleich, wichtige Eigenschaften für den best seller, der buchhändlerischer und verlegerischer Geschäftsartikel geblieben und zugleich anerkannte literarische Gattung

geworden ist. Ihr wendet sich sogar ein Künstler wie Arnold Bennett besonders in seinen nur für Gelderwerb geschriebenen „Phantasien über moderne Themen" zu, die er selbst nicht als Kunst gewertet wissen will und scharf scheidet von seinen realistischen Kunstwerken. Noch entwaffnend offener ist der Schmierer E. Phillips Oppenheim, der seine zahllosen Machwerke in aller Öffentlichkeit als „pot-boilers" anerkennt. Den Kolportageroman scheint Rose Macaulay in ihrer „highbrows" wie „lowbrows" verspottenden gutmütigen Satire auf Stil und Pretentiösität der billigen illustrierten Sonntagsblätter „Keeping up Appearances" (1928) zu ironisieren, wenn sie den Verleger-Waschzettel eines neuen Romans ihrer Heldin mitteilt: „Youth's cry of perplexity and pain, typical of this our post-war age of unrest, when, the old values being submerged, youth, in hot revolt against Victorian standards, questions life as never before"; in knappen Worten wird hier der „Zeitgeist" sichtbar, wird auch klar, daß die „Kolportage" sich auch eines Themas bemächtigt hat, das sonst in besseren Händen liegt.

Sie greift auch auf die short story über. Scharf zu scheiden ist die jetzt anscheinend zum Stillstand gekommene wertvollere Art der Kurzgeschichte, die in Katherine Mansfield (gest. 1923), Walter de la Mare, A. E. Coppard wohl ihre bedeutendsten Vertreter hat, und von denen jeder mindestens eine Forderung der modernen short story erfüllt (die flüchtige symbolische Schau, die Einordnung der „Handlung" in die Atmosphäre, die dramatische Bewegtheit der „Handlung"), von dem „standardised magazine type", der sich jetzt in den populären Zeitschriften so verheerend breit macht. Die Kurzgeschichte ist jetzt zur Literaturware geworden, sie gilt sogar als erlernbare Kunst, als literarisches Handwerk. Sie appelliert an die ursprünglichsten menschlichen Affekte: Lachen und Weinen, Komik und Humor, Sentimentalität und Rührung[1], ihre Technik beruht auf dem Überraschungsmoment, in dem die ironische, komische oder sentimentale Handlung kulminiert. Fehr[2] mag recht haben, wenn es ihm scheint, als ob die Kurzgeschichte das Kleid wäre, das dem literarischen Genius der Angelsachsen am natürlichsten sitzt, wie ihnen in der Malerei die engere Kunst des Porträts am besten liegt. Aber die wertvollsten und dauerndsten Leistungen der neuen englischen Literatur liegen im Roman, der 1928 ein Viertel der gesamten Buchproduktion ausmachte, nicht in der Kurzgeschichte, deren in knappsten Raum gedrängte Form die

[1] Vgl. Walter Fischer, Amerikanische Prosa. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1926, S. 46.

[2] Prosa, S. 11.

Vertiefung seelischer, ethischer, sozialer Probleme nicht zuläßt. Die Gefahr, daß der best seller die im Roman liegenden künstlerischen Möglichkeiten zum Schaden des allgemeinen geistigen Lebens vernichte, ist allerdings groß[1]. Die Kurzgeschichte scheint jedenfalls in England vollkommen „journalisiert" zu sein.

Je mehr das Kino vordringt, um so mehr dringt auch die Kolportage in die Literatur ein. Um so mehr dringen Sensation und Sentimentalität vor. Sie sind schon lange auf der Bühne heimisch. James Agate hat 1926 („The Contemporary Theatre") statistisch nachgewiesen, daß unter den 54 Aufführungen der Londoner Westend-Theater, die in den letzten 25 Jahren einen „run" von 6 Monaten und darüber hatten, nur 12 ernste Stücke gegen 42 leichte Komödien und Farcen waren, daß in derselben Zeit 85 Operetten und Revuen einen „run" von sechs Monaten und darüber hatten. Die Londoner Geschäftstheater, die sich im Kriege von Hetz- und Hunnenstücken, frivolen Komödien, seichten Operetten, humorlosen Melodramen nährten, bieten auch jetzt noch zum guten Teil nur leichte Unterhaltung und verschwindend wenig ernsthafte Kunst. Der Spielplan dieser vollkommen industrialisierten, vertrusteten, kommerzialisierten Westend-Bühnen wird bestritten von Possen, Operetten, Melodramen, von Detektivstücken Wallacescher Art, in denen Sensation und Spannung auf ihre Kosten kommen, oder von Gesellschaftsstücken in der Art Noel Cowards, die sich in der Melodramatik der Society-Skandale bewegen, um derentwillen man sich „News of the World", das Blatt mit der größten Auflageziffer, abonniert[2]. Diese Theater wollen nur verdienen, möglichst viel verdienen, sie spielen für die große Menge, nicht für die Intellektuellen, sie brauchen keine seelenvollen Schauspielerinnen, sondern solche, die den letzten Burschen auf der Galerie fühlen lassen, daß er ein Mann ist, wie es Robert Hichens in seinem großen Theaterroman „The Bacchante and the Nun" (1927) so drastisch und treffend ausdrückt. Die Zuschauer wollen sich nur unterhalten, wenig denken und möglichst viel oder möglichst wenig (!) sehen. Ernsthafte Theaterstücke bieten in London nur das Old Vic, die privaten Bühnen, die paar Theater der Außenbezirke und in der Provinz einige Repertoiretheater. Rudolf Kircher behauptet zwar in seinem sehr aufschlußreichen Buche „Fair Play, Sport, Spiel und Geist in England" (1927, S. 133ff.), die Londoner und überhaupt die große Masse der Berufstheater böten keinen

[1] Vgl. Englandkunde I, S. 208.

[2] Vgl. Frankfurter Zeitung, Nr. 172, 4. März 1928.

sicheren Maßstab für die Bewertung des englischen Bühnensinnes und Bühnengeschmackes. Die überall außerhalb Londons mächtig aufstrebende Amateurbewegung, nach Kircher die interessanteste und zukunftsreichste Kulturbewegung im heutigen England, mag für die Berechtigung dieser Behauptung sprechen. Ob aber Industrialismus und Puritanismus nicht so tief im englischen Wesen stecken, dessen nationaler Lebensstil die spielerische Attitüde sein soll, kann man bezweifeln. Vorläufig scheint London in Theaterdingen noch die Führung zu haben, und die Besucher der 60 fast nur auf Unterhaltung eingestellten Geschäftstheater, denen etwa ein halbes Dutzend Kulturtheater und 320 billigere und bequemere, auch Sonntags geöffnete Kinos gegenüberstehen, entstammen gewiß zumeist höheren sozialen Schriften, „gebildeteren" Kreisen als die Leser der Kolportageliteratur (obwohl man bei fast jedem gebildeten Durchschnittsengländer auf eine sich in gleicher Weise auf Lion Feuchtwangers wie Edgar Wallaces Romane erstreckende Belesenheit gefaßt sein muß) und als die Kinobesucher, deren Zahl sonntäglich durchschnittlich 400000 Personen ausmacht. Als „Geschmacksträger" stehen jene auf nicht viel höherer Stufe als diese. Das englische Berufstheater ist ebenso industrialisiert wie im Jahre 1900. Im Geburtslande Shakespeares liegt die Verwirklichung des viel erörterten Planes eines Nationaltheaters in ebenso weiter Ferne wie vor 25 Jahren. Der Zustand der Londoner Geschäftstheater spiegelt freilich nicht den Stand der heutigen englischen Dramatik wider, die immerhin beachtliche neue Leistungen von Männern wie John Drinkwater, Allan Monkhouse, C. K. Munro, John Masefield, Gordon Bottomley, John van Druten, Monckton Hoffe und vielen anderen mehr aufzuweisen hat. Für den kulturellen Stand des Volkes besagen sie allerdings ebensowenig wie die Tatsache, daß das Jahr 1928 mit seiner Produktion von insgesamt 14399 Büchern, darunter über 10000 neuen Büchern, ein von keinem früheren Jahre erreichtes Rekordjahr ist. Ebensowenig wie die von jedem Durchschnittsengländer belächelten „highbrows", die schon Galsworthy (Fraternity, 1909) als eine überzüchtete, krankhafte, blasierte, künstlerisch veranlagte Oberschicht schildert, die Aldous Huxley jetzt immer wieder in dekadenten, arroganten, hyperklugen Typen vorführt, die Siegfried Sassoon, übrigens ein ebensolcher Verächter der auch von der Nation abgelehnten hypermodernen Malerei wie der alte Soames (Satirical Poems, 1926), verhöhnt als „intellectual fogies, fools, and freaks", „intellectual bee-hive", „cultured mammals".

Die große Sensation in London ist jetzt der „Talkie", der Sprechfilm. Er weckt im Volke ein ebenso lautes Echo wie der „Schlager", der

dio Kolportage in der Lyrik repräsentiert. Auch schlechte Lyrik erzielt Massenwirkung wie jede literarische Kolportage. Höchste Kunst wird nie Allgemeingut des Volkes[1].

Literatur

Arns, Karl, Jüngstes England. Eugen Kuner, Leipzig 1925.
Derselbe, Katholisches England. Orplid, August-September 1928.
Bode, E. und Paul, A., Seeds and Fruits. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926. Neue Auflage 1929.
Chevalley, Abel, Le Roman Anglais de Notre Temps. Oxford University Press 1921.
Dibelius, Wilhelm, England. 2 Bände. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Leipzig-Berlin 1923. Neue Auflage 1929.
Drew, Elizabeth A., The Modern Novel. Some Aspects of Contemporary Fiction. Cape, London 1926.
Fehr, Bernhard, Englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. In Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft, Berlin-Neubabelsberg 1923.
Derselbe, Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart. Teubner, Leipzig-Berlin 1927.
Gould, Gerald, The English Novel of To-Day. John Castle, London 1924.
Lalou, René, Panorama de la Littérature Anglaise Contemporaine. Kra, Paris 1926.
Masterman, C. F. G., England after War. Hodder & Stoughton, London 1922.
Muir, Edwin, Transition. Essays on Contemporary Literature. The Hogarth Press, London 1926.
Myers, Walter M., The Later Realism. A Study of Characterisation in the British Novel. The University of Chicago Press 1927.
Newbolt, Henry W., New Paths on Helicon. Thomas Nelson & Sons, London (o. J.).
Picht, Werner, England nach dem Kriege. Kösel & Pustet, München 1923.
Riding, Laura and Graves, Robert, A Survey of Modernist Poetry. Heinemann, London 1927.
Schirmer, Walter F., Der englische Roman der neuesten Zeit. Winter, Heidelberg 1923.
Vines, Sherard, Movements in Modern English Poetry and Prose. Oxford University Press 1927.
Vowinckel, Ernst, Der englische Roman der neuesten Zeit und Gegenwart. Stilformen und Entwicklungslinien. Herbig, Berlin 1926.
Ward, A. C., Twentieth Century Literature. The Age of Interrogation. Methuen, London 1928.
Wild, Friedrich, Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870. Drama und Roman. Dioskuren-Verlag, Wiesbaden 1928.
Wildhagen, Karl, Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 1925.

[1] Vgl. Englandkunde I, S. 249f.

Personenverzeichnis

Nachwort

Später als wir es erwartet und gehofft hatten, können wir jetzt den II. Band der „Englandkunde“ vorlegen und damit dieses Handbuch zum Abschluß bringen. Mannigfache Hindernisse äußerer Art waren zu überwinden; durch Krankheit einzelner Mitarbeiter zog sich die Ablieferung ihrer Beiträge hinaus. Dazu traten innere Hemmungen, die es nötig machten, für zwei der ursprünglichen Mitarbeiter zwei andere zu gewinnen. So kam es, daß Herr Studienrat Dr. Arns erst sehr spät unser Mitarbeiter wurde, und wir uns, um das Erscheinen des II. Bandes nicht noch weiter hinauszuschieben, darauf einigten, in diesem Beitrag das moderne Engländertum nur im Spiegel der Literatur betrachten zu lassen, während dieser Schlußbeitrag ursprünglich umfassender geplant war.

In einigen Besprechungen des I. Bandes hat man darin einen Nachteil gesehen, daß die Anordnung der Beiträge zu wenig systematisch sei. Wir geben demgegenüber zu bedenken, daß wir in diesem I. Band die Beiträge vereinigen mußten, die uns zuerst zur Verfügung gestellt werden konnten, und ferner, daß die äußere Anordnung der Beiträge letzthier unwesentlich ist. Die Verbindungen zwischen den einzelnen Kulturgebieten sind so vielseitig, daß Beziehungen zwischen ihnen allen bestehen. Jetzt, wo beide Bände nebeneinander vorliegen, werden die Leser erkennen können, daß alle wesentlichen Kulturgebiete behandelt worden sind und daß erst aus der Gesamtheit aller Beiträge das Bild Englands in Vergangenheit und Gegenwart ersteht. Die Anordnung der Beiträge wird der Leser immer selbst in seiner Hand haben, er wird sie in der mannigfachsten Art miteinander verbinden können. Wichtig war es uns jedoch, trotz unserer Richtung auf das Gesamtbild und der daraus sich ergebenden inneren Verbindung der Beiträge, die einzelnen Beiträge so aufbauen zu lassen, daß jeder von ihnen einen seinem Sachgebiet gemäßen Eigencharakter besitzt.

So mag man es verstehen, daß die einzelnen Beiträge nicht nach einem allgemein durchgeführten Schema angelegt worden sind. Eigenart des Gebiets, Stand seiner wissenschaftlichen Erforschung und vor allem auch die Individualität des einzelnen Verfassers, das sind Kräfte, die sich nicht ausschalten lassen. Daher kommt in einer Reihe von Beiträgen stärker die historische Methode zu ihrem Recht, in anderen die phänomenologische. Hier ist die Gegenwart stärker in den Vordergrund gerückt, dort mehr das historische Werden. In dem einen Beitrag war es möglich, scharf umrissene Wesenszüge des Engländertums zum Aufbauprinzip zu machen, im anderen mußte man sich darauf beschränken, in der Entwicklung hervortretende Richtungen und Bewegungen herauszuheben. Doch wird man, so

verschieden die von den einzelnen Mitarbeitern eingeschlagenen Wege sind, zugeben, daß aus der gleichen Richtung aller Beiträge auf das eine Ziel der Erfassung des Engländertums und der englischen Kultur der innere Zusammenhang gewährleistet wird.

Wissenschaftlich ist der Weg, der von uns und unseren Mitarbeitern eingeschlagen ist. Grundlegend war dabei die Erkenntnis, daß umfassende Synthesen erst auf einer reichen Fülle analytischer Arbeiten und Teilsynthesen aufgebaut werden können, und daß es jetzt darauf ankam, eine wissenschaftliche Englandkunde durch eine Zusammenarbeit führender Wissenschaftler auf den verschiedenen Gebieten hinzustellen. Die Jahre, die zwischen der ersten Aufstellung des Gesamtplanes und dem Erscheinen dieses II. Bandes verflossen sind, haben uns erkennen lassen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Eine große Anzahl von Besprechungen des I. Bandes hat uns das bestätigt. Die zahlreichen Angriffe, die man in den letzten Jahren gegen Kulturkunde in Wissenschaft und Erziehung gerichtet hat, wandten sich gegen solche Versuche, die Wesen und Bedeutung eines Kulturvolkes durch eine einfache und klare Formel erfassen wollten, oder gegen solche, die aus gefühlsmäßiger Abneigung und geistigem Machtdrang heraus geboren wurden. Der Hamburger Neuphilologentag (Pfingsten 1928) hat deutlich gezeigt, daß wir über solche „Kulturkunde", die nur das eigne Wesen für wertvoll hält, hinausstreben müssen. Für uns erscheinen heute Deutschtum, Franzosentum und Engländertum nicht mehr durch unüberbrückbare Klüfte voneinander getrennt, sondern als verschiedene Offenbarungsformen abendländischen Menschentums, als Erscheinungsformen von Völkern, die aus gleicher Not heraus sich vor gleiche Aufgaben gestellt sehen, die zu lösen jedes nach seiner Eigenart sich müht.

Das ist die Grundauffassung, aus der heraus wir zu dem Plan der Englandkunde kamen, die ergänzt wird durch die Frankreichkunde, deren II. Band im Erscheinen ist, und durch eine Amerika- und Spanienkunde, die seit längerer Zeit in Vorbereitung sind. Der Kenntnis und dem Verständnis des Engländertums und seiner Kultur will diese „Englandkunde" dienen, im Rahmen der Gesamtreihe der „Handbücher der Auslandskunde", deren Aufgabe es ist, mitzuarbeiten an der Schaffung der lebensnotwendigen Voraussetzung geistiger Zusammenarbeit der großen Kulturvölker der Welt.

Berlin, den 1. Juli 1929.

Die Herausgeber.

